Geschichte

des

Consulats und Kaiserreichs

von

M. A. Thiers.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. Herm. Rottmann.

Vierundzwanzigster Band.

Mannheim.
Verlag von J. Bensheimer.
1864.

Neunundfünfzigstes Buch.

Zweite Abdankung.

Uebersicht.

Militärische Ereignisse an den verschiedenen Grenzen. — Glückliche Kämpfe und Waffenstillstand in Savoyen. — Niederlage der Vendéer und Waffenruhe mit den Chefs der Insurrektion. -- Ankunft Napoleons in Laon. — Redaktion des Büllletins der Schlacht von Waterloo. — Napoleon prüft, was besser sei: in Laon zu bleiben, um daselbst die Armee zusammenzuziehen, oder sich nach Paris zu begeben, um von den Kammern neue Hilfsquellen zu fordern. — Er zieht Letzteres vor. — Die Wirkung, welche die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo in Paris hervorbringt. — Der Gedanke, daß Napoleon nicht mehr zu siegen verstünde, und für Frankreich deßhalb eine Gefahr ohne Gleichen sei, bemächtigt sich aller Gemüther. — Fast alle Parteien, ausgenommen die Revolutionärs und die als entschiedene Bonapartisten Compromittirten, wollen, daß er abdanke, um die Gefahren zu beschwören, welche er über Frankreich hereinbrechen mache. — Ränke Fouché's, welcher sich einbildet, daß, sobald Napoleon entfernt sei, er Meister der Situation wäre — Seine Umtriebe bei den Repräsentanten. — Er sucht sie zu bestimmen, Napoleon entgegen zu treten, falls dieser versuchen sollte, Frankreich nochmals für einen Verzweiflungskampf zu gewinnen. — Ankunft Napoleons im elyséeischen Palast am

Morgen des 21. Juni. — Seine physische Abspannung. — Verzweiflung Aller, welche ihn umgeben. — Rath der Minister, welchem die Prinzen Joseph und Lucian beiwohnen. — Marschall Davoust und Lucian sind der Ansicht, unverzüglich die Kammern zu vertagen. — Verlegenheit und Schweigen der Minister. — Napoleon glaubt, daß die Zeit eines 18. Brumaire vorüber ist. — Während man noch hin- und herschwankt, läßt Fouché Lafayette die Nachricht zugehen, Napoleon wolle die Repräsentanten-Kammer auflösen. — Großer Tumult in dieser Kammer — Auf den Antrag Lafayette's, erklärt man Jeden für einen Verräther, der es wagen würde, die Kammer zu vertagen oder aufzulösen, und befiehlt ausdrücklich den Ministern zu kommen, um über den Zustand des Landes zu berichten. — Die Gemüther, einmal auf diesem Punkte angelangt, halten sich nicht mehr zurück nnd man spricht überall von Abdankung. — Napoleon, gereizt, erhebt sich aus seiner Niedergeschlagenheit und scheint zu heftigen Maßregeln geneigt. — Regnaud, insgeheim durch Fouché beeinflußt, versucht ihn zu beruhigen und ihm den Gedanken an eine Abdankung nahe zu legen, den Napoleon endlich nicht mehr von sich weist — Während Dessen besteht die lebhaft erregte Repräsentantenkammer auf einer Antwort Seitens der Regierung. — Die Minister begeben sich endlich vor die Schranken der beiden Kammern und schlagen die Bildung einer aus fünf Mitgliedern bestehenden Commission vor, indem sie darin die Mittel zur Wiederherstellung des öffentlichen Wohles erblicken. — Jay's Rede, in welcher er Napoleon bittet, abzudanken. — Antwort des Prinzen Lucian. — Die Versammlung will Napoleon das Scepter nicht entreißen, sie wünscht, daß er es selbst niederlege. — Sie nimmt den Vorschlag der Minister an und ernennt eine aus fünf Mitgliedern bestehende Commission, betraut, im Vereine mit der Regierung, die Mittel zur Rettung des Vaterlandes zu suchen — Die Pairs-Kammer folgt in Allem dem Beispiele der Repräsentanten-Kammer. — Napoleons Umgebung räth ihm, abzudanken. — Sein Bruder Lucian dagegen stimmt für Ergreifung energischer Maßregeln. — Gründe

Napoleons, diese nicht zu ergreifen. — Sitzung der Commissionen beider Kammern, Nachts in den Tuilerieen gehalten. — Lafayette nimmt die Frage, hinsichtlich der Abdankung mit überzeugender Klarheit in Angriff. — Man verweigert Anfangs, ihn anzuhören, um sich mit Finanz- und Rekrutirungsmaßregeln zu beschäftigen; Regnaud aber gibt zu verstehen, daß man, Napoleon schonend, Alles, was man wünsche, von ihm erhalten würde — Bericht dieser Sitzung an die Repräsentanten-Kammer. — Ungeduld daselbst, hervorgerufen durch die Unbedeutendheit dieses Berichtes. — Der seit längerer Zeit schon in Ungnade gefallene General Solignac erinnert die Versammlung an die Achtung, welche man dem Unglücke schulde und eilt in den elyséeischen Palast, um die Abdankung zu erbitten. — Napoleon empfängt ihn mit Milde und verspricht ihm, eine vollkommene und baldige Genugthuung den Kammern zu geben. — Zweite Abdankung. — Napoleon macht dabei die Uebertragung der Krone an seinen Sohn zur Bedingung — Die Abdankung in die Kammer gebracht, verursacht, ungeachtet der Genugthuung, eine allgemeine Betrübniß. — Ernennung einer Exekutiv-Gewalt, um der kaiserlichen Machtvollkommenheit Ersatz zu geben. — Carnot, Fouché, Greunier, Caulaincourt, Quinette sind zu Gliedern dieser Commission ernannt. — Fouché ernennt sich selbst zum Präsidenten derselben. Er gibt insgeheim Vitrolles die Freiheit wieder und pflegt Unterredungen mit den Royalisten. — Er würde dennoch Napoleon II. vorziehen, aber vorhersehend, daß die Bourbonen siegen würden, entschließt er sich, ihnen seine Bedingungen zu stellen. Scenen in der Pairskammer. — La Bédoyère wünscht, daß man unverzüglich Napoleon II. proklamire. — Zwist zwischen Ney und Drouot wegen der Schlacht von Waterloo. — Napoleon sehend, daß man die Frage, hinsichtlich der Uebertragung der Krone auf seinen Sohn zu umgehen sucht, beschwert sich bei Regnaud, getäuscht worden zu sein. — Dieser, Boulay de la Meurth und Defermont versprechen ihm, am nächsten Morgen ihr Möglichstes zu Gunsten Napoleons II. zu thun. — Stürmische Sitzung der Repräsentantenkammer

am 23. — Boulay de la Meurthe enthüllt die royalistischen Umtriebe und fordert, daß man auf der Stelle Napoleon II. proklamire. — Die ganze Versammlung ist hiezu bereit. — Manuel gelingt es, sie durch eine gewandte Rede zu besänftigen und zu bestimmen zur Tagesordnung überzugehen. — Abstimmung der Kammern über verschiedene Maßregeln. — Was sich in diesem Augenblicke an den Grenzen ereignet. — Zusammenziehung der Armee zu Laon und wunderbare Art der Rettung Grouchy's. — Die Armee zählt noch 60,000 Mann, welche bei dem Namen Napoleons II ihren ganzen Eifer wieder erhält. — Grouchy übernimmt den Oberbefehl und führt die Armee, dem linken Ufer der Oise folgend, nach Paris. — Die fremden Generale, Napoleons Abdankung erfahrend, beeilen sich, gegen Paris vorzurücken; aber der stets feurige Blücher, begibt sich zwei Tage vor den Engländern auf den Marsch. — Zunehmende Gährung in Paris. — Die Royalisten sinnen darauf, eine Bewegung zu versuchen, Fouché aber, hält sie durch Vitrolles nieder. — Die Bonapartisten und Revolutionäre wünschen, daß Napoleon sich an ihre Spitze stelle und von den Kammern frei mache. — Zusammenströmen der Föderirten in dem Gange von Marigny und ihre Freudenrufe beim Anblicke Napoleons. — Unruhe Fouché's und sein Wunsch, Napoleon zu entfernen. — Er überträgt die Sorge deßhalb an Marschall Davoust, der sich in den elyséeischen Palast begibt, um Napoleon zu bitten, Paris zu verlassen. — Napoleon siedelt nach Malmaison über und wünscht, daß ihm zwei Fregatten in dem Hafen von Rochefort bereit gehalten würden, um sich nach Amerika zurückziehen zu können. — Fouché verlangt von dem Herzoge von Wellington Sicherheitsbriefe. — Napoleon erwartet die Antwort in Malmaison. — General Beker ist mit der Ueberwachung seiner Person betraut — Vitrolles dringt bei Fouché darauf, daß dieser Crisis ein Ende gemacht werde. — Fouché beabsichtigt: die Schwierigkeit auf das Militär zu wälzen, indem er demselben die Unmöglichkeit einer Vertheidigung erklären läßt. — Die Augen der Royalisten richten sich auf Marschall Davoust. —

Marschall Oudinot benimmt sich mit Marschall Davoust. — Dieser erklärt, daß wenn die Bourbonen es zufrieden wären, ohne Beihilfe fremder Soldaten wiederzukehren, die Personen zu respektiren und Frankreichs Rechte heilig zu halten, er der Erste sein werde: Ludwig XVIII. zu proklamiren. — Marschall Davoust wagt in diesem Sinne einen kühnen Schritt bei der Exekutiv-Commission. — Fouché wagt nicht, ihn hierin zu unterstützen. — In diesem Augenblicke kömmt ein Bericht von den, an die verbündeten Herrscher abgesandten Unterhändlern, aus welchem hervorgeht, daß die europäischen Mächte nicht auf der Wiederherstellung der Bourbonen bestehen. - Dieser Rapport wird zu einem neuen Vorwand, um jeden Entschluß zu vertagen. — Die feindlichen Armeen nähern sich Paris. — Man ernennt neue Unterhändler, um einen Waffenstillstand zu erhalten. — Besondere Dispositionen des Herzogs von Wellington. — Seine ausnehmende Klugheit. — Seine Rathschläge an den Hof von Gand. — Verfügungen dieses Hofes. — Gedanken der Rache. — Auslassungen Blaca's und große Gunst bezüglich Fouché's. — Momentanes Kaiserreich Talleyrand's. — Ankunft Ludwigs des XVIII. in Cambray. — Seine Erklärung. — Der Herzog von Wellington will nicht, daß man gewaltsam in Paris eindringe und wünscht im Gegentheil, daß man, um die Bourbonen nicht unpopulär zu machen, friedlich einziehe. — Heftigkeit Blüchers, welcher trachtet, sich Napoleons zu entledigen. — Edle Worte des Herzogs von Wellington. — Die zur Abschließung eines Waffenstillstandes ermächtigten Commissäre besprechen sich mit Letzterem. — Er verlangt, daß man ihm Paris übergebe und Napoleon ausliefere. — Fouché beschließt, Napoleon schleunig abreisen zu machen. — Dieser in Kenntniß gesetzt von dem Anzuge der feindlichen Armeen und wissend, daß die Preußen um zwei Tagemärsche den Engländern voraus sind, bietet der Exekutiv-Commission an, für einige Stunden den Oberbefehl über die Armee zu führen, verspricht eine Schlacht zu gewinnen und alsdann abzutreten. — Dieser Vorschlag wird zurückgewiesen. — Abreise Napoleons nach Rochefort am 28. Juni. — Da er ab-

gereist, kann der Herzog von Wellington seine Auslieferung nicht mehr verlangen, bedeutet aber, daß man sich entschließen müsse, die Bourbonen anzunehmen, und versichert von diesen ein weiseres Benehmen. — Unterredung mit den französischen Unterhändlern. — Die geheimen Agenten Fouché's geben ihm, mit jenen der Letzteren gleichlautende, Aufschlüsse, aus welchen hervorgeht, daß die Bourbonen unvermeidlich sind. — Fouché sieht ein, daß man zu einem Entschlusse kommen müsse und beruft einen großen Rath zusammen, bei welchen die Büreau's der Kammern und mehrere Marschälle erscheinen. — Er will die Verantwortlichkeit auf Marschall Davoust laden, indem er ihn zu bestimmen sucht, die Unmöglichkeit einer Vertheidigung zu erklären — Der Marschall, ärgerlich über die niedern Schliche Fouché's, kündigt an, daß er bereit sei eine Schlacht zu liefern und verspricht zu siegen, wenn er nicht in den ersten zwei Stunden falle. — Verlegenheit Fouché's. — Ansicht Carnot's daß Widerstand unmöglich sei. — Die Frage wird einem besonderen militärischen Rath vorgelegt. — Fouché stellt die Fragen der Art, daß er die gewünschten Antworten erhält. — Aus den Antworten dieses Rathes geht die Nothwendigkeit hervor, zu kapituliren. — Glänzender Kampf der Cavallerie unter Exelmans gegen die Preußen. — Trotz dieses Erfolges fühlt Jedermann die Nothwendigkeit, zu unterhandeln. — Man schickt Commissäre an Marschall Blücher nach St. Cloud. — Jene Commissäre kommen durch das Quartier Davoust's. — Scenen, welchen sie daselbst anwohnen. — Sie begeben sich nach St. Cloud. — Convention hinsichtlich der Uebergabe von Paris. — Inhalt der verschiedenen Artikel. — Die französische Armee soll sich hinter die Loire zurückziehen und die Nationalgarde allein den Dienst in der Hauptstadt versehen. — Scenen der Föderirten und der französischen Armee während ihres Zuges durch Paris. — Fouché hat zu Neuilly eine Zusammenkunft mit dem Herzoge von Wellington und Talleyrand. — Da er keine genügende Bedingungen erhalten kann, resignirt er und nimmt das Polizei-Portefeuille an. — Seine Collegen betrachten sich als verrathen. — Er

kehrt nochmals nach Neuilly zurück und erhält eine Audienz bei Ludwig dem XVIII. — Er bereitet Alles zum Einzuge dieses Monarchen vor und läßt die Kammern schließen. — Die allgemeine Meinung ist, daß er alle Parteien verrathen habe. — Ueberſicht und Beurtheilung des Zeitabschnittes, welchen man »die hundert Tage« nennt.

Die Begebenheiten an unserer östlichen Grenze waren weniger großartig, aber dafür auch weniger unglücklich. General Rapp hatte sich in Straßburg, General Lacourbe in Béfort eingeschlossen; und diesem Letzteren, nach Kämpfen, würdig der Zeit, in welcher er die Alpen den Oestreichern und Russen streitig gemacht, war es gelungen, den Feind zurückzuhalten. — Deßgleichen war es dem stets glücklichen und gewandten Marschall Suchet möglich gewesen, sich an der Schweizer und Savoyer-Grenze mit einer Armee von 18,000 Mann gegen eine von 60,000 zu behaupten. Mit nur 8—9000 Mann Linientruppen und fast ebensovieler mobilisirter Nationalgarde, vertheidigte er den Jura und die Alpen von les Rousses bis Briançon, setzte Lyon in Vertheidigungszustand und machte mit seinen aktiven Truppen eine Annäherung, von Chambéry her, streitig. — Aus den Fehlern der Oestreicher Nutzen ziehend, hatte er dieselben zurückgeworfen und ihnen, auf die Nachricht von dem Unsterne bei Waterloo, einen Waffenstillstand vorgeschlagen. Der Marschall, darüber entrüstet, daß der Feind die Uebergabe Lyon's und Grenoble's verlangte, hatte ihn angegriffen und demselben 3000 Mann getödtet oder gefangen.

Der bestürzte östreichische General Frimont hatte den Waffenstillstand angenommen, und eingewilligt, die Grenze von 1814 als Trennungslinie der beiden streitenden Heere anzuerkennen.

In der Vendée war der Stand der Dinge ein ebenso günstiger. — Man hat gesehen, daß die vendéeischen Anführer nach dem Ueberfalle von Aizenay sich, unzufrieden mit den Engländern und La Rochejaquelein, zerstreut und bereit waren, in ihre früheren Zwistigkeiten zurückzufallen. Louis de La Rochejaquelein, welcher Obergeneral der Insurrektion geworden war, hatte die Direktion seines Generalstabes einem ehemaligen republikanischen, mit dem Kaiserreiche zerfallenen Officier, dem General Canuel, übertragen. Obgleich de Sapinaud, de Suzanet und d'Autichamp sich weigerten, einen einzigen Chef anzuerkennen, so hatten sie doch aus Ehrerbietung für die königliche Gewalt und Respekt für den hervorleuchtenden Namen La Rochejaquelein, sich gefügt. — Bald aber verletzte Louis de La Rochejaquelein, — von General Canuel dazu bestimmt, den Oberbefehl wie bei einer regulären Armee zu centralisiren, — die verschiedenen Chefs durch diese den Sitten der Vendéer so ganz entgegengesetzte Leitung. Alsdann hatte er sie ferner gekreuzt, indem er sie nach dem Marais führen wollte, um daselbst eine Hilfe von der englischen Flotte zu erwarten, an deren Ankunft sie nicht glaubten. — Sie hatten zuerst Einwendungen auf Grund ihres geringen Vertrauens an Englands Beistand erhoben; sodann auch hinsichtlich der Gefahr, sich im Marais zu versammeln, nämlich zwischen den Truppen des Generals Travot, welche zu Bourbon-Vendée standen, und den-

jenigen des Generals Lamarque, in Nantes, — also in einem ganz offenen Lande, wo sie noch immer geschlagen worden und stets dem Hungertode ausgesetzt waren. In demselben Augenblicke kamen de La Béraudière, de Malartic und de Flavigny, von Fouché abgesandt, in der Vendée an, um einen Waffenstillstand in Vorschlag zu bringen, der sich darauf gründete, daß die große Frage in Flandern ihre Erledigung finden werde und es folglich unnöthig wäre, in der Vendée Blut zu vergießen, wo sie sich ja doch niemals entscheiden würde. — Diese Unterredungen gelangten zu den Ohren La Rochejaqueleins, der — hieraus ein Verbrechen machend — de Sapinaud, de Suzenet, und d'Antichamp ihrer Befehlshaberstellen, als ihrer Sache ungetreu, entsetzte. — In der Vendée aber, war der Oberbefehl durch das Volk, nicht durch den König gegeben. De Sapinaud, de Suzanet und d'Autichamp waren deßhalb an der Spitze ihrer Truppen geblieben und hatten es Louis de La Rochejaquelein überlassen, sich im Marais allein herumzuschlagen, wo er, durch außerordentliche Tapferkeit versuchend, sich aus dieser Lage zu befreien, an der Spitze einer Colonne von 1500 Mann den Tod fand; seine Leute wurden zerstreut.

De Sapinaud war ihm als Oberbefehlshaber gefolgt. Die Chefs hatten von Neuem die Waffen ergriffen und waren nach la Roche-Servient marschirt, wo sie, mit General Lamarque zusammentreffend, eine blutige Niederlage erlitten und 3000 Mann verloren. De Suzenet war in diesem Kampfe, von mehreren Kugeln durchbohrt, gefallen. Ueberzeugt nun, daß sie sich nicht länger halten könnten, und daß sie es An-

dern überlassen müßten, das Königthum wiederherzustellen, hatten die vendéeischen Chefs, den Vorschlägen Fouché's Gehör gebend, die Pacifikation ihrer Provinz unterzeichnet, nachdem sie unnöthig ihr Blut und das tapferer Soldaten, welche in Flandern besser verwendet worden wären, geopfert hatten.

An den Grenzen und im Innern also, wäre nichts entschieden verloren gewesen, wenn man in Paris das große Unheil von Waterloo besser zu ertragen verstanden hätte.

Napoleon hatte sich von Charleroy nach Philippville gewendet, begleitet von einer kleinen Anzahl Reiter aller Waffengattungen. Am Morgen des 19. vor dieser Festung angelangt, wurden ihm nur mit Mühe die Thore geöffnet, indem der Gouverneur in diesem Zustande den Kaiser der Franzosen nicht erkannte. — Bald aber mit Ehrfurcht und Schmerz im Innern des Platzes empfangen, hatte Napoleon daselbst Bassano und einige seiner Officiere, ganz verstört und ihrer ganzen Bagage beraubt, wiedergefunden; denn nichts, auch nicht einmal die kaiserlichen Wagen, waren gerettet worden. — Nach einigen Augenblicken, welche den traurigsten Mittheilungen gewidmet wurden, gab der Kaiser verschiedene Befehle. — Er schrieb an seinen Bruder Joseph, um ihm den kürzlichen Umschlag der Dinge mitzutheilen und ihn aufzufordern: die Minister zusammenzuberufen und mit ihnen die Entschlüsse vorzubereiten, welche die Umstände erforderten. Dann, von Dienern begleitet, bestieg er die schlechten Wagen, die man ihm zu verschaffen vermocht und nahm den Weg nach Laon, wo

er befohlen hatte, daß die Trümmer seiner Armee sich sammeln sollten.

In Laon angekommen, wohin der Lärm von unserm Unglück bereits gedrungen war, empfing Napoleon von den Behörden der Stadt und den Chefs der Garnison Beileidsbezeugungen, welche ihn rührten, — wornach er die nächsten Stunden dazu verwandte, über das jetzt einzuhaltende Benehmen zu berathen. Mit einem Blicke hatte er das ihm zunächst Bevorstehende durchdrungen und allzu klar gesehen, daß das Resultat, welchen Weg er auch einschlagen mochte, immer dasselbe bliebe. Er hatte sein Glück auf einen Wurf gesetzt, die Würfel waren schlimm gefallen, und dieses Glück war unwiderbringlich verloren. — Die Art, den Stand der Dinge anzusehen, flößte ihm eine bewunderswerthe Resignation ein, verminderte aber auch vielleicht seine Energie und selbst die Sorge, welche er darauf verwenden mußte, abzuwägen, welcher Entschluß zu fassen sei. — Eine gewisse Art von Ungleichheit, — manchmal ruhig und sanft, manchmal bitter und verachtend, — wurde seine ständige Stimmung in einem Zeitpunkte, in welchem er mit weniger Scharfblick und mehr Wunsch sich zu retten, — wenigstens für einige Zeit das Schicksal hätte beschwören können. — In der That; einige Stunden schienen ihm der einzige Gewinn, den er aus den Begebenheiten ziehen konnte und es war wohl nicht wahrscheinlich, daß um einen solchen Preis, er eine bedeutende Anstrengung versuchen würde.

Das Dringendste war nun: Frankreich einen genauen Bericht über die Schlacht am 18. Juni zu liefern. Napoleon hatte de Bassano, den großen Mar-

schall Bertrand, General Drouot, de Flahault, de La Bédoyière und seine Adjutanten bei sich. — Er verfaßte selbst das Schlachtbülletin mit der Intention, die genaue Wahrheit darzustellen, ohne irgend Jemanden zu beschuldigen. Nachdem er rasch das Bulletin diktirt hatte, las er es den Anwesenden vor, indem er ihnen sagte, daß er wohl einen Theil des Unglücks dieses Tages Marschall Ney zuschreiben könne, er sich aber wohl hüten werde, dies zu thun, da Jedermann nach bestem Vermögon gehandelt und Jedermann Fehler gemacht. Es wäre in der That auch grausam gewesen, hätte man die Verantwortlichkeit der Niederlage auf einen Mann wälzen wollen, welcher, um dieselbe zu verhindern, soeben erst einen ans Wunderbare grenzenden Heroismus entfaltet hatte. Er dachte nicht an Marschall Grouchy, dessen Benehmen er ignorirte, indem er seine Abwesenheit noch einer außerordentlichen Ursache zuschrieb. — Alles ward also den Umständen zur Last gelegt, sowie der fieberhaften Ungeduld der Cavallerie. Napoleon blieb, nachdem er noch Drouot, den Mann des Rechtes und der Wahrheit darüber zu Rathe gezogen, auf diesem Bulletin stehen, welches durch einen außerordentlichen Currier nach Paris expedirt wurde. Er besprach sich alsdann mit den ihn umgebenden Personen, was zunächst nun zu beginnen sei.

Was sollte er zu Laon thun? Sollte er ruhig den Zusammenzug der Reste der Armee abwarten? und in was bestanden dieselben noch? Genügten sie, um dem Feinde nochmals die Spitze zu bieten, um dessen Marsch wenigstens für einige Tage aufzuhalten, damit Paris Zeit gewänne, seine Thore zu schließen,

seine Redouten zu besetzen und die Corps zu versammeln, welche dazu bestimmt waren, die Garnison von Paris zu bilden? — Oder war es besser, während der Generalstab und Prinz Jérôme die Armee bei Laon zusammenzogen, nach Paris zu eilen, sich den Kammern zu zeigen, ihnen die volle Wahrheit mitzutheilen und sie um die Mittel anzugehen, den letzten Unstern zu beschwören? — — Es waren solche vorhanden, wenn die Kammern, offen und einig mit der Regierung, ihn unterstützen wollten. — Napoleon hatte vorher schon umsichtige Vorkehrungen getroffen, selbst für Annahme einer allenfallsigen großen Niederlage, so daß ihm also immer noch ansehnliche Chancen zu einem glücklichen Widerstande blieben. Die Kammern konnten durch ihre Ergebenheit zur allgemeinen Sache viel beitragen. — Alles hing somit von der Festigkeit und Uebereinstimmung der öffentlichen Gewalten ab. — Konnte Napoleon diese Festigkeit und Uebereinstimmung nicht eher bewirken, wenn er anwesend, als wenn er abwesend war?

Es war dies eine Frage von schwerer Bedeutung, welche sich zum dritten Male in Napoleons Laufbahn darbot. — Da er in sich die doppelte Eigenschaft des Generals und Chefs des Kaiserreiches vereinigte, mußte er sich bei manchen hochwichtigen Gelegenheiten fragen: was vorzuziehen wäre, mehr als Regent oder als Feldherr aufzutreten? Bei mehreren dieser Dilemma's hatte er das militärische Interesse dem politischen geopfert und bisher war er in seinen Berechnungen immer glücklich gewesen, wenn auch manchmal auf Kosten seines Rufes; denn er hatte dadurch nur zu oft seinen Feinden Veranlassung gegeben zu sagen: wenn er die

Armee in's Unglück gestürzt, habe er keine andere Sorge gehabt, als seine Person zu retten. — Es war dies ein Vorwurf des Feindes, denn bei jeder seiner Conjunkturen hatte er stets ein großes Ziel erreicht. — In der That, als er die Armee in Egypten verlassen, um in Paris eine Regierung zu gründen, war er Consul und Kaiser geworden. Als er nach dem Feldzuge von 1812 seine Armee bei Smorgoin verließ und Teutschland durcheilte, gelang es ihm wieder die Mittel zu finden: Europa bei Lüzen und Bauzen zu besiegen. Hätte er es damals vermocht, seinem Stolze Opfer zu bringen, würden diese Schlachten hingereicht haben, seine Krone zu retten. — Er hatte also durchaus verständig gehandelt, weil er sich durch das erste Mal die Macht erworben und durch das zweite Mal bewahrt hatte. — Sollte es ihm zum dritten Male in gleicher Weise gelingen?

Die Frage war eine der schwerst zu entscheidenden. Als er aus Egypten zurückkehrte, erschien er im Glanze des Ruhmes, gegenüber einer allgemeinen Mißachtung gegen das Direktorium; er brauchte sich nur zu zeigen, um zu triumphiren. Als er so plötzlich aus Rußland zurückkehrte, hatte man noch nicht aufgehört, ihn für unbesiegbar zu halten; man suchte die Erklärung eines als vorübergehend angesehenen Unglücks in der Ungunst der Elemente; überdieß hatte man noch keine Idee von einer anderen Regierung als der seinigen gefaßt, und konnte mithin von dem Patriotismus Frankreichs die Mittel zu einem abermaligen Feldzuge erhalten. Jetzt aber war Alles verändert. Man war nun daran gewöhnt, ihn besiegt zu sehen, — man glaubte immer noch an sein Genie,

aber nicht mehr an sein Glück; man maß seinem Despotismus und Ehrgeiz das Unglück Frankreichs bei und schrieb die neue Crisis ganz besonders seiner unheilbringenden Rückkehr von der Insel Elba zu. Die Bourbonen hatten durch ihre Fehler diese Rückkehr vorbereitet; man hatte ihn, als aus den Händen der Armee empfangend, geduldet, und zwar in der Hoffnung, daß er noch einmal siegen werde. Aber, da dieser einzige Nutzen, den man von ihm erwartete, nämlich der, zu siegen, nebst seinem übrigen Glanze entschwunden, behielt er wohl noch einige Gewalt über die schon von seiner letzten Niederlage gegen ihn erkalteten, und jetzt wahrscheinlich mehr noch als erkalteten Kammern? Werden sie nicht eher noch den unglücklichen Helden verunglimpfen, wie dies die Menschen so oft thun? und wäre es nicht besser, lediglich an der Spitze einer Armee zu bleiben, welche ihn vergötterte und seine Unfälle einzig und allein dem Verrathe zuschrieb? — Erschiene er nicht imposanter in Mitte einer, wenn auch jetzt besiegten, doch immerhin noch Achtung gebietenden Armee, als allein vor den Schranken einer, gegen den Despoten ohne Soldaten, unerbittlichen Versammlung?

Napoleon hatte das geheime Vorgefühl, in Laon zu bleiben. — Die Ansichten seiner Umgebung waren getheilt; Alle aber kamen darin überein, daß eine mächtige Hand die Zügel der Herrschaft erfassen müsse, um die Parteiung zu dämpfen und die Intriguen niederzuhalten. Demungeachtet verharrte er lange Zeit in einer Art stillen Widerstandes, bis endlich zwei Gründe, — seinem Gefühle entgegen — ihn zu einem Entschlusse führten. Einerseits wirkte auf ihn ein Brief

des Grafen Lanjuinais, Vorsitzender der Repräsentantenkammer, geschrieben — es ist wahr — vor Ligny und Waterloo — aber so sehr das Gepräge zuneigender Empfindungen tragend, daß sich wohl auf die Stimmung der ganzen Versammlung schließen ließ; — betrachtete man anderseits, was ihm in Laon die Umgebung bildete, so waltete wenig Versuchung ob, daselbst zu bleiben. Wenn Napoleon 50—60,000 Mann noch unter der Hand gehabt hätte, um zwischen Paris und der Grenze operiren zu können, so hätte ihn nichts bestimmt, jene zu verlassen; denn mit seiner Art, zu maneuvriren, würde er die siegreichen Generale aufgehalten, den Gemüthern Zeit gelassen, sich aufzurichten, der Nationalgarde herbeizueilen und durch seine stolze Haltung seine inneren und äußeren Feinde im Zaume gehalten haben. — Aber man war höchstens 3000 Flüchtlingen zwischen Laon und Philippville begegnet, getragen auf den Flügeln der Flucht, und es waren wenigstens 8 –10 Tage nöthig, um 20,000 Mann zusammenzubringen', welche das Ansehen organisirter Truppen hatten. — „Ach!“ sagte man dem Kaiser, „wenn Grouchy ein tüchtiger General wäre, — wenn man nur einigen Grund hätte, zu hoffen, daß er die 35,000 Mann, welche unter sein Commando gestellt waren, gerettet hätte, so würde man bald hinter dieser Deckung andere 20,000, Napoleon ergebene Streiter, beisammen haben und mit 60,000 entschlossenen, kriegsgewohnten Leuten, könne man sich noch einmal auf den Feind werfen, ihm eine Schlacht abgewinnen, seinen Marsch aufhalten und das wankende Glück Frankreichs wieder befestigen. Aber Grouchy mußte

gegenwärtig Gefangener der Preußen oder Engländer sein.

Hätte Napoleon Grouchy in Freiheit gewußt, würde er sicherlich in Laon geblieben sein; da er jedoch im Gegentheile allen Grund hatte, ihn gefangen zu glauben, zog er es vor, sich nach Paris zu begeben. Man kann also sagen, daß Grouchy ihn zweimal zu Grunde richtete, — einmal, indem er verkehrt handelte und ein anderes Mal, indem er fürchten ließ, daß er nicht verkehrt gehandelt habe, was jedoch nicht der Fall war, denn er hatte sich wunderbarer Weise mit seinem Armeecorps gerettet. — Nachdem Napoleon seinen Entschluß gefaßt, gab er den Befehl, daß sich die Nationalgarde in der ganzen Umgegend in Masse erhebe, um die Flüchtlinge zu sammeln und nach Laon zu senden. Er nahm seinen Bruder Jérôme, welcher am Arme und an der Hand verwundet war, mit sich und hinterließ den Oberbefehl über das Heer dem Chef des Generalstabs, Marschall Soult. Diesem war der Auftrag geworden, die Truppen wieder zu organisiren, denn sowie des Kaisers dringendste Geschäfte erledigt seien, wollte derselbe zurückkehren und das Commando auf's Neue übernehmen. Napoleon reiste am 20. Juni nach Paris ab.

Während Napoleon jenen ernsten Entschluß faßte, fiel Paris bei der Nachricht von dem Unsterne bei Waterloo zuerst in eine dumpfe Niedergeschlagenheit, von welcher es zur heftigsten Aufregung überging. Die Schlag auf Schlag folgenden Nachrichten von einem entscheidenden Erfolge in der Vendée und einem sichern gegen die Alpen zu, sowie einem glänzenden bei Ligny, hatten Vertrauen eingeflößt und man war ver-

sichert, daß es mit Glück und Mäßigung gelingen werde, einen ehrenvollen Frieden abzuschließen. — Jene befriedigenden Nachrichten beschäftigten die Gemüther bis zum 18.; am 19. cirkulirte kein Bericht; am 20. hörte man, daß die Minister plötzlich zum Prinzen Joseph gerufen worden und die verzweifeltsten Gerüchte verbreiteten sich in der Hauptstadt. Bald wußte man, daß Joseph ein großes Unglück den Mitgliedern der Regierung angekündet und ihnen anempfohlen hatte, ruhig die Weisungen, welche der Kaiser geben würde, abzuwarten. — Die Ruhe jedoch war leichter anzurathen als zu bewahren. Die Bewegung war eine lebhafte, und die Meinung, daß Waterloo das Signal zu einer neuen Revolution würde, bemächtigte sich aller Köpfe. In der That, der Gedanke, welcher seit der Rückkehr von Elba alle Gemüther beherrschte, war, daß, wenn Napoleon durch den Haß, welchen er Europa einflößte, für Frankreich eine Gefahr war, er auch wieder durch die Macht seines Degens, eine Sicherheit für dasselbe wurde. Da nun aber dieser Degen bei Waterloo zerbrach, so gelangte man allgemein zur Ueberzeugung, daß er jetzt lediglich noch eine Gefahr sei, und daß er folglich noch einmal vom Throne steigen müsse, um dieselbe abzuwenden. Die gemeinen Verehrer des Erfolges sagten ganz einfach, daß er eine letzte Partie gespielt, dieselbe verloren habe und nothwendig nun seinen Platz für Andere räumen müsse. Diejenigen Leute jedoch, welche ihre Ansichten aus einer höhern Quelle schöpften, sprachen sich dahin aus, daß er, nachdem er Frankreich durch seine erste Regierung Europa gegenüber blosgestellt hatte, er besser gethan hätte, nicht wiederzukehren; daß aber, einmal

zurückgekehrt durch einen verwegenen Versuch, es nur eine Art gegeben hätte, denselben zu entschuldigen, und diese wäre eine gute Politik und der Sieg; daß nun, da er den Sieg nicht errungen, er sich selbst opfern müsse, um den Gefahren ein Ende zu machen, deren Ursache er war, ohne ein Gegenmittel in Bereitschaft zu haben.

Diese Ansicht ward in kürzester Frist die allgemeine und Jeder drückte sie auf seine Weise aus. Die Royalisten, die Beute einer närrischen Freude, proklamirten laut, daß der unmittelbare Verlust Napoleons ein Opfer wäre, welches dem Heile Frankreichs gebühre, und daß er in jedem Falle eine gerechte Strafe für seine Attentate sei. Die ehrlichen Revolutionäre und die jungen Liberalen, welche, ohne Napoleon zu wünschen, ihn aus den Händen der Armee empfangen hatten, als den einzigen Mann, der fähig wäre, die Revolution in Frankreich zu vertheidigen, und sehend, daß sie zu viel gehofft, wenn auch nicht von seinem Genie, so doch von seinem Glücke, waren verwirrt, verzweifelnd und standen nicht an zu sagen, daß man ausschließlich an Frankreich denken müsse, um dasselbe, wenn nicht mit Napoleon, ohne ihn zu retten. — Die Anhänger der bonapartistischen Dynastie — aus Neigung oder Interesse — sowie die vollständig compromittirten Revolutionäre waren die Einzigen, welche es wagten auszusprechen, daß man sich entschlossen um Napoleon schaaren und sich mit ihm unter den Ruinen des Kaiserreiches begraben müsse.

Einige starke Geister — es ist wahr, derselben waren nicht viele — stimmten dieser Meinung aus bessern Gründen bei. Sie sagten, daß, da man den

Fehler gemacht, Napoleon zurückzurufen, oder aber ihn habe kommen lassen, so sei die einzige Art, denselben wieder gut zu machen die, zu beharren und sich fest mit ihm zu verbinden, — daß hinlängliche Quellen blieben, den Krieg fortzusetzen, — daß dieselben nochmals seinen Händen anvertraut, von Wirkung werden könnten, — daß mit ihm, als Chef, hinsichtlich des Widerstandes gegen den Feind, der Erfolg ein möglicher, ohne ihn ein unmöglicher wäre, — daß die Hoffnung, mit Europa zu unterhandeln, indem man Napoleon opfere, nicht nur wenig ehrenvoll, sondern chimärisch wäre, — daß Europa ohne Zweifel Napoleon übel wolle — aber keine besseren Gesinnungen gegen Frankreich hege, — daß es der Welt die besten Versprechungen machen würde, und daß, wenn man die Schwäche hätte, es anzuhören, Gott allein wisse, was aus dem Lande und seiner Freiheit würde.

Zwei hervorragende Männer theilten diese Ansicht — Carnot und Sieyès. Der Erstere war sein Anhänger geworden dadurch, daß er drei Monate bei Napoleon gelebt und ihn einfach, offen, bereit seine Fehler zu erkennen, wenn man sie ihm nicht vorwarf und ganz auf die Vertheidigung des Landes bedacht, gefunden hatte; der Letztere, Napoleon jetzt ebensowenig wie früher liebend, beurtheilte die Lage der Dinge mit gewohnter Geistesüberlegenheit und dachte, daß man entweder mit Napoleon widerstehen oder sich unverzüglich den Bourbonen ergeben müsse. Da nun letztere Lösung für ihn unannehmbar war, zögerte er nicht, die Meinung auszusprechen, sich mit Napoleon offen und energisch zu vereinigen, indem man seinen Händen sämmtliche Kräfte des Landes anvertraue. Er

äußerte diese seine Ansicht in sehr lebhafter Weise gegen Lanjuinais, den er sehr erschüttert durch die Nachricht von Waterloo fand. Lanjuinais war in der That einer Derjenigen, welche nur durch die Gründe des öffentlichen Nutzens sich mit Napoleon vereinigt hatten, und welche, die Gründe schwinden sehend, sich nun durch nichts mehr an ihn gebunden fühlten. „Bedenken Sie wohl!“ sagte ihm Sieyes, „was Sie thun; denn Sie haben nur diesen Mann, um sich zu retten. Sie bedürfen nicht eines Tribunen, sondern eines Generals. Er allein hält die Armee und versteht sie zu befehligen. Zerbrechen Sie ihn, nachdem Sie sich seiner bedient haben, und ich werde ihn nicht beklagen; — vielleicht werden Sie durch ihn der Gefahr entrinnen, andernfalls werden Sie sicher die Revolution und Frankreich selbst zu Grunde richten!“

In einer gewissen Hinsicht hatte Sieyès Recht. Wenn man die Freiheit durch die neuen Liberalen und die alten Revolutionäre triumphiren lassen wollte (wohlverstanden: durch Diejenigen, welche kein Exceß befleckte) — Alle aufrichtig der edlen Sache ergeben und wohlverdienend, daß sie durch ihre Hände siege, — wenn man Frankreich vor der Demüthigung, einer durch Fremde aufgedrungenen Regierung unterthan zu sein, bewahren wollte, — wenn man seinen Boden, seine Größe vor den Gewalten eines siegreichen Feindes schützen wollte — so gab es nur eine Rettung, d. h. zuerst die Einigung unter sich und dann mit Napoleon. Er allein konnte von der Armee und der energischen Partei der Nation die letzten Anstrengungen des Patriotismus erhalten; er allein war fähig, dieselben wirksam zu machen. Zu glauben, daß man

mit einer revolutionär constituirten Versammlung die Vortheile und die Thatkraft der nationalen Convention erneuere, war ein Traum, unverbesserlicher Wahnsinniger, wie sie zu jeder Zeit sind und wie damals sehr viele unter der Partei der Revolutionäre waren.

Anzuerkennen ist jedoch, daß, unabhängig von der Lösung, welche darin bestand, die Freiheit und Unverletzlichkeit des Bodens durch die Hand Napoleons zu retten, es noch eine andere gab. Die Freiheit war unter den Bourbonen nicht unbedingt verloren, — weit entfernt davon! — denn sie besaß die Macht, über sie zu triumphiren, wie sie erst kürzlich über Napoleon triumphirt, indem sie ihm die „Anfügung" abgedrungen und, die Integrität des französischen Bodens anlangend, war so viel Zweifel an dem Erfolge eines letzten Kampfes gegen die feindlichen Armeen vorhanden, daß eine freiwillige Annahme der Bourbonen, indem man mit ihnen unterhandelte und ihnen, oder Europa, welches sie unterstützte, Bedingungen stellte, als die nicht nur wahrscheinlichere, sondern auch minder gefahrvolle Lösung erschien, vorausgesetzt, daß man die Sache gewandt und ehrlich zu leiten verstand. — Ein guter Bürger konnte sich ein solches Ziel setzen, doch nur, wenn er nicht an sich, sondern an das Land dachte, — wenn er Bedingungen im Interesse der Freiheit und des Bodens, nicht seiner selbst und seines Ehrgeizes machte, mit einem Worte: es mußte von seiner Seite ein patriotisches Unternehmen und nicht eine niedrige, egoistische Intrigue sein. — Aber obgleich die Männer, aus welchen die beiden Kammern bestanden, bereit waren, Napoleon zu opfern, waren

sie doch nicht vorbereitet, die Bourbonen zu empfangen, sei es aus Abneigung oder aus Interesse, so daß, um einen solchen Wechsel zu bewirken[1], es einer vollkommenen Redlichkeit, einer ausnehmenden Gewandheit und eines außerordentlichen Einflusses auf die Gemüther bedurfte, was eine seltene Persönlichkeit bedingte und diese Persönlichkeit war nicht vorhanden.

Zwei Männer vermochten in diesem Augenblicke viel, um das Land zu retten, diese waren Marschall Davoust und Fouché. Davoust übte eine verdiente Gewalt über das Heer aus. Er allein besaß nach Napoleon die nöthige Autorität, um dasselbe zusammenzuhalten, und wenn er in Paris that, was er in Hamburg gethan, konnte er längere Zeit das siegreiche Europa aufhalten, — seine Ehrlichkeit schützte gegen jeden Argwohn, aber, wenn ihm auch nicht der politische Sinn fehlte, so ermangelte er doch jeder politischen Gewandtheit, — er war nur eines Benehmens fähig und dies bestand darin, die Glieder der Regierung zu versammeln, ihnen beherzt vorzuschlagen, was er für das Beste hielt und wäre es sogar die Zurückberufung der Bourbonen, — hörte man ihn nicht — seinen Degen zu zerbrechen. Aber er war unfähig, die streitenden Parteien zu einem Ziele zu führen und vor Allem war es ihm unmöglich, sich, sei es auch nur für wenige Tage, zu ehrenvollem Zwecke zu verstellen. — Fouché war ein durchaus Anderer. Gewiß, wenn ihm auch die Redlichkeit, die Uneigennützigkeit, die Gewalt über die Armee vollständig mangelten, — die Art, wie man Parteien täuscht, sie zu einem Ziele führte, und keck dabei leugnete, daß dies seine Absicht sei, — verstand er vortrefflich. Mit ei=

nem Worte, er besaß zu viel von Dem, was Davoust zu wenig hatte, und in einer Revolution, wie diese, in welcher es nur für das Land zu denken gab, war er unvermögend an etwas Anderes zu denken, als an sich selbst. — Die Nachricht von dem Unsterne bei Waterloo ward für seine Thätigkeit, seine Eitelkeit und seine Ehrbegierde ein außerordentlicher Stachel. Von Napoleon befreit sein, entschädigte ihn, und zudem gab diese Begebenheit den Bourbonen fast gewisse Aussichten; ungerechnet, daß bei der gegenwärtigen Verwirrung der Dinge — da der Riese geschlagen — in dem Chaos er keinen Kopf bemerkte, der den seinigen zu dominiren im Stande gewesen wäre. — Er sah sich allein als Herr der Begebenheiten, im Jahre 1815 diejenige Rolle spielend, welche Talleyrand im Jahre 1814 gespielt und zwar noch mit erhöhter Macht, denn, verfügend über die Parteien in Paris, und mit den feindlichen Armeen, welche bereits vor den Mauern der Hauptstadt hielten, verhandelnd, schmeichelte er sich, der Schiedsrichter zwischen Frankreich und Europa zu sein; — in seiner lächerlichen Blindheit unterschied er nicht, daß Talleyrand, die siegreichen Souveraine mit Autorität und Entschiedenheit des Geistes berathend, die Charte von 1814 erzielt hatte, er hingegen, alle Parteien täuschend, und endlich denn auch selbst getäuscht werdend, nichts erreichen würde, als Frankreich und mit demselben die erleuchtetsten Köpfe dem Grimme der Emigranten und Europa's auszuliefern. — Im Jahre 1814 geschah eine Wiederherstellung, welche die Bourbonen zu einer dauernden hätten machen können; 1815 sollte durch ihn weiter nichts, als eine abscheuliche Rache zu Tage treten.

Es verlohnte sich wahrlich nicht der Mühe, hier sich eilig zu zeigen, seine Hand zu bieten.

Sobald die verhängnißreiche Neuigkeit bekannt war, setzte sich Fouché in Bewegung, um Intriguen jeglicher Art zu spinnen. — Die Bourbonen waren es nicht, die er vorgezogen haben würde; er fühlte wohl, daß seine traurige Eigenschaft als „Königsmörder“, zwischen ihnen und ihm ein bleibendes Hinderniß sein würde. Die Regentschaft Marie-Louisens, welche den Bonapartisten, sowie der Armee angenehm gewesen wäre, sogar der Herzog von Orleans, auf welchen sich die Blicke vieler Freiheitsfreunde und so mancher militärischer Chefs richteten, hätten seinen innersten Wünschen mehr entsprochen. Aber wenn Marie-Louise, oder der Herzog von Orleans Vertragspunkte bildeten, welche man mit dem besiegten oder halbbesiegten Europa hätte abschließen können, so war dies nach Waterloo nicht mehr zu hoffen und die diesmal ohne Bedingung aufgedrungenen Bourbonen, boten die einzig wahrscheinliche Lösung. Der voraussehende Fouché war bereit auf seine geheimen Plane zu verzichten, wenn diese Lösung sein Werk ward und er Nutzen daraus ziehen konnte. Um am sichersten zu gehen und in jeder Beziehung Vorkehrungen zu treffen, begann er mit einem, ihn bezeichnenden Verfahren. Vitrolles, dessen frühere Rolle man kennt, war nach seiner Verhaftung in Toulouse, Gefangener in Vincennes geblieben, wo Napoleon, ohne ihn erschießen lassen zu wollen, wie es Fouché verlangte, der sich alsdann gerne ein Verdienst daraus gemacht hätte, ihn zu retten, denselben als eine Art Geisel zurückbehalten hatte. Es war dadurch Fouché ein mächtiges Intriguenmittel bereitet.

Er ließ jetzt unverzüglich Vitrolles vor sich bringen und kündigte ihm die Freiheit an, jedoch mit der Ermahnung: sich nicht zu zeigen, wohl aber sich bereit zu halten, diejenigen Aufträge auszuführen, welche man ihm übertragen würde. Vitrolles konnte nur eine Art derselben annehmen und hatte auch nicht nöthig, Fouché daran zu erinnern, der dies ja wohl wußte und seine Mittheilung auch nur in diesem Sinne verstanden haben wollte. — Da die Dinge erst im Entstehen begriffen, war es unmöglich für den Augenblick auf dem royalistischen Wege vorzugehen. Vitrolles aus Vincennes ziehen und zum Handeln bereit halten, war bei den Bourbonen immerhin schon eine Empfehlung und eine feine Art, sich mit ihnen vor der Hand in einen Rapport zu setzen.

Von diesem ersten Schritte setzte Fouché natürlich Niemanden in Kenntniß und zeigte sich dadurch in einem ganz andern Lichte bei Denjenigen, mit welchen er sich vorgenommen an einer neuen Revolution zu arbeiten. Man mußte damit anfangen sich Napoleons zu entledigen, den er unaufhörlich fürchtete, besonders in den Convulsionen eines letzten Kampfes, welcher heftig genug werden konnte, obgleich Alles auf den Untergang des bei Waterloo Besiegten hinzielte; dessenungeachtet mußte man schonend gegen Diejenigen verfahren, welche man dazu bringen wollte zu demselben beizutragen. — Kaum aus der Versammlung der Minister beim Prinzen Joseph gekommen, beeilte sich Fouché die Mitglieder der beiden Kammern zu sich zu bescheiden und verwandte den 20. und die Nacht vom 20. auf den 21. zu diesen verschiedenen Zusammenkünften. „Nun wohlan!“ wiederholte er ihnen allen,

„habe ich Ihnen nicht gesagt, daß dieser Mann uns durch seinen thörichten Eigensinn zu Grunde richten werde? Wäre er nicht von der Insel Elba zurückgekommen, so würden wir uns fest in Uebereinstimmung mit den Mächten, welche Marie-Louise, oder den Herzog von Orleans angenommen hätten, von den Bourbonen befreit haben und anstatt einer heftigen Umwälzung, anstatt eines Krieges auf Leben und Tod mit Europa, hätten wir einen fast allgemein gutgeheißenen friedlichen Wechsel. Kürzlich noch bot sich hiefür eine gute Gelegenheit, ich meine die Maifeldversammlung. Wir wußten in Folge einer geheimen, von Wien gekommenen Mittheilung (Fouché spielte hier auf den Auftrag Werners in Basel an) daß man zu einem Arrangement bereit war, daß die Hauptbedingungen in der Entfernung Napoleons bestanden, daß dieser Punkt bewilligt, man alles Andere angenommen hätte, — Marie-Louise, oder den Herzog von Orleans — und daß um diesen Preis der Friede aufrecht erhalten worden wäre. — Ich habe Napoleon vorgeschlagen, auf dem Maifelde zu Gunsten seines Sohnes abzudanken, um auf diese Art die Mächte zu veranlassen, ihre Aufrichtigkeit zu beweisen. Man hätte Napoleon einen ehrenvollen Rücktritt vorbehalten und durch dieses Opfer würde er sich den schönsten Ruhm verschafft haben. Aber er wollte nichts hören, und Sie sehen es, dieser unsinnige Spieler versteht nicht einmal mehr ein Spiel zu gewinnen; — was nun beginnen mit einem Spieler, der nur noch zu verlieren weiß“!? —

Fouché ließ sich privatim nicht im gleichen Grade offen gegen die verschiedenen Theilnehmer seiner Gespräche

aus; er äußerte mehr gegen seine Intimeren, und etwas weniger gegen Diejenigen, welchen er nicht gewöhnt war, sein volles Vertrauen zu schenken. Aber Allen zeigte er einen großen Schrecken, über Das, was Napoleon bei seiner Rückkehr nach Paris, im Stande sein könnte, zu thun. — „Er wird zurückkommen als ein Wüthender, — er wird Ihnen außerordentliche Maßregeln vorschlagen, Sie auffordern, alle Hilfs-Quellen der Nation in seine Hände zu legen, um einen verzweifelten Gebrauch davon zu machen. Er dachte im vergangenen Jahre daran, Paris zu zerstören, — Sie können errathen, zu was er gegenwärtig geneigt ist, zu thun, jetzt, da er zwischen den Tod und ein enges Gefängniß gestellt ist; seien Sie versichert: wenn Sie nicht stimmen, wie er verlangt — löst er die Kammern auf, um zum Besitze der Vollgewalt zu gelangen." — Die Drohung von der Auflösung der Kammern war ein Mittel, welches Fouché seit den ersten Tagen der Versammlung derselben angewandt und er hatte schon dessen Macht erprobt. In der That, diese kaum seit 20 Tagen mit ihrem Mandate bekleideten und sich, je nachdem der Einfluß Napoleons sich minderte, als Herren des Landes ansehenden Repräsentanten, zitterten vor der Idee, sich nach Hause geschickt zu sehen, um Frankreich, wie Fouché sagte, in den Händen eines „Wüthenden" zu lassen, welcher im vorhergehenden Jahre bereit war, den Pulverthurm von Grenel zu sprengen und der sicher heute nicht viel Geringeres wagen würde. — Man durfte überzeugt sein, daß die Kammern bei dem Gedanken an ihre Auflösung, alle Kaltblütigkeit verloren. Fouché theilte ihnen diesen, als bereits in dem Geiste Napoleons

entstanden, mit; man war geneigt, daran zu glauben, denn wenn irgend Jemand die kaiserlichen Absichten kannte, so war er es. Aber es genügte nicht, von einem Entschlusse in Kenntniß gesetzt worden zu sein, man mußte sich auch dagegen zu wahren wissen, und dies war nicht leicht, weil die „Anfügnng“ dem Monarchen die Gewalt gab, die Kammern zu vertagen oder aufzulösen. In Bezug auf die „Anfügung“, zeigte Fouché die größte Verachtung und schien durch diesen „Akt“ durchaus nicht in Verlegenheit gebracht; es erschien ihm als eine sonderbare Schwäche, sich vor einer Constitution ohne Werth, auf welche Napoleon nicht viel Gewicht legte, hinsichtlich irgend einer Sache, behindern zu lassen. — Er, für seine Person, hatte durchaus keinen Skrupel, das Gesetz zu verletzen, wenn er dadurch seinen Interessen diente. — Es wäre nur eine Sache nöthig, sagte er, und diese sei: ein Dekret zu verfassen, mittelst dessen die Kammern erklärten, daß sie durchaus keine Vertagung, geschweige denn eine Auflösung der Kammern unter so ernsten Umständen, wie die, in welchen sich Frankreich gegenwärtig befindet, dulden würden. Fouché's Ansicht nach, war dies keine Verletzung der Krone selbst, obgleich dies eine ihrer Vorrechte schmälern hieß. Man würde, äußerte er ferner, das kaiserliche Scepter Napoleon lassen, aber ihn im Gebrauche desselben beschränken. Diesen Raisonnements fügte Fouché, versuchend sich dadurch noch mehr zu insinuiren, gewisse Winke bei, als habe er Verbindungen mit verschiedenen europäischen Höfen besonders dem zu Wien, daß er daselbst ebensowenig Partei gegen Frankreich als gegen Napoleon genommen, sondern sich einzig dahin ausgesprochen,

daß, wenn nur letzterer entfernt würde, man schon die Gewißheit habe, den Boden, die Freiheit und die Würde Frankreichs zu retten. Es handle sich folglich nicht darum, Napoleon förmlich zu enttronen, sondern ihn nur zu verhindern, Tollheiten zu begehen, falls er sich zu solchen versucht fühlen sollte, denn man könnte das Schicksal Frankreichs doch unmöglich der Willkür eines Rasenden überlassen, der dasselbe eher mit sich zu Grunde richten würde, als dasselbe dadurch zu retten, daß er sich opfere.

Insoweit stimmte Jeder Fouché's Ansichten bei und er versprach den verschiedenen Abgeordneten, sie pünktlich von den Entwürfen Napoleons zu unterrichten, sobald er Kenntniß davon habe. — Unter diesen war es besonders Lafayette, dessen Argwohn er zu erregen suchte.

Man hat gesehen, welche Rolle die zuletztgenannte hervorragende Persönlichkeit während der „hundert Tage“ gespielt. Theils durch Benjamin Constant, theils durch den Prinzen Joseph, war es ihm gelungen, einen bedeutenden Einfluß auszuüben; er hatte hauptsächlich durch sie die so baldige Zusammenberufung der Kammern bewirkt, welche Napoleon entschieden verweigert. Lafayette war auf der augenblicklichen Zusammenberufung mehr noch, als auf den wichtigsten Clauseln der „Anfügung“ bestanden, indem er sagte, daß, wenn nur einmal die Versammlung sich gebildet habe, man leicht Napoleon gegenüber treten könne, falls er in seinen alten Despotismus zurückzufallen drohe. Lafayette war folglich unter Allen damaliger Zeit Derjenige, den der Gedanke an eine sichere, oder auch nur wahrscheinliche Auflösung der Kammern

am Meisten erregen mußte. Fouché ließ ihm sagen: Napoleon habe seine Armee verloren, — er würde ankommen, um sich eine andere zu bilden, — seine erste Sorge würde sein, sich der Kammern zu entledigen, man müsse deßhalb auf seiner Hut sein und sich bereit halten, ohne auf ihn zu reflektiren, einen wohlthätigen Einfluß für die Wohlfahrt des Landes zu bewahren. Es bedurfte nicht so viel, um das Mißtrauen, den Eifer und die unternehmende Kühnheit Lafayette's bis zum höchsten Grade zu erregen.

Der Gewandtheit zweier junger Deputirter bediente sich Fouché unter den gegenwärtigen Verhältnissen besonders, Jays und Manuels; beide redliche Männer, jedoch weit unter Lafayette stehend, wenn auch der zweite berufen war, bald eine ansehnliche Rolle zu spielen. — Jay, Literat, und bekannt durch akademische Erfolge, schmiegsamen Geistes, fein und gebildet, von behutsamem, jedoch unabhängigem Charakter, wohl verstehend zu schreiben, aber nicht zu sprechen, indessen immerhin fähig, bei einer wichtigen Conjunktur einige passende und muthige Worte zu äußern, war Erzieher der Söhne Fouché's gewesen und jetzt Vertreter von Bordeaux. Manuel, Advokat des Gerichtshofes von Aix, nicht zu schreiben, aber in hohem Grade zu sprechen verstehend, begabt mit einer seltenen Gegenwart des Geistes, erprobten Muthes, und von einem aufrichtigen Patriotismus beseelt, war in Verbindung mit Fouché getreten, als dieser letztere in der Provence in einer Art Verbannung lebte und nun Repräsentant des Arrondissements von Aix.

Beide bisher der Politik ferne geblieben, hatten Vertrauen zu Fouché gefaßt, welcher Sorge getragen,

sich ihnen von der günstigsten Seite zu zeigen. Sowohl gegen den Einen. als gegen den Andern, zeigte er sich allen Parteien gleich fremd, gleichgültig gegen die Bonapartisten, wie gegen die Bourbonen, vollständig frei, von jeder persönlichen Verbindung abgelöst, um sich mehr den Dingen selbst widmen zu können, nicht versuchend, Napoleon zu stürzen, aber bereit, Frankreich dieses Opfer zu bringen, sobald es nothwendig erschien, sich von ihm zu trennen. — Man konnte sich keinen bessern Anschein geben, denn alle jungen, redlichen und patriotisch gesinnten Männer dachten ebenso. — Es war daher für Fouché nicht schwer, sich zweier junger Abgeordneter zu bemächtigen, welche, keiner Partei angehörend, einzig um das Wohl des Vaterlandes besorgt waren. Er sagte ihnen dasselbe, was er gegen Lafayette geäußert; man konnte versichert sein, auf diesem Wege nicht nur die beiden obenerwähnten Männer, sondern auch die Kammern zu finden.

Am Morgen des 21. war die Mehrzahl der Abgeordneten, obgleich die Sitzung erst am Nachmittage eröffnet werden sollte, nach ihrem Hause geeilt, und, beseelt von dem Geiste, den die Umstände hervorgerufen, befrugen sie sich über die Einzelheiten des Unsterns bei Waterloo; die Bestürzung war eine ungetheilte, — man suchte nach Mitteln, und Jeder glaubte, diese auf seine Weise zu finden. Endlich einigte man sich dahin, daß nun Frankreich nicht mehr einem einzigen Manne geopfert werden dürfe, daß man es retten müsse ohne ihn, wenn dies mit ihm nicht mehr möglich wäre.

Bei also disponirten Geistern mußte das Gerücht,

daß Napoleon mit dem Entschlusse, die Kammern zu entfernen, zurückkehre, um einen ferneren Kampf auf Leben und Tod mit Europa zu unterhalten, ohne sich um die Zufälle, denen er Frankreich hiebei aussetze, zu bekümmern, eine wahre Revolte hervorrufen. Jedes, selbst das gerechteste Urtheil, dahin lautend, daß Napoleon allein im Stande wäre, den Widerstand gegen die Fremden zu leiten, ward ungünstig aufgenommen. Es waren mehrere gute und weise Männer unter den Abgeordneten, welche es am 20. März tief bedauert hatten, das Schicksal Frankreichs von Neuem in die Hände Napoleons gelegt zu sehen, die aber, da dies nun einmal geschehen, sich rückhaltslos um ihn schaarten, und in diesem Augenblicke sogar fest überzeugt waren, daß er allein mit Erfolg gegen das bewaffnete Europa ankämpfen könne. — Sie beklagten aufrichtig die Rückkehr der Bourbonen, umgeben von triumphirenden Emigranten, wagten jedoch nichts zu antworten, wenn man ihnen auch sagte, daß Napoleon als ein Wüthender komme, entschlossen die Existenz des Landes in einem Verzweiflungskampfe zu riskiren, während, wenn er abdanke, der zufrieden gestellte Feind anhielte und uns die Wahl einer Regierung überließe. — Sie schwiegen verlegen, wenn man ihnen solche Reden hielt und die Förderer der Ideen des Augenblicks, behauptend, daß man Napoleon dem Vaterlande opfern müsse, sich stützend auf die Versicherungen Fouché's und dessen vorgebliche Verbindungen mit Wien, fanden entweder keine oder nur sehr eingeschüchterte, schweigsame Gegner. — Der Gedanke von einer Vertagung oder Auflösung der Kammern also, und daß man alsdann dem nach Paris zurückgekehrten

Napoleon keine Schranken mehr zu ziehen vermöge, regte Jedermann auf. Solchermaßen war die Bewegung am Morgen des 21. Juni, auf Grund der durch Fouché's Perfidie verbreiteten Gerüchte.

Die Arbeit dieses Mannes aber hatte sich noch weiter erstreckt, denn es war ihm sogar gelungen, gewisse Mitglieder der Regierung auf seine Seite zu bringen. Soweit jedoch erstreckte sich sein Muth nicht, daß er es gewagt hätte, auf Carnot Einfluß ausüben zu wollen, welcher gleich Sieyès der Ansicht war, man müsse die Sache der Revolution und Frankreichs durch Napoleon allein vertheidigen, und den er deßhalb für einen Wahnsinnigen hielt, mit dem zu beschäftigen, sich nicht der Mühe verlohne; aber er wirkte auf den immer mürrischen Caulaincourt, indem er ihn mit der Idee vertraut machte, daß Alles verloren sei, und nunmehr nichts nöthiger wäre, als die Person Napoleons gegen eine grausame und schimpfliche Behandlung zu schützen. Das Gleiche hatte er Cambacérès mitgetheilt, welcher nie daran gezweifelt, sowie auch Marschall Davoust, welcher anfing, es zu glauben; — er behandelte Diejenigen als Blinde, welche anders zu denken schienen, und es war ihm gelungen, sich Regnaud's de Saint-Jean d'Angély zu bemächtigen, eines Mannes von Geist und Talent, dem Kaiser zugethan, aber außerordentlich leicht sich jedem Einflusse hingebend. Diesen hatte er dadurch gewonnen, daß er ihm gesagt, durch seine Beredsamkeit würde er die Kammern leiten, und sie dadurch zu gemäßigteren Maßnahmen veranlassen.

Dies waren die Früchte der Bemühungen Fouché's, während der vierundzwanzig Stunden, welche seit der fatalen Nachricht von Waterloo verflossen

waren, als Napoleon am Morgen des 21. den Hof des elyseischen Palastes betrat. Indem er den Fuß auf die Stufen desselben setzte, war die erste Person, der er begegnete, Caulaincourt, dem er heftig die Hand drückte. Druot, der nach ihm aus dem Wagen stieg und sich nicht enthalten konnte, gegen eine der anwesenden Persönlichkeiten zu äußern: daß Alles verloren sei, entgegnete Napoleon lebhaft: „Ausgenommen die Ehre!“ — Es waren dies die einzigen Worte, welche er seit der Abreise von Laon gesprochen. Sein Antlitz strenge Entschlossenheit zeigend, nur dessen Farbe blässer als gewöhnlich, — die Augen trocken, aber die Brust gepreßt, stützte er sich auf den Arm Caulaincourt's und verlangte ein Bad und Bouillon, denn er war bis zu völliger Erschöpfung ermüdet, da er seit sechs Tagen fast beständig zu Pferde gewesen. Nachdem er sich auf ein Bette geworfen, äußerte er gegen Caulaincourt, daß der Sieg vom 16. einen entscheidenden für den 18. hoffen gelassen, daß der Gewinn dieser zweiten Schlacht sicher geschienen, als zwei Hauptursachen diesen in Unheil verwandelt, nämlich: die Abwesenheit Grouchy's und die Heftigkeit Ney's, der an diesem Tage mehr als je heroisch, aber in einen fieberhaften Zustand verfallen war, welcher seine Fähigkeiten verwirrte; — daß es sich übrigens nicht darum handle, die Fehler der Einen oder der Andern aufzusuchen, sondern man müsse einzig darauf bedacht sein, sie wieder gut zu machen. Alsdann fragte er de Caulaincourt, was er von den Kammern zu hoffen habe, sowohl von denjenigen Gliedern, welche dieselben leiteten, als auch im Allgemeinen von den vornehmsten Männern des Staates? Caulaincourt, dessen

Fehler war, eher die Wahrheit zu übertreiben, als sie zu verschweigen, verbarg ihm nicht, daß die getäuschten Kammern geneigt wären, das öffentliche Wohl in seiner Entfernung vom Throne zu erblicken, und daß er überall eine sehr schlechte Stimmung finden werde. „Ich sah es voraus“ — antwortete Napoleon; „ich war gewiß, daß man sich zerklüften und wir auf diese Weise unsere letzten Chancen verlieren würden.“ — Unser Unglück ist ohne Zweifel groß, aber durch Einigkeit können wir es bewältigen, — uneinig, werden wir in Kurzem die Beute der Fremden sein. Heute glaubt man, daß 'es sich nur darum handle, mich zu entfernen, bin ich aber entfernt, — wird man sich aller Männer der Revolution entledigen und Euch die Bourbonen mit der siegreichen Emigration wieder zurückführen. Die Bourbonen! — sei es so! — — — aber es ist nöthig, daß man wohl zusehe, was man thut.“ — Napoleon schien weder erstaunt, noch besonders ergriffen, so sehr hatte er sich darauf vorbereitet, zu hören, was er eben vernommen. Er befahl, daß man auf der Stelle die Minister und die Hauptglieder der Regierung versammle. Hierauf sank er in einen tiefen Schlaf, denn er unterlag der Uebermüdung und sein auf Alles gefaßter Geist, war gegen diese neuen Erschütterungen, welche den Schlummer verhindern können, nicht mehr empfänglich,

Man sah jetzt nach und nach alle Diejenigen in dem eliseischen Palaste ankommen, welche die Neugierde und das Recht sich einzuführen, herbeilockte. Ihr Erstes war, sich über die Einzelheiten der letzten militärischen Begebnisse bei den Officieren, welche die Umgebung Napoleons bildeten, zu unterrichten. Der An-

blick derselben allein, war schon das schlagendste aller Zeugnisse. Ihre Kleider, welche sie nicht Zeit gehabt, zu wechseln, von Kugeln zerrissen, oder noch vom Blute und Staube des Schlachtfeldes beschmutzt, ihre Gesichter erhitzt, die Augen von Thränen geröthet, sagten hinlänglich, was sie gesehen und erlitten. — Ihr Schmerz, wie dies bei gepreßten Herzen gewöhnlich, ergoß sich bald in den betrübendsten Erzählungen selbst in Uebertreibungen, wenn Uebertreibungen bei solcher Conjunktur überhaupt möglich waren. Sie konnten ohne Zweifel nicht zu viel sagen, weder über die unheilvolle Schlacht, noch über die Größe des Verlustes. Aber nachdem man sie gehört, mußte man glauben, es existirte keine Armee mehr, — man könne kaum 1000 Mann mehr zusammenbringen, während man die Mittel besaß — wie man sogleich überzeugen wird — ein neues Heer, so zahlreich und an Trefflichkeit dem von 1814 überlegen, zu bilden. Die schon zu sehr verbreitete Ueberzeugung, daß nichts übrig bliebe, als mit dem siegreichen Feinde zu kapituliren, gewann noch durch jene traurigen Berichte und flog von Mund zu Mund bis zur Versammlung der Abgeordneten, welche nur zu sehr geneigt war, an Alles zu glauben.

Napoleon begab sich nach einem kurzen Schlummer in ein Bad. Marschall Davoust kam, um ihm anzukündigen, daß der versammelte Ministerrath ihn erwarte. Napoleon hatte denselben bis jetzt noch nicht gesehen gehabt. Beim Anblick des Marschalls ließ er seine Arme in das Wasser zurückfallen, mit dem Ausrufe: „Welch' ein Unstern!" — Der Marschall, dessen rauher Charakter schwer einer Bewegung nachgab,

war der Ansicht, dem Sturme zu trotzen und bat Napoleon unverzüglich ihm zu folgen. Napoleon, welcher schon Alles vorhergesehen, Alles angenommen und fast kein Resultat von dem zu haltenden Rathe hoffte, sagte dem Marschall: man könne die Verhandlungen ohne ihn beginnen; er würde in einigen Augenblicken im Ministerrathe erscheinen. Er ließ auf sich warten und kam endlich auf die neuen und dringenden Bitten des Marschalls daselbst an. Man empfing ihn mit Respekt und hörte ihm mit gespannter Neugierde zu, als er mit kurzen, aber ausdrucksvollen Worten erzählte, was sich begeben und die großen Siegeshoffnungen beschrieb, welchen so rasch die verzweiflungsvolle Wirklichkeit einer abscheulichen Niederlage folgte. Nach dieser Erzählung sagte er seinen Ministern, daß noch Hilfsquellen blieben, daß er sie finden und zu verwenden wissen werde, daß für einen Militär, welcher seinen Beruf verstünde, es noch Vieles zu thun gäbe, daß er weder entmuthigt, noch niedergeschlagen sei, aber, daß ihm Beistand, nicht Widerstand Seitens der Kammern nöthig wäre; dies sei der wesentliche Punkt; mit Einigkeit würde man sich sehr wahrscheinlich retten, durch Uneinigkeit jedoch ganz sicher nicht.

Er ließ hierauf die Frage hinsichtlich des den Kammern gegenüber zu beobachtenden Benehmens der Diskussion offen, um durch eine unaufschiebbare Einigung das Heil des Staates zu erzielen. Diese Art, die Situation in Betracht zu nehmen, begegnete keinen Widerspruch. Napoleon ließ das Wort, wer es ergreifen wollte. Niemand beeilte sich, ausgenommen die ergebenen Männer, die sich mehr mit der Sache als mit sich selbst beschäftigten. Unter diesen hätte

Caulaincourt zuerst sprechen müssen; aber Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt und er war in einen passiven Zustand verfallen, aus welchem er, während diese schmerzlichen Umstände walteten, nicht mehr kam. — Der ausgezeichnete Carnot gerührt bis zu Thränen und wähnend, daß Jedermann wie er denke, stellte die Behauptung auf, daß man zu verfahren habe wie im Jahre 1793 und eine revolutionäre Diktatur gründe und dieselbe nicht einem Comite, sondern Napoleon anvertraue, der in seinen Augen die personificirte Revolution war. In seinem Eifer für die öffentliche Sache und seinem Vertrauen zu Napoleon, das er von Andern getheilt glaubte, setzte er voraus, daß die Kammern dächten und handelten wie er und war der Meinung von denselben die Diktatur für Napoleon zu verlangen.

Dies war nicht die Ansicht des Marschalls Davoust. Die Versammlungen nicht liebend, die er nur durch den Convent und die Fünfhundert kannte, sprach er sich dahin aus, daß man nur behindert und parallisirt durch die Kammern wäre und sich deßhalb beeilen müsse, sich durch Vertagung oder Auflösung ihrer zu entledigen; daß man durch die „Anfügung" in Wahrheit das Recht dazu habe, daß man sich desselben jetzt zu bedienen habe, um die Mittel zu erlangen, die Fremdlinge zu schlagen. Der Prinz Lucian (denn die Prinzen wohnten dem Rathe an) stimmte lebhaft dem Marschall bei. Er war, wie man gesehen, seit dem 20. März zu seinem Bruder zurückgekehrt und schien durch seinen gegenwärtigen Eifer für seine frühere Opposition ihn entschädigen zu wollen. Seine Ungefügigkeit, von welcher er ehedem Proben gegeben,

sowie auch daß er keine Krone angenommen, kam ihm heute zu Statten. Doch, voll von den Erinnerungen an den 18. Brumaire und geneigt, die Kammern zu umgehen, fand er, indem er Davoust beipflichtete, wenig Unterstützung. Die Majorität, immer geneigt, in den Versammlungen, zahlreich oder nicht, den Mittelweg einzuschlagen, stimmte auch hier, die Nothwendigkeit einer Diktatur erkennend, dafür, diese von den Kammern zu verlangen, welche sie vermuthlich bewilligte; in jedem Falle wäre die Sache eines Versuches werth.

Admiral Decrès, vollkommen Pessimist, sagte: dies wären lauter Illusionen. Die Kammern würden den Sieger Napoleon dulden, aber gegen den besiegten revoltiren. Bei ihnen anzufragen, erhalte man nichts, und ungefragt zu handeln, wäre sehr gefährlich. — Es ist erwiesen, daß dieser Minister an der Lage der Dinge, ungeachtet seines ausnehmenden Scharfsinnes, verzweifelte. Fouché, der seither kein Wort gesprochen und dessen Schweigen endlich begann ihm zum Ankläger zu werden, sagte Einiges, nur um Etwas gesagt zu haben.

Er bezeugte Napoleon eine Betrübniß, die er nicht empfand, deßgleichen ihm gegenüber auch ein Vertrauen in die Kammern, wovon er weit entfernt war und von welchem es ihm sehr leid gewesen wäre wenn man dieses ihm dort gerechtfertigt hätte. Um seine öffentliche mit seiner geheimen Rolle in Einklang zu bringen, fügte er noch bei, daß man sich wohl zu hüten habe, den Kammern zu nahe zu treten und besonders die Absicht, sie umgehen zu wollen, merken zu lassen; man würde sie dadurch nur empören, während

man im Gegentheile vielleicht die Mittel von ihnen erhielte, die Dynastie und das Land zu retten.

Regnaud de Saint Jean d'Angély, welcher der Dupirte Fouchés geworden, glaubte aus Ergebenheit, weiter als jeder der Anwesenden gehen zu müssen; seine Ergebenheit für die kaiserliche Dynastie betheuernd, von der er keine Proben zu geben hatte, sprach er über den Zustand der Kammern und insbesondere von derjenigen der Repräsentanten, welche letztere ihm zufolge ganz und gar in der fatalen Ueberzeugung befangen waren, daß die verbündeten Mächte nur Napoleon abhold seien und wenn dieser beseitigt wäre, einhalten und den König von Rom unter der Regentschaft Marie-Louisens annehmen würden. — Regnaud fügte hinzu, daß diese Ueberzeugung sich der bedeutendsten Männer, selbst der für die Bourbonen am günstigsten gestimmten bemächtigt habe und daß jede Maßregel die hiemit nicht übereinstimme, wenig Chancen zu reussiren hätte. — Man konnte unmöglich noch klarer anzeigen, daß das einzige Mittel, um aus der Verlegenheit zu kommen, in Napoleons Abdankung bestünde, und dieser durch solche Selbstaufopferung seinem Sohne den Thron erhielte, sowie auch die Stellung Derjenigen sichere, welche in seinem Glücke mit ihm verbunden waren. Napoleon, welcher bis jetzt in tiefem Schweigen verharrt, indem er, sogar in den ihm sonst ergebensten Männern, die Gedanken Fouché's aufkeimen sah, erhob sich plötzlich, und, seinen durchdringenden Blick auf Regnaud heftend, sagte er ihm: „Erklären Sie sich, sprechen Sir, verbergen Sie mir nichts — — —! Es handelt sich nicht um meine Person, die ich bereit bin, zu opfern und hinsichtlich derer

ich vor drei Tagen Alles gethan habe, um Sie, meine Herren, davon zu befreien; aber es handelt sich um den Staat und dessen Heil. Wer kann heute den Staat retten? Ist es die Repräsentantenkammer? bin ich es? — Kennt Frankreich ein einziges der Individuen, welche diese, gestern erst erstandene Kammer bilden, und unter welchen es nicht Einen Staatsmann oder Militär gibt? — Können Sie mir in Ihrer Mitte oder außerhalb einen Arm bezeichnen, stark genug, um die Zügel der Regierung zu halten? — Frankreich kennt nur mich, — legt mir allein Bedeutsamkeit bei. Die Armee, deren versammelte Reste noch immer Achtung gebietend sein können, — die Armee, glauben Sie, sie gehorche einer andern Stimme, als der meinen?! — Wenn ich, wie zu St. Cloud, alle diese Schwäzer zum Fenster hinauswürfe, würde die Armee applaudiren und Frankreich ließe es geschehen. Uebrigens denke ich nicht daran; ich trage der Zeit und den Umständen Rechnung. Aber es ist nicht nöthig, daß man mit fehlerhaften Begriffen über den Zustand des Staates auch die Einheit zerreiße, welche heute unser letzter Halt ist. — Ohne Zweifel, da ich allein den Staat zu retten vermag, bin ich auch allein, und eben deßhalb der Gegenstand des Hasses der Fremden. Und aus diesem Grunde kann man wohl glauben, daß wenn ich beseitigt bin, jenen Genugthuung gegeben ist. — Man sagt Ihnen, daß der König von Rom unter der Regentschaft seiner Mutter angenommen werden würde, — dies ist eine perfide Fabel, in Wien ersonnen, um uns zu verun-einigen, und in Paris verbreitet, um uns zu Grunde zu richten. Ich weiß, was in Wien vorgeht; um kei-

nen Preis nimmt man meine Frau oder meinen Sohn an. Man will Bourbonen, Bourbonen allein, — und dies ist ganz natürlich. Bin ich beseitigt, wird man auf Paris losmarschiren, daselbst einziehen und die Bourbonen proklamiren. Wollen Sie dieselben? — ich für meine Person weiß nicht, ob sie nicht mehr taugen, als Alles, was ich sehe. Aber die Armee, aber die Bauern, aber die Käufer der Nationalgüter, alle Diejenigen, welche meiner Rückkehr Beifall gejauchzt, — wollen diese sie auch? Sie Alle, Diener der kaiserlichen Familie! — kann es Ihnen angenehm sein, die triumphirende Emigration einziehen zu sehen? Persönlich habe ich an alle Dem kein Interesse mehr; meine Rolle ist zu Ende, was auch kommen mag, — und selbst eine glückliche Diktatur wird dieselbe kaum um einige Tage verlängern. — Es handelt sich nicht um mich — ich wiederhole es — es handelt sich um Frankreich, um die Revolution, um die Interessen, welche sie geschaffen und welche man noch retten kann durch Einigkeit und Beharrlichkeit. Der Schlag, den wir erhalten, ist schrecklich, aber weit entfernt, tödtlich zu sein. Die Armee, welche am 18. kämpfte, besteht nur noch aus Flüchtlingen; aber wenn es Grouchy, den der Feind vermuthlich verschont hat, um die geschlagenen Truppen zu verfolgen, gelungen ist, zu entwischen, werden sich die Flüchtlinge hinter ihm sammeln. Grouchy hatte 35,000 Mann; es wäre keineswegs staunenswerth, ebensoviele außer Fassung gekommene Flüchtlinge, aber auf meine Stimme bereit, nochmals das zu werden, was sie waren — heroische Soldaten — wieder unter die Fahnen zu bringen. Dadurch würde ich 70,000 Streiter erhalten. Rapp und Le-

courbe, sich zurückziehend, werden mir 40,000 Mann Linientruppen und mobilisirte Nationalgarde zuführen, während Suchet und Brune fortfahren, die Alpen zu beschützen. Ich werde also mehr als 100,000 Soldaten wieder unter meine Hand bekommen. Die Vendée wird mir 10,000 zurückgeben. Ich habe im Jahre 1814 nicht mehr Truppen, aber mindestens ebensoviele Feinde zu schlagen gehabt. Blücher und Wellington besitzen gegenwärtig nicht 120,000 Mann und bevor die Russen und Oestreicher herankommen, kann ich sie, meine Besieger, für ihren Sieg büßen lassen. — Paris ist gegen einen Ueberfall der Föderirten durch die Depots, die Nationalgarde und die Matrosen beschützt, und sind nun erst die Werke auf dem linken Seine-Ufer beendet, wird dasselbe unbezwinglich sein. Glauben Sie, daß ich mit 120,000 Mann, zwischen Marne und Seine maneuvrirend, vor einer uneinnehmbaren Hauptstadt, nicht noch viele Chancen für mich habe, vorausgesetzt, daß Frankreich uns nicht ganz allein schlagen läßt? In zwei Monaten habe ich 180,000 Mann auserwählte Nationalgarde aufgebracht, — sollte ich denn nicht noch 100,000 andere finden? — kann man mir nicht 100,000 Conscribirte geben? Es gibt noch gute Patrioten, die kommen werden, um die Lücken in unsern Reihen auszufüllen und einige Monate Kampf werden genügen, die Geduld der Coalition, welche die Verträge von Paris und Wien aufrecht erhalten, zu ermüden und sie zu zwingen, ferner nur noch einen Krieg um ihrer selbst willen fortzuführen. Was bedarf es also, um unserem Ruine zu entgehen? — — der Einigkeit, Ausdauer und des Willens!" —

Diese Worte, von welchen wir nur das Wesentlichste wiedergegeben, ganz das Gepräge der Kraft und Eigenthümlichkeit der Sprache Napoleons tragend, hatte die Geister im Ministerrathe gehoben und würde das Gleiche auch nach außen bewirkt haben, wenn dieselben durch die Mauern des elyseischen Palastes hätten dringen können. Napoleon aber konnte sich weder den Kammern zeigen, noch sich ihnen mittheilen; er hatte Niemand, der ihn dort vertreten hätte und sie waren überdies in diesem Augenblicke in einer außerordentlichen Aufregung. Die Abgeordnetenkammer, seit dem Morgen — wie man gesehen — versammelt, war mit fieberhafter Ungeduld beschäftigt Berichte einzusammeln, als sich plötzlich in ihrer Mitte ein unheimliches Gerücht verbreitete. Es ward gesagt, man diskutire im Elysée über den Entwurf die Versammlung zu vertagen oder aufzulösen, — ja, man habe darüber schon entschieden und das sie betreffende Dekret werde ihnen in wenigen Augenblicken angezeigt werden. Fouché, aus der Länge der Deliberation Vortheil ziehend, hatte diese perfide Nachricht dahin gelangen lassen. Namentlich war sie Lafayette zugegangen, als dem Ueberzeugtesten und Entschlossensten von allen Denjenigen, welche glaubten, daß man, um Frankreich zu retten, dasselbe von Napoleon trennen müsse. Ohne einen seiner Collegen zu Rathe zu ziehen und, auf die allgemeine Stimmung vertrauend, verlangte Lafayette das Wort. Alle Umstände sicherten ihm eine ungetheilte Aufmerksamkeit, — seine Person, der Ernst der Dinge und seine Propositionen, welche man jetzt von ihm erwartete. — „Meine Herren!“ sagte er, „zum ersten Male seit vielen Jahren erhebe ich meine

Stimme, welche die alten Freunde der Freiheit ohne Zweifel wieder erkennen werden. Ich fühle mich berufen: zu Ihnen über die Gefahren, in welchen sich das Vaterland befindet, zu sprechen, und Ihnen, die Sie allein die Macht haben, dasselbe zu retten einige Mittel, wie dies geschehen könne, vorzuschlagen. Unheimliche Gerüchte waren verbreitet, — sie sind unglücklicher Weise bestätigt. Jetzt ist der geeignete Augenblick, sich um die alte Tricolore zu schaaren, diejenige von 1789, diejenige der Freiheit und Gleichheit, sowie der öffentlichen Ordnung. Diese allein haben wir gegen die fremden Ansprüche sowie gegen die inneren Versuche zu vertheidigen. Erlauben Sie, meine Herren, einem Veteranen dieser heiligen Sache, welcher stets dem Parteigeist fremd geblieben, Ihnen einige vorläufige End-Schlüsse zu unterbreiten, deren Nothwendigkeit, Sie, wie ich hoffe, anerkennen werden.« Nach diesen, mit der ihm auf der Tribune gewöhnlichen Einfachheit vorgetragenen Worten, schlug Lafayette eine Resolution in fünf Artikeln vor: Das Vaterland, als in Gefahr befindlich, die zwei Kammern für permanent, und des Verraths schuldig Denjenigen zu erklären, der dieselben vertagen, oder auflösen wolle. Er fügte hierauf einen für die Kriegsminister ausdrücklichen Befehl hinsichtlich des Aeußeren hinzu, sowie an die des Inneren und der Polizei, Bericht zu erstatten und in diesem Augenblicke zu erscheinen, um der Versammlung über den gegenwärtigen Stand der Dinge Rechenschaft abzulegen. — Endlich schlug er noch vor, die Nationalgarde im ganzen Kaiserreiche auf Kriegsfuß zu setzen.

Lafayette verließ die Tribune, unter einer allgemeinen Bewegung, entstanden nicht aus der

Verschiedenheit der Meinungen, sondern aus Einmüthigkeit. Seine Vorschläge annehmend, hieß auf vielerlei Art die „Anfügung“ verletzen, welche dem Kaiser die Macht, die Kammern aufzulösen gab, die ohne Zweifel erlaubte, die Minister über eine Thatsache zu interpelliren, aber nicht berechtigt, sie vor die Schranke zu fordern und ihnen Befehle zu ertheilen. Es war dies ganz einfach, sich wieder in den Revolutionszustand zu versetzen; aber, da man fühlte, daß man sich bereits darin befand, so kostete es nicht mehr viel Schwierigkeit, es noch etwas mehr zu sein. — Der Einwurf, daß man die „Anfügung“ verletze, kam nicht aus einem einzigen Munde, nicht einmal aus einem der Bonapartisten. Das Wort wurde nur von einigen Lästigen verlangt, welche in bedeutungsvollen Umständen durch unnöthige Reden ihre Gegenwart beurkunden, um die sich Niemand kümmert und auf diese Weise Beschlüsse verzögern, welche Jeder zu fassen ungeduldig ist. — Ein Deputirter der Gironde, Namens Lacoste, einer der von Fouché inspirirten, unterstützte lebhaft den Vorschlag Lafayette's; ein Anderer verlangte, daß die an die vier Minister gerichtete Einladung in einen förmlichen Befehl verwandelt würde; ein Dritter machte einige Bemerkungen über den Artikel, bezüglich der sofortigen Kriegsfußstellung der Nationalgarde im ganzen Kaiserreiche, der leicht auf die Idee führen konnte, Lafayette zum Befehlshaber zu machen. Die Versammlung, ohne sich über diesen Artikel näher zu erklären, verwarf denselben, während sie mit ungeheurer Majorität die übrigen Vorschläge annahm. Man entschied, dieselben der Pairskammer zur Annahme mitzutheilen. Diese Hand-

lungsweise der Kammer charakterisirte ohne Zweifel den vollständigen Verlauf einer Revolution. — Frankreich sollte von der Person Napoleons getrennt werden. — Die Kammer glaubte sich hiezu berechtigt, in Bezug auf einen Mann, welcher, ihrer Meinung nach, Frankreich durch seinen Ehrgeiz an den Rand des Abgrundes geführt. Und sie hatte dieses Recht sicherlich zu einer Zeit, in der die Gesetzlichkeit nicht viel in Betracht kam, nur legte sie keine Proben von Scharfsinn ab, wenn sie glaubte, daß, Napoleon in das Meer geworfen, das Schiff sich auf den Wogen hielte. Man mußte die Dynastie selbst stürzen und mit ihr die Interessen der Revolution, aber glücklicher Weise nicht ihre Prinzipien, welche nicht untergehen konnten, weil sie ewig waren.

Während die Repräsentantenkammer, nachdem sie so rasch ihre Partei genommen, in einer außerordentlichen Unruhe auf die Antwort wartete, welche man hinsichtlich ihres Beschlusses geben würde, war dieser Akt auch in den elyseischen Palast gelangt. In der Pairskammer verursachte sie einige Verlegenheit, aber keinen Gedanken an Widerstand. Aelter in ihren Funktionen, mehr geübt in ihrer gemäßigten Rolle, hätte dieselbe ihrer Natur nach der Ueberstürzung der Repräsentanten Einhalt thun können. — Aber aus dem kaiserlichen Senat, dem sie in Vielem ähnlich war, hatte diese Pairskammer die Rolle der englischen Pairie nicht lernen können. Sie bestand aus Männern, müde der Revolutionen und aller Regierungen, aus Männern, welche Napoleon wie Ludwig den XVIII. an sich vorübergehen gesehen, und dem einen wie dem andern, während sie nichtsdestoweniger über ihn abur-

theilten, schmeichelten. Wissend, daß sie ihren jedesmaligen Fall verdient und entschlossen, trotz einiger in gewissen Herzen verborgener Bedauerungen, ohne Hindernisse die Beschlüsse der Vorsehung in Erfüllung gehen zu lassen. Der Vorschlag der Repräsentantenkammer ward also ohne Widerstand von der Pairskammer angenommen. Im elyseischen Palast bot sich nicht dasselbe Schauspiel. Der durch Fouché's Hand insgeheim zubereitete und durch Lafayette offen abgeschossene Pfeil, fand den verwundeten Löwen fast eingeschlafen, aber keineswegs zu Boden geworfen, und machte ihn erbeben. — Aus einer Art Starrsucht, in welche er versunken und aus der er nur für einen Augenblick, um Regnaud zu antworten, getreten, hervorbrechend, begann Napoleon heftig in dem Saale auf und nieder zu gehen, wie er es gewöhnlich that, wenn er aufgeregt war. — Er entgegnete alsdann mit Verachtung und Zorn, daß vor den 500,000 Feinden, welche sich Frankreich näherten, er Alles wäre, und alle Anderen nichts; daß das, was sich in Flandern ereignet, nur eine, immerhin wieder gut zu machende Kriegsaffaire sei, welche nur ihn und die Armee anginge; — daß er einige Compagnien der Garde in diese unverschämte Versammlung schicken und sie auflösen wolle; daß hiezu die Armee ihren Beifall geben, das Volk es geschehen lassen werde, und — die Diktatur übernehmend, er sich derselben zur allgemeinen Wohlfahrt bedienen werde. — Man hörte ihn, ohne ihn zu unterbrechen, an; dann versuchte man, ihn zu beruhigen, aber es gelang nur halb, — als ein zweiter Schlag, die Nachricht von der Annahme des Dekrets der Abgeordneten, seitens der Pairskammer

anlangte. — Diese unverzügliche und stillschweigende Annahme von hundert und etlichen Pairs, welche er vor vierzehn Tagen ernannt, ohne ihn etwas im Betreffe des menschlichen Herzens zu lehren, frappirte ihn dennoch und führte ihn auf die Idee zurück, die einzig wahre und die sich seinem Geiste am Abende des 18. sogleich dargeboten, nämlich: daß sein Scepter mit seinem Degen zerbrochen sei. — Alsdann Regnaud mit weniger Strenge ansehend, sagte er folgende eigenthümliche Worte: „Regnaud hat vielleicht Recht, mich abdanken machen zu wollen, (dieser hatte das Wort Abdankung noch nicht ausgesprochen, Napoleon war es, welcher mit seiner gewöhnlichen Geistesraschheit, der Sache das Wort gab. ——) „Nun wohlan! — sei es! — muß es sein, werde ich abdanken; es handelt sich nicht um mich, es handelt sich um Frankreich; ich widerstehe für dieses — nicht für mich. Bedarf dasselbe meiner nicht mehr, so werde ich abdanken.“ — Das kaum ausgesprochene Wort überraschte die Anwesenden, betrübte drei oder vier, entzückte sieben oder acht, erfüllte Fouché mit geheimer Freude und beruhigte das Herz Regnauds, welcher, seinen Herrn verlassend, nie daran gedacht, ihn verrathen zu wollen. Das Wort flog von Munde zu Munde und beschleunigte den allgemeinen Abfall, der ohnehin schon leicht genug fiel.

Napoleon, bereit das Feld Denjenigen zu überlassen, welche die Bourbonen zurückstoßend, nichtsdestoweniger Alles thaten, was sie wieder herbeiführen konnte, war dennoch aufs Tiefste verletzt, wegen der arroganten Formen, die bezüglich seiner angewandt wurden und gebot seinen Ministern der Aufforderung

der Versammlung nicht zu gehorchen. „Mögen sie thun, was sie wollen,“ sagte er, „und wenn durch eine aufrührerische Maßregel sie mich zum Aeußersten treiben, werfe ich sie in die Seine, indem ich mich an die Spitze einiger Compagnien Veteranen stelle.“ — Prinz Lucian war der Ansicht: nicht zu zögern. Er behauptete, daß, je mehr man Zeit verliere, desto mehr würde die Versammlung hartnäckiger und unternehmender werden und folglich wäre es das Beste: unverzüglich von dem constitutionellen Rechte der Krone Gebrauch zu machen und die Kammern aufzulösen. Marschall Davoust, vor Kurzem noch so entschlossen, war dies weniger seit der Erklärung der beiden Versammlungen. „Man hätte,“ äußerte er, „die Repräsentantenkammer überrumpeln und entscheidende Mittel anwenden sollen, ehe sie einen Entschluß fassen gekonnt; — aber jetzt, da sie Zeit gehabt, sich auszusprechen und die Welt um sich her aufzuwiegeln, hieße es nichts weniger, als einen zweiten 18. Brumaire versuchen, und die Situation sei gegenwärtig für einen solchen Staatsstreich nicht günstig. In Mitte dieser verschiedenen Reden schien Napoleon zu zögern und der Thatkraft zu entbehren. Trotzdem war dieser Mann keineswegs verändert, was seine Rückkehr von der Insel Elba, sowie der letzte Feldzug zur Genüge bewiesen. Nur sein Hellsehen war in diesen Augenblicken die Ursache seiner Schwäche. Erkennend, daß Alles verloren, nicht nur militärisch, sondern auch politisch, war er bereit, sich zu ergeben und wenn er widerstand, so war es lediglich die ihm innewohnende Natur, welche noch nach Vertheidigung strebte. — „Wagen Sie es!“ sagte ihm Lucian. — „Ach!“ erwiederte er, „ich habe

nur zu viel gewagt!“ — Denkwürdige Worte! welche seinem Urtheilsvermögen zur Ehre gereichten, indem sie zugleich seine Vergangenheit richteten. Während dieser Unterredung hatten sich Napoleon und Lucian in den elyseischen Garten begeben. Ersterer setzte in einem lebhaften Gespräche seinem Bruder aus einander, wie wenig Chancen für einen Erfolg der Staatsstreich, welchen man vorgeschlagen, darbiete. — „Man muß“, sagte er, bei Unternehmungen dieser Art, immer die Disposition der Geister, im Augenblicke, da man bereit ist, zu handeln, in Betracht ziehen. Am 18ten Brumaire, an welchen Sie mich beständig erinnern, war die Ungunst auf Seiten der Versammlungen, denen man zehn Jahre des Mißgeschicks zum Vorwurfe machte und die Gunst auf der Seite der Männer der That, namentlich für mich, welcher als der Erste unter Allen galt. Das ganze Publikum war gegen die Fünfhundert und für mich. Heute sind die Gemüther entgegengesetzt gestimmt. Die herrschende Idee ist, daß man den Krieg nur meinethalben habe und man sieht in einer Versammlung einen Zügel für meinen Ehrgeiz und meinen Despotismus. Ehrgeiz, — ich habe keinen mehr und Despotismus? — wo soll ich ihn hernehmen? Kurz, solchergestalt ist das Vorurtheil der Geister. Ich könnte, glaube ich, diese Repräsentanten in die Seine werfen, wenn ich auch Dem ausgesetzt wäre, hiebei in der Nationalgarde mehr Widerstand zu finden, als Sie vermuthen. Aber die Abgeordneten werden in die Provinzen zurückkehren, sie gegen mich aufreizen und sagen, ich hätte die Vertretung der Nation einzig in meinem Interesse zernichtet, um einen Kampf auf Leben und Tod gegen

Europa fortzusetzen, das nur meine Entfernung verlange, um Frieden mit Frankreich zu schließen. — Ich nehme an, sie würden mir das Land nicht ganz entziehen, aber dasselbe theilen und ich würde Das behalten, was man den Gewalttheil nennt. Ich erschiene alsdann als Kaiser der Jakobiner, kämpfend für seine Krone gegen Europa und alle ehrlichen Leute. Dies wäre eine Rolle, die weder ehrenhaft noch für die Dauer möglich sein würde; einig, unter meinem Commando, möchte das Land für seine Vertheidigung genügen, — uneinig, ist es unfähig zu widerstehen.“

In diesem Augenblicke waren die Gänge von Maringny von einer zahlreichen Menge angefüllt, welche die heillose Nachricht von Waterloo herbeigeführt. Natürlich fanden sich bei diesem Zusammenflusse die aufgeregtesten Leute; solche, welche sich als Föderirte hatten einschreiben lassen und solche, die, ohne Anarchisten sein zu wollen, allen Anschein davon hatten. Es waren Leute des Volkes, ehemalige Militärs, die nicht daran dachten die Gesellschaft umzukehren, aber durch den Gedanken, den Feind in Paris zu sehen von Zorn entflammt wurden. Die Mauer, welche den Garten des Elysée von den Gängen von Marigny trennte, war damals viel niedriger als heute; man führte zu jener Zeit gewisse Arbeiten aus, wodurch dieselbe noch niedriger wurde und somit die Menge fast kein Hinderniß von Napoleon trennte. — Indem sie ihn bemerkte, durchschallten wahnsinnige Rufe von „vive l'empereur!“ die Luft. Viele der Individuen, sich der Mauer des Gartens nähernd, streckten ihm die Hände hin und baten ihn, sie dem Feinde entgegenzuführen. Napoleon grüßte sie mit einer Bewegung

der Hand und einem liebevollen traurigen Blick, dann machte er ihnen ein Zeichen, sich zu beruhigen und setzte seine Promenade mit Lucian fort, welcher aus dieser Scene ein Argument für seine Meinung schöpfte. — „Wäre Frankreich einig, wie diese Leute „sagte Napoleon zu seinem Bruder „so hätten Sie recht; aber dem ist nicht so. Die Glieder der Kammer, welche sich gegen meine Autorität soeben empört, und vielleicht in zwei Stunden meine Abschaffung verlangen, entsprechen offenbar einer gewissen Zahl von Leuten in Frankreich. Sie repräsentiren alle Diejenigen, welche glauben, daß es sich in diesem Kriege nur um mich handle. Und deren sind viele, jedenfalls genug, auf daß die Uneinigkeit gründlich sei. Ohne Einigkeit ist nun aber nichts möglich.“

Während man so durch unvermeidliche Abhandlung Zeit verlor und die Intervallen der Begebenheiten, durch unnütze Worte ausfüllte, erging sich die Versammlung, ungeduldig eine Antwort zu erhalten, vom Stolze gehoben ihr gehorcht zu sehen, sowie von Furcht bewegt, in ihren Rechten verletzt zu werden in herausfordernden Reden. Sie hatte daran gedacht: zur Stunde einen Chef der Nationalgarde von Paris zu ernennen; — eine vollständig gegen das Gesetz anstoßende Prätension, denn nach diesem hatte der Kaiser hiezu allein das Recht und zu dieser Zeit war General Durosnel der zweite Commandant der Nationalgarde von Paris, da Napoleon deren erster war. Der Vorschlag hatte jedoch keinen Erfolg. Sich geschwind der Executivgewalt zu bemächtigen, während sich der Monarch, der gesetzliche Inhaber dieser Macht noch im Elysée befand — zwar besiegt, aber wenn auch,

doch der Imposanteste der Menschen, war eine schwierige Sache. — Die Rücksicht gegen General Durosnel, sowie die geringe Geneigtheit, Lafayette, als den am Meisten hiezu bezeichneten Candidaten, auf diesen Posten zu erheben, welcher weder den Revolutionären noch den Bonapartisten, selbst nicht Vielen der Gemäßigten convenirte, verhinderte, daß der Vorschlag angenommen ward. Man begnügte sich, von Durosnel die Sicherung der Versammlung zu verlangen. Während dieser Zeit hatten die Repräsentanten in ihrer Hast, eine Antwort zu erhalten, gedroht, den Ministern statt der Einladung, einen Befehl zuzusenund mehrere Freunde der Dynastie wären in's Elysée gekommen um zu sagen, daß, wenn der an die Minister ergangenen Einladung nicht sofort Folge gegeben werde, so würde man ungesäumt die Absetzung Napoleons aussprechen. — Regnaud und de Bassano drangen in Napoleon, sich zu entscheiden — und er schien ihrem Rathe: in gewisser Weise den Wünschen der Repräsentanten-Kammer nachzukommen, seine Zustimmung geben zu wollen. Uebrigens, bevor man die Minister an die Barre dieser Kammer schickte, mußte man beschließen, was sie daselbst sagen sollten, da man seither nur über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Auflösung debattirt. — Es bedurfte einiger Augenblicke und die Ungeduld der Repräsentanten schien nach der Aussage der Neuigkeitszuträger, von welchen einer dem andern folgte, auf's Höchste gestiegen. — Napoleon willigte mit Widerwillen, fast mit Verachtung, — ohne Hoffnung auf ein eigentliches Resultat, — ein, daß Regnaud sich in die Versammlung begab, um sie zur Geduld zu ermahnen und ihr

anzukündigen, daß sie in einigen Minuten eine kaiserliche Antwort erhalten würde.

Die Versammlung hörte Regnaud mit jener brennenden, knabenhaft zu nennenden Neugierde revolutionärer Zeiten an, und war befriedigt zu hören, daß ihre kürzliche Entscheidung nicht als ein Attentat angesehen wurde, sowie, daß die letzte Zeit nicht zum Widerstande, sondern um ihrem Willen zu gehorsamen, verwendet worden. — Sie beruhigte sich ein wenig, doch konnte unschwer wahrgenommen werden, daß diese Ruhe nicht von sehr langer Dauer sein würde. Die Vertrauten Fouché's, welche die Helfershelfer Regnaud's geworden, ohne daß dieser sich im Geringsten träumen ließ, daß er als ein Werkzeug der Intrigue diente, sagten ihm, daß der Weg, den die Meinungen durchlaufen, ungeheuer wäre, daß keine Verschiedenheit mehr herrsche und daß man klar und einfach die Abdankung verlange, — indem man Napoleon die Ehre lasse, das Scepter niederzulegen; thue er dies aber nicht sogleich, so werde man ihm dasselbe entreißen. — Regnaud versuchte umsonst, sie anders zu stimmen, dann, immer dem Kaiserreiche ergeben, verließ er den Vater, um den Sohn zu retten; er empfand Abscheu vor einer Abdankung, welche Vater und Sohn zugleich, das heißt: die Dynastie, stürzte. Man versprach ihm zu warten, jedoch unter der Bedingung der sicheren und nahen Abdankung, denn die Fabel Fouché's, daß er geheime Verbindungen habe, wodurch ihm die Gewißheit der Beistimmung der Mächte zur Regentschaft Marie Louisens geworden, war auf allen Bänken der Versammlung verbreitet, sogar von den

am wenigsten Informirten gekannt und als autentische Wahrheit betrachtet.

Regnaud kehrte in's Elysée zurück, wo man sich endlich entschlossen hatte, den Kammern eine Botschaft zu schicken, welche ihnen durch die Minister, deren Gegenwart verlangt worden, überbracht werden sollte. Diese Botschaft hatte zum Zweck, jene in Kenntniß zu setzen von dem Unglücke, welches die Armee betroffen, dasselbe der Wahrheit gemäß zu bestimmen, um dadurch auch nachzuweisen, daß noch Hilfsmittel vorhanden seien und die Ernennung einer Commission in Vorschlag zu bringen, um dieselben zu wählen und in Uebereinstimmung mit der Regierung darüber zu beschließen. Der Minister des Innern, Carnot, sollte die Botschaft an die Pairskammer überbringen; Prinz Lucian, in Begleitung der übrigen Minister ebendieselbe der Repräsentantenkammer. — Der Kaiser hatte laut der „Anfügung" das Recht, sich bei den Kammern durch von ihm gewählte Commissäre vertreten zu lassen und auf Grund dieses Titels hatte er zu diesem Zwecke den Prinzen Lucian, als den durch seine am 18. Brumaire bewiesene Festigkeit, berühmt gebliebenen Prinzen, bezeichnet.

Napoleon hoffte — wünschte selbst nichts mehr, aber er wollte einen ergebenen Mann, der zu sprechen verstand, um die ihn erwartenden Beleidigungen zurückweisen zu können; auch nahm er keinen Anstand, durch diese Wahl seinen Ministern zu zeigen, daß er unter den gegenwärtigen Umständen mit ihrem Eifer nicht zufrieden war. Hievon nahm er Carnot aus, welchen Fouché verdächtig gemacht, indem er ihn als den von Napoleon und Caulaincourt Dupirten, hin=

stellte, der außer auf einem Congresse oder einem Schlachtfelde nicht mehr viel nützen könne.

Man begab sich zuerst in die Pairskammer, welche die Botschaft, ohne ein Wort zu äußern, empfing sie wollte abwarten, bis die andere Kammer gesprochen. Man verlor mit der Hinfahrt sehr wenig Zeit und doch mehr, als die Ungeduld der Repräsentanten zu bewilligen fähig war. Abends sechs Uhr langten die Wagen am Palais der letzteren in dem Augenblicke an, als alle Worte sich bereits als vergeblich erwiesen hatten, um dem Ungestüme der Erregung zu gebieten. Die Ankunft der kaiserlichen Botschaft ward angekündigt, allein die Versammlung befand sich in einem Stadium, daß Zeit verloren werden mußte, um sie wenigstens in soweit zu beruhigen, daß sie sich zum Hören herbeiließ. Es ward beschlossen, daß diese so heftig geforderte Mittheilung, welche Material zu Diskussionen und vielleicht zu sehr ernsten Erörterungen Gelegenheit geboten hätte, in geheimer Sitzung in Verhandlung genommen wurde. Das Publikum ward also aus dem Saale gewiesen und um sieben Uhr bestieg Prinz Lucian die Tribüne. Nachdem er sich als kaiserlicher Commissär legitimirt, begann er sich seines Auftrages zu entledigen. — Frankreich, sagte er, habe ohne Zweifel ein großes, aber keineswegs nicht zu veringerndes Unglück erfahren. Mit Einigkeit in den Gewalten, durch Festigkeit der Charaktere könne es noch dem Feinde die Spitze bieten, denn es blieben ihm noch reiche Hilfsquellen. Der Kaiser, dieselben hauptsächlich in der Uebereinstimmung der Repräsentanten des Landes erblickend, verlange die Erwählung von fünf Mitgliedern aus jeder Kammer, um über die

Mittel für die Wohlfahrt des Landes zu stimmen und unverzüglich in Kraft zu setzen.

Der Prinz, welcher gebührend empfangen worden und sich auf einer Tribüne zu benehmen verstand, ward mit Gewogenheit angehört; aber was er sagte, war der Versammlung hinreichend bekannt und eben schlechterdings nicht in Einklang mit der Stimmung derselben, welche, wie wir gehört, unnachgiebig die Abdankung verlangte, zu bringen.

Jay, durch Fouché angetrieben, und eines besseren Führers werth, verlangte entschlossen das Wort. Bei seinem Anblicke ward Alles stille; man wußte, was er vorschlagen würde und Jedermann wünschte den Erfolg seines Vorschlages.

Er begann mit einigen unnöthigen Betrachtungen über die Größe der Gefahr, welcher er sich aussetze, indem er bei dieser Gelegenheit das Wort ergreife; als ob man von dem bei Waterloo Besiegten noch viel zu fürchten gehabt hätte. — Dieser Eingang wurde nicht ohne ein gewisses Grauen angehört und man ermuthigte durch eine lautlose Aufmerksamkeit den Sprecher fortzufahren. Jay, sich an die Minister wendend, legte denselben zwei förmliche Fragen vor, beide ebenso direkt, als in Verlegenheit setzend: erstens auf ihr Gewissen zu erklären, ob sie glaubten, Frankreich könne, wenn es den größten Muth entfalte, den vereinigten Armeen Europa's Widerstand leisten, wenn von jetzt an, ein Friede nicht unumgänglich nöthig sei, und zweitens: ob Napoleon an der Spitze der Regierung einen etwaigen Frieden nicht unmöglich mache? — Nachdem Jay so gesprochen, unterbrach er sich und heftete längere Zeit seine Blicke auf die Minister, eine

Antwort erwartend. Die Versammlung folgte diesen Blicken und schien gleichfalls eine unverzügliche Antwort zu heischen. Die Minister jedoch beharrten in in ihrem Schweigen: bald aber ward Einem derselben das Schweigen unmöglich; es war Derjenige, welcher durch seine perfiden Einflüsterungen auf den Glauben geführt hatte, daß, Napoleon beseitigt, Europa sich beruhige und dessen Sohn annehme. — Die Blicke wurden in der That so fragend, daß Fouché nicht mehr länger schweigen konnte. — Der Tribüne sein blasses, scheeles, falsches Gesicht zuwendend, beschränkte er sich darauf zu sagen: daß die Minister mit der kaiserlichen Botschaft betraut, welche die Ansicht der Regierung schon enthalte, hier nichts anzufügen hätten. — Diese, auf eine lächerliche Art ausweichende Antwort, befriedigte Niemand. Sie bewies, daß Jay, der Dupirte Fouché's, nicht sein Verbündeter war. — Wenig befriedigt, durch Fouché's Erwiederung, fuhr Jay in seiner Rede fort und in die Situation eingehend, gab er ein aufreizendes, aber unglücklicher Weise nur zu wahres Bild. Zuerst schilderte er die Lage des Landes im Innern und haftete besonders daran, zu beweisen, daß Napoleon nach und nach alle Parteien sich abgeneigt gemacht; — die Royalisten wären seine Feinde von vorne herein und die Liberalen habe er durch seinen unerträglichen Despotismus aufgebracht. — Vom 20. März und den Hoffnungen sprechend, welche man gehabt und welche die „Anfügung" zerstört, drückte er sich über diese Gegenstände mit den Vorurtheilen der Zeit aus und erklärte, daß Napoleon das Vertrauen der Freiheitsfreunde verloren und das der Royalisten niemals besitzend, in der

Zukunft Frankreich nicht um sich versammeln und gegen die Fremden führen könne. Dann die äußere Lage ins Auge fassend, entwarf Jay ein Gemälde von den Leidenschaften, welche Napoleon erregt; citirte die Manifeste der Mächte, daß sie Krieg, nicht gegen Frankreich, sondern gegen diesen führten. — Er bestrebte sich darzulegen, daß, angenommen auch, er wäre am 18. Juni glücklicher gewesen, nichtsdestoweniger das besiegte Europa seine Kräfte auf's Neue angestrengt haben würde; — ferner: daß die französische Armee sich allerdings mit neuem Ruhme bedecken könne, aber nur um endlich doch zu unterliegen. Er frug schließlich, ob im Angesichte dieser doppelten Situation, Frankreich durch Napoleon getheilt, Europa dagegen durch ihn vollkommen geeinigt, es für denselben nicht Pflicht wäre, seinen Rücktritt anzubieten, und Seitens der Kammern, denselben anzunehmen, ja ihn selbst zu provociren. — Durch allgemeine Zustimmung ermuthigt, gelangte Jay, der bisher weder die Wärme noch das äußere Wesen eines eigentlichen Redners gehabt, nach und nach zu einer wahren Beredsamkeit. Er appellire, sagte er, an Napoleons Genie und Patriotismus, um Frankreich von dem Abgrunde hinwegzuziehen, an welchen er es gebracht. Sich an Lucian selbst wendend, ihn gleichsam als eine Art Vermittler betrachtend für das verzweifelnde Frankreich, rief er: „An Ihnen ist es, Prinz! an Ihnen, dessen Uninteressirtheit und Unabhängigkeit bekannt sind, den die Blendungen eines Thrones niemals beirrt haben, den glorreichen Bruder zu berathen und aufzuklären, ihm begreiflich zu machen, daß unter seinen tausend Siegen, deren unsterblicher Glanz das

letzte Unglück nicht verdunkeln kann, derjenige der herrlichste sei, den er über sich selbst davon trage, indem er dieser Versammlung sein Scepter zurückgebe, das sie lieber aus seiner Hand empfängt, als ihm entreißt, um es, wenn möglich, seinem Sohne zu sichern, und das Unglück einer zweiten, hundertmal ärgeren, als die erste, Verheerung zu beschwören.“ — Die Situation hatte Geist und Charakter des Redners gehoben, welcher unter diesen Umständen einen Einfluß ausübte, den er noch nie ausgeübt und auch niemals mehr ausüben sollte, obgleich er nicht aufhörte, stets eine ausnehmende Achtung zu genießen. — Prinz Lucian antwortete ihm augenblicklich. Ebenfalls getragen durch die Macht des Momentes, durch brüderliche Pietät und sein Talent, sprach er beredt. — Er begann damit, daß er die Lage der Dinge anders kennzeichnete, als Jay, sowie zu beweisen, daß das Uebel übertrieben geschildert worden. Gerüstet mit den Details, welche ihm der Kaiser an die Hand gegeben, erklärte er, daß die Nordarmee zwar geschlagen, doch weit davon entfernt wäre, vernichtet zu sein, daß man von denen, welche bei Mont-Saint-Jean gestritten, 30,000 wiederfinden würde und vermuthlich auch das ganze Corps von Grouchy, wodurch man ein Heer von 60,000 Mann erhalte, an Trefflichkeit Alles, was der Feind besitze, überbietend; das die Generale Rapp, Lecourbe, Lamarque (dieser nun in der Vendée frei) auf 100,000 brächten; daß hinter dieser Armee, geschützt durch seine mit sechshundert Feuerschlünden besetzten Werke und vertheidigt durch seine 60,000 Mann Matrosen, Depots, Föderirten und Nationalgarden, Paris gegen jeden Angriff gesichert sei; — daß man in die-

ser Situation Zeit fände, sich selbst wiederzufinden, neue Hilfsquellen zu entdecken, die Conscription von 1815 und die Anwendung der Mobilisirung der erwählten Nationalgarde, 200,000—300,000 Mann liefere. Diese Mittel in der Hand eines Feldherrn, wie Napoleon, erlaubten nicht zu verzweifeln und die von insolenten Siegern auferlegten Bedingungen erdulden zu müssen. — Bezüglich der innern Angelegenheiten wären jene Schilderungen noch mehr übertrieben; — Frankreich sei darin einig, die Herrschaft der Emigranten zurückzuweisen, es existire für eine solche nur eine, mehr arrogante, als gefährliche Minorität, welche endlich ihre Maske in der Vendée gelüftet und in wenigen Tagen durch General Lamarque vernichtet worden. Mit Ausnahme einiger Parteigänger der Emigranten, verlange Jedermann eine und dieselbe Sache, d. h. die nationale Unabhängigkeit und die constitutionelle Freiheit unter dem Fürsten, welchen Frankreich mit so großer Freude wiedergesehen. Allerdings könnten die Uebelgesinnten die Nation theilen, aber es hinge von der Versammlung ab, dieselben unschädlich zu machen, indem man sich um den Mann schaare, der letztere zusammenberufen, und welcher allein fähig sei, dem Feinde die Spitze zu bieten; — die Kammer hätte sich nur auszusprechen und das ganze Land würde ihr folgen. Eine Trennung von Napoleon unter dem Vorwande, den Haß der Fremden zu besänftigen, sei eine unheilbringende und zugleich lächerliche Einbildung; der Fremde habe die gleiche Sprache im Jahr 1814 geführt, der Senat habe sich dadurch täuschen lassen; Napoleon entfernt und die Bourbonen wiederhergestellt; — man habe

Frankreich seiner Festungen, seines Kriegsmaterials und seiner Grenzen beraubt; die schönen Versprechungen, sobald Napoleon entfernt wäre, in ihrem Marsche anzuhalten, wären nichts als Kriegslisten, welche allein dahin abzielten, die Nation von ihrem Chef zu trennen. Der Feind könne dieselben anwenden, aber es hieße sich dem Hohne der Mit- und Nachwelt aussetzen, dessen Dupirte zu sein. Sich immer über dieses delikate Sujet verbreitend, fügte Lucian hinzu: „Denken Sie doch, meine lieben Mitbürger! an die Würde und Achtung Frankreichs! — Was würde die civilirte Welt und die, welche nach uns kommen, dazu sagen, wenn, nachdem man Napoleon mit Jubel am 20. März begrüßt, — nachdem man ihn als Heros und Befreier proclamirt, ihm bei der Feierlichkeit des Maifeldes einen neuen Schwur geleistet, Frankreich ihn 25 Tage später, wegen einer verlorenen Schlacht und einer Drohung der Fremden, als die alleinige Ursache des Mißgeschickes erklärte und von dem Throne stieße, auf welchen es ihn soeben erst berufen. — Werden Sie Frankreich nicht dem gegründeten Vorwurfe der Unbeständigkeit und Leichtfertigkeit aussetzen, wenn es Napoleon in diesem Augenblicke verließe?“ — Diese Betrachtung, welche zwar gerecht, aber eigentlich nur das Unglück der Situation anklagte, machte die Versammlung erbeben — rief auf der Stelle eine gewaltige Entgegnung hervor; denn wenn man in dergleichen Assembleen Wahrheiten berührt, welche in den Herzen, aber nicht auch auf den Zungen wohnen, so genügt ein Wort, um sie hervorbrechen zu machen. Sich gegen Lucian erhebend, erwiederte ihm Lafayette in unwiderstehlicher, treffender Weise und mit kaltem

Tone, aber gleich einem Schwerte schneidend: „Prinz! Sie verläumden die Nation! Nicht weil Frankreich Napoleon verlassen, kann es die Nachwelt anklagen, nein — sondern weil es ihm zu viel gefolgt. Es war ihm auf die Schlachtfelder Italiens, in den brennenden Sand Egyptens, auf die schrecklichen Wahlstätten Spaniens, die unermeßlichen Ebenen Teutschlands und in die eisigen Wüsten Rußlands gefolgt. Sechsmalhunderttausend Franzosen ruhen an den Ufern des Ebro und Tajo; können Sie uns sagen, wie viele an den Gestaden der Donau, der Elbe, des Niemen und der Moskawa gefallen? Ah! — weniger standhaft, hätte die Nation zwei Millionen ihrer Kinder gerettet! Sie hätte Ihren Bruder, Ihre Familie, uns Alle vor dem Abgrunde bewahrt, in welchem wir uns heute streiten, indem wir nicht wissen, wie wir uns aus demselben befreien sollen.“ — Diese Worte fielen auf den Prinzen Lucian, der, unschuldig an den Fehlern seines Bruders, durch diese Rede an das Urtheil der Nachwelt erinnert wurde und beraubte ihn für die Folge in seinen Ansprachen aller Kraft. Es war ihm indessen gelungen, die Versammlung in etwas zu beruhigen, weniger durch seine Worte, welche der Macht zu fesseln keineswegs ermangelten, als vielmehr durch den Anblick des großen Mannes, dessen lebendiges Ebenbild er war, und den in den Abgrund zu werfen es sich handelte, ohne die Gewißheit zu haben, daß derselbe sich über ihm schließe. Noch einige Redner folgten auf Jay und Lucian; Heinrich Lacoste und Manuel verlängerten die Discusion und riefen, ohne es zu wollen, wieder Heftigkeiten hervor. Den Wunsch einer freiwilligen Abdankung seitens Napoleons kund

zu geben, war das Einzige, was man zu thun im Stande war. Diese selbst auszusprechen, wäre eine Schmähung des Unglücks gewesen, deren im Augenblicke Niemand fähig war. Die Regierung verlangte zwei, von den Kammern ernannte Commissionen, um mit denselben die Mittel für das allgemeine Wohl zu berathen. Diese beiden Commissionen konnten durch ihre Verhandlungen auf schicklichem Wege erhalten, was die Versammlung, durch direkten Verkehr, Napoleon nicht hätte entreißen können, ohne seiner und ihrer Würde etwas zu vergeben. Diese Maßregeln wurden einstimmig angenommen. Die Repräsentantenkammer wählte ihr Bureau selbst zu dieser Commission, aus dem Präsidenten Lanjuinais und den vier Vicepräsidenten: de Flongergue, de Lafayette, du Pont de l'Eure und Grenier. Die Pairskammer bildete ihre Commission aus ihrem Präsidenten, dem Erzkanzler Cambacérès und de Boissy d'Anglas, Thibaudeau, Druot, Andréossy und Dejan. Die zwei Commissionen sollten sich mit den Portefeuille- und Staatsministern in dem Sitzungssaale des Staatsrathes in den Tuilerien versammeln. Sie wurde noch am selben Abende zusammenberufen, damit sie einen entscheidenden Beschluß schon am nächsten Morgen bringen könnten.

Während dieser Zeit hatte ein beständiger Wechsel zwischen Kommenden und Gehenden stattgefunden. Der Herzog von Rovigo, Lavalette, Benjamin Constant und Prinz Lucian hatten sich dahin begeben und Napoleon nichts verborgen, hinsichtlich der herrschenden Stimmung. Lucian hatte ihm wiederholt, daß es nichts mehr zu verhandeln gebe, daß nur noch zwischen

einem Gewaltstreiche oder unverzüglicher Abdankung, die Wahl bliebe, um auf beiderlei Weise einem beleidigenden Beschlusse zuvorzukommen. Es war dies die volle Wahrheit. Napoleon verhehlte sich diese nicht. Einige Male ward er heftig, wenn er sich vorstellte, mit wie wenig Großmuth man ihn behandle, sowie die Mittel, welche ihm noch blieben, wenn er, um sich der Diktatur zu bemächtigen, nur die Föderirten zu sich rief, welche unablässig unter seinen Fenstern wogten und wilde Rufe des Patriotismus ausstießen. Aber nach solchen kurzen Momenten der Exaltation, fiel er wieder zurück in den Widerwillen gegen alle Dinge und ließ blicken, daß er abzudanken gedenke, indem er sich durch beißende Sarkasmen an Denen rächte, welche glaubten, daß sie durch Aufopferung seiner, sich retteten. — „Lassen Sie diese Leute!“ sagte ihm der Herzog von Rovigo mit seiner offenen Vertraulichkeit, — „die Einen haben den Kopf verloren, die Andern sind durch die Intriguen Fouché's verführt. Da sie nicht verstehen können, daß Sie allein im Stande sind, sie zu retten, so überlassen Sie dieselben sich selbst, und mag alsdann aus ihnen werden, was will. In acht Tagen kommen die Fremden, erschießen Einige unter ihnen, verbannen die Andern, geben ihnen die Bourbonen zurück, welche sie verdient haben und beenden diese elende Comödie. — Sie Sire! kommen Sie nach Amerika, erfreuen Sie sich mit einigen treuen Dienern der Ruhe, die Sie und wir Alle bedürfen!“ — Lavalette gab denselben Rath in seiner ernsten, sanften, traurigen Sprache. Napoleon nahm Das, was die Beiden ihm sagten, gütig auf, verbarg nicht, daß er im Grunde selbst so dachte, und handelte, wie man

ihm rieth. Mit Benjamin Constant pflog er eine sehr lange Unterredung anderer Art. Er betrachtete mit ihm die Frage der Abdankung unter ihren hauptsächlichsten Gesichtspunkten und zwar mit einer Ruhe, als ob er selbst ganz uninteressirt bei derselben wäre. Was ihn anbelange, sagte er, so wäre es erwiesen, daß, von Europa zum zweiten Male besiegt zu sein, sein vorherrschender Kummer wäre, daß bei dem gegenwärtigen Zustande der Gemüther zu regieren, ihm kein beneidenswerthes Vergnügen schiene, — daß seine Verachtung über Menschen und Dinge, bei ihm den Sieg über seinen Ehrgeiz davongetragen; daß endlich die Ruhe in einem friedlichen und freien Zufluchtsorte in Mitten von Männern, welche seines Umganges würdig wären, für die Zukunft sein einziges wünschenswerthes Glück bilde; aber was ihn gegen seinen Willen dazu bringe, hinsichtlich seiner Bereitwilligkeit und seines Widerstandes gegen das geforderte Opfer, sich noch zu berathen, wäre die Schmach, eine Partie aufzugeben, die noch nicht ganz verloren sei. Es schiene ihm in der That, wenn noch Chancen blieben, Europa zu schlagen, — oder wenigstens es zur Unterhandlung zu bewegen und auf diese Weise die Bourbonen zu beseitigen — eine Uebertölpelung, Dummheit und Schwäche zu sein, wenn man sich ergebe, und vor dem Tribunal der wahren Politiker würde man eines Tages verurtheilt, weil man zu leicht nachgegeben. Als Vater würde er willig sich geopfert haben, um den Thron seinem Sohne zu sichern; aber, seitdem er die Wahrheit über seine Frau vernommen, zweifle er nicht mehr daran, daß sein Sohn ein, im Voraus dem Mißtrauen Europa's verfallenes Kind wäre, — ein Kind,

bestimmt als Gefangener in den Händen Fremder zu sterben. — Napoleon lächelte verächtlich, wenn man ihm sagte, daß der Preis seiner Abdankung, die Annahme des Königs von Rom und Marie Louisens von Seiten der Mächte sei. Wäre er entfernt, dann sähe er mit seinem, tief in die Dinge dringenden Geiste, die Bourbonen schon nach acht Tagen wiederhergestellt, die Mehrzahl der Seinen zerstreut oder bestraft, Fouché selbst zu einer, vielleicht verzögerten, aber sichern Züchtigung bestimmt, — und — noch etwas weiter in die Zukunft blickend — fühle er sich gerächt an allen seinen Feinden im Innern. Was ihn jedoch vor Allem beschäftigte, war: zu prüfen, ob, wenn man so viel Chancen gegen den äußern Feind habe, es gerathen wäre, seinen Degen dem Herzoge von Wellington oder dem Marschall Blücher zu überlassen, und er frug sich, ob er nicht als ein Thor und Feigling erschiene, wenn er nicht Alles aufbiete, um einem grausamen Aeußersten zu entgehen. — Er unterhielt sich längere Zeit mit Constant über diesen Gegenstand, wobei er ebensoviel Kaltblütigkeit als Geist bewies, und wiederholte diesem, daß Frankreich, die Armee, nur ihn kenne, daß, wenn er die Repräsentanten, welchen er die Schranken offen gelassen, zerstreuen wolle, es ihn nur ein einziges Wort koste; aber hiezu gehöre, daß er sich an die Spitze einer Partei stelle, und zwar Derjenigen, welche unter seinen Fenstern brülle, sich mit ihnen auf den besseren Theil der Bevölkerung werfe, eine Art revolutionärer Kaiser würde und, Frankreich hinter sich geknebelt, das coalisirte Europa bekämpfe. Eine solche Rolle aber widerstreite durchaus seinem Wesen. Bei gegen-

wärtiger Lage der Dinge, ziehe er vor, in den Urwäldern Amerika's als Pflanzer zu leben.

Während man im Elysée diskutirte, hatten sich die Commissionen der Kammern in die Tuilerien begeben, und versammelten sich mit den Ministern in dem öden, schlecht erleuchteten Saale des Staatsrathes, welcher mit dem Anblicke, den er ehemals bot, als Napoleon, auf der Höhe seines Ruhmes, daselbst den vereinigten Sektionen präsidirte, und sie, sowohl durch die Gewalt seines Geistes, als durch die Blendung seiner übermächtigen Autorität beherrschte, einen traurigen Contrast bot. — Der Prinz von Cambacérès eröffnete die Sitzung, indem er zugleich den Gegenstand der Verhandlungen bezeichnete. Jedermann war Anfangs zurückhaltend, aber die Hitzigeren — und es ermangelte deren in beiden Commissionen nicht — waren ungeduldig, die eigentliche Tagesfrage, nämlich die über die Abdankung, in Angriff zu nehmen. Sie begannen mit den feierlichsten Ergebenheitsversicherungen für die Sache der Allgemeinheit und wollten als Princip aufstellen, daß man zu allen Opfern bereit wäre, ausgenommen die nationale Freiheit und die Unverletzbarkeit des Bodens. Die zu förmlichen Vorschlägen ausgearbeiteten und zur Abstimmung fertigen Erklärungen waren lächerlich oder sehr verfänglich, denn es war darunter verstanden, was man nicht klar aussprechen wollte, d. h.: — die Abdankung. Alsdann ging man zum Betrachte der Hilfsquellen über, welche in der verzweifelten Lage, in der sich der Staat befand, sich noch darboten. Man sprach von der Armee, von den Finanzen und endlich von den Mitteln,

die Ordnung im Kaiserreiche aufrecht zu erhalten, durch Unterdrückung der feindlichen Parteien.

Die Armee betreffend, beschäftigte man sich zuerst mit der sofortigen Rekrutirung, indem man sich über die Gesetzmäßigkeit einer Conscription von 1815 besprach. Niemand bestritt diese außerordentliche Maßregel, welche mehr als 100,000 Mann, von denen ein Theil schon gedient, verschaffen konnte. Hierauf ging man zu den Finanzen über und faßte den Gedanken einer Emission der Renten, welche sogleich 30—40 Millionen zur Verfügung brachte. Endlich kam ein Vorbeugungsgesetz zur Sprache, welches der Exekutivgewalt eine Waffe gegen die feindlichen Parteien gäbe und in dieser Versammlung, bestehend aus vollkommen der Freiheit ergebenen Männern, erhob sich kein einziger Einwand. Man bewilligte Alles, um desto schneller auf denjenigen Punkt zu gelangen, welcher Alle mehr als Alles interessirte — die Abdankung.

Nachdem man hinsichtlich der Mittel, den Krieg fortzusetzen, sich vorgesehen, sagte man, daß nun die Mittel, bezüglich eines Friedensschlusses ins Auge zu fassen seien. Dieser Gegenstand wäre von der äußersten Dringlichkeit, denn der Erfolg eines Krieges sei zu zweifelhaft, um nicht zugleich an die Beendigung desselben zu denken.

Nun enthielt aber diese Frage gerade diejenige, welche man ungeduldig war, zu erheben. Lafayette, entschloßener in der Verfolgung eines Ziels, fragte, ob es nicht erwiesen sei, daß alle Unterhandlung, jeder Friede vergeblich wäre, so lange Napoleon sich an der Spitze der Regierung befände?

Diese, an die Minister Napoleons gerichtete Frage und vor einer Commission, die einige, der kaiserlichen Dynastie ergebene Glieder zählte, aufgeworfen, verursachte einiges Gemurmel. Die Minister antworteten: wenn sie dies als wahr ansehen würden, was Lafayette geäußert, so hätten sie es dem Kaiser schon erklärt und es zum Gegenstande eines besonderen Vorschlages in der gegenwärtigen Conferenz gemacht. Lafayette erwiederte, daß er die Frage als gestellt ansehe und daß, da er dieselbe für nöthig erachtet, er sie gestellt habe. Diese Frage hieß an sich schon eigentlich die Forderung einer Abdankung aussprechen. Der Präsident, Prinz Cambacérès, erklärte, daß er eine solche Frage nicht zur Abstimmung gelangen lasse. Der Vorschlag Lafayette's ward also abgeworfen, aber man nahm an, daß eine Form für eine Unterhandlung aufzufinden nöthig wäre, um den Verkehr mit den europäischen Mächten anzubahnen, welche seither nicht nur verweigert, auf die Mittheilungen der kaiserlichen Regierung zu antworten, sondern sogar auch dieselben überhaupt anzunehmen. Man sann demnach auf Mittel in das Feldlager der Verbündeten eine Commission von Unterhändlern zu schicken, welche anstatt im Namen Napoleons, sich in dem der Kammern präsentirten. Mit diesem Resultate mußte man zufrieden sein, denn es enthielt unstreitig gewissermaßen die Abdankung, indem die wichtigste Funktion der ausübenden Gewalt die ist, mit Fremdmächten in Unterhandlung zu treten. — Es war dies eine auf der That ertappte Gesetzesverletzung, denn man war schon durch die letzten Kammerbeschlüsse so sehr aus der Gesetzlichkeit getreten, daß es sich nicht

mehr der Mühe verlohnte, sich in Acht zu nehmen. Man einigte sich also sowohl über diesen Punkt selbst, sowie auch über die verschiedenen Maßregeln, welche man dem Kaiser durch seine Minister, und den Kammern durch aus den beiden Commissionen gewählte Berichterstatter vorlegen sollte. General Grenier, ein ausgezeichneter Officier der Republik und ein sowohl kluger, als uninteressirter Mann, ward der Auftrag des Berichtes an die Kammern der Repräsentanten. Gleichwohl, als die Entschließungen, welche die Oberhand behalten, durch die Ungeduld der Gemüther keine Beantwortung erfuhren, ersuchten die Minister und besonders Regnaud, den General Grenier und seine Collegen noch für einige Stunden zu warten und zu versprechen, daß der Rapport nicht eher gemacht würde, bis eine kais. Botschaft angelangt sei, um die Wünsche der Majorität der Kammern, welche das Heil des Staates einzig in der Abdankung Napoleons erblickten, Genüge zu geben.

Diese Sitzung hatte fast die ganze Nacht gewährt; im Elysée brach der Tag sehr frühzeitig an, und seit dem Morgen des 22. kam Jeder herbeigeeilt, um Napoleon zu rathen, was man sich, besonders in dieser Art, ehedem nicht erlaubt hätte. Napoleon hatte in seinem Innern bereits das Opfer gebracht, denn nach der Sitzung der letzten Nacht war ihm unmöglich, auf dem Throne zu bleiben und von der thatsächlichen Regierung ausgeschlossen zu sein. — Er empfing Regnaud und Diejenigen, welche dessen Kathegorie, d. h. den von Fouché Dupirten, anzugehören schienen, übel, als sie kamen, um mit ihm über den Gegenstand, in diesen trüben Augenblicken zu sprechen.

An demselben traurigen Morgen langten Nach-

richten von der Armee an; aber weit weniger verzweifelte, als Napoleon und seine Officiere von Laon mitgebracht. Grouchy, den man verloren geglaubt, war gesund und wohlbehalten durch Rocroy gekommen und führte 30,000 muthige Streiter mit sich, hinter welchen sich die Reste von Waterloo sammelten. Diese von allen Seiten zum Sammelorte Laon herbeigeeilten Ueberbleibsel bildeten ein Corps von 20,000 Mann, das sich bis zu 30—40,000 erheben konnte, sobald man sie neu armirte und mit Artillerie versah. — Es war also leicht, ein Heer von 60,000 Mann, das noch durch die Depots, die Föderirten und die östlichen Truppen bis auf 100,000 vermehrt werden konnte, in wenigen Tagen auf die Beine zu bringen, um Paris zu decken. — Man war also weit von dem Falle entfernt, Paris unter jeder Bedingung übergeben zu müssen. Der Kriegsminister ward unverzüglich in die Repräsentantenkammer abgesandt, um zu sehen, ob diese Neuigkeiten nicht bessere Reflexionen erzeugten und nicht den Wunsch weckten: diesen 100,000 Mann ihren Chef zu erhalten, welcher 1814 mit noch geringeren Kräften die Geschicke gelenkt.

Die Versammlung befand sich seit neun Uhr in ihrem Hause; deren Ungeduld aber übertraf diejenige des vorigen Tages um Vieles. Man wollte den Rapport des General Grenier besprechen, um Zeit zu gewinnen; die Versammlung jedoch interessirte sich für nichts, was vom Hauptgegenstande abführte. Gegen zehn Uhr Morgens hatte General Grenier die Rednerbühne bestiegen und von allen Rednern allein Gehör erhalten. — Er hatte in Kürze die während der Nacht in den Tuilerien beschlossenen Maßregeln

aufgezählt und damit geendet, daß Agenten im Namen der Kammern mit den Alliirten zu verhandeln beauftragt seien. Es war dies wenigstens die halbe Abdankung, mit der Gewißheit, in wenigen Stunden die andere Hälfte zu erhalten. Dessenungeachtet zeigte sich auf allen Gesichtern Mißstimmung, Ungeduld und Zorn und viele Stimmen tobten wirr durch einander. Der Berichterstatter, wenig an derartiges Gebahren gewöhnt, stotterte einige Worte, um zu bitten, daß man doch noch kurze Zeit warten möge, denn die Minister hätten ihm baldige kaiserliche Botschaft zur Vervollkommnung gegenwärtiger Mittheilung zugesagt. Diese Anzeige beruhigte durchaus nicht und eine Menge Redner stürmten gegen die Tribüne, um Vorschläge zu machen, welche alle auf das Gleiche hinausliefen. Aber da sich unter ihnen keine bedeutende Persönlichkeit befand, so schenkte man denselben wenig Aufmerksamkeit. Plötzlich äußerten sich die Vertrauten Fouché's dahin, daß das Opfer beabsichtige, sich zu vertheidigen, — wenn man daher keine Gewalt brauche, werde man selbst sein Opfer, denn die Armee, von den Vorgängen unterrichtet, wäre zum äußersten Excesse bereit, um Napoleons Regierung zu verlängern, — man habe Nachrichten von Grouchy, derselbe sei gerettet und marschire bereits mit 60,000 Mann nach Laon; es wäre sonach keine Zeit zu verlieren. Diese Version fand bald dadurch Bestätigung, daß der Kriegsminister kam, um eine Darlegung der militärischen Angelegenheiten zu geben. Er ward ungeduldig angehört, aber, anstatt die Ansicht der Abgeordneten zu ändern, wurden sie nur noch mehr darin bestärkt. Die Einen behaupteten, daß die 60,000 Mann für Napo-

leon einen Vorwand bildeten, die Gewalt zu behaupten und sie gegen die Versammlung zu gebrauchen, — die Andern: daß man sich ihrer bedienen müsse, um hinsichtlich des Friedens, ohne jenen Mann zu unterhandeln, welcher denselben unmöglich mache. Sich selbst mehr und mehr steigernd, gelangte man dazu: es sei nothwendig, die Abdankung vorzuschlagen und sofort darüber abzustimmen. Ein einziger Abgeordneter, General Solignac, schon seit längerer Zeit sich in kaiserlicher Ungnade befindend, ein ungeordneter, aber großmüthiger Charakter, hielt einen Augenblick die Versammlung noch zurück, indem er ihr sagte, daß der Mann, gegen den man so gewaltthätig verfahren wolle, fünfzehn Jahre regiert habe, noch kürzlich erst die erneuten Schwüre Frankreichs erhalten, zwanzig Jahre die französischen Armeen mit unvergleichlichem Ruhme befehligt habe; daß er Rücksicht verdiene, und daß eine Stunde gewiß nicht zu viel verlangen heiße, um Gelegenheit zu geben, das Scepter selbst niederzulegen, welches man jetzt ihm entreißen zu wollen scheine. „Eine Stunde — eine Stunde — sei es so!“ antworteten Hunderte von Stimmen, denn eine Art Scham hatte sich eben doch der Versammlung bemächtigt, welche trotz Allem die Dynastie aufrecht erhalten wollte. Eine Stunde, um abzudanken bewilligt! — einem Manne bewilligt, welcher die Welt beherrscht! — und der drei Monate vorher mit solch' außerordentlich freudigem Zujauchzen empfangen worden war! Traurige und schreckliche Lehre für den ungemessenen Ehrgeiz!

General Solignac eilte unverzüglich in's Elysée, obgleich er seit langer Zeit Napoleon sich nicht ge-

nährt. Der Anblick dieses einst mächtigen, vor Kurzem noch so gefürchteten, heute so tief gestürzten Kaisers, rührte den General innig. — Napoleon, welcher seine begünstigsten Diener, die eine besondere Eilfertigkeit gezeigt, seine Abdankung ihm zu entreißen, übel empfangen, nahm den in Ungnade Gefallenen wohlwollend auf, der für ihn eine Stunde Frist erbeten und erhalten hatte. Er sagte ihm milde, daß es thöricht sei, so viele Erregung zu zeigen; seine Abdankungs-Urkunde liege bereit, — er werde sie unterzeichnen. Hierauf führte er den General in den Garten, wo seine Gegenwart neue Rufe von: „Es lebe der Kaiser!“ veranlaßte. Er ließ diesen die Macht fühlen, welche ihm zu Gebote stehe, wenn er geneigt wäre, sich derselben zu bedienen und frug ihn, ob er glaube, daß die tumultuarische Versammlung, von der er herkomme und zu welcher er zurückkehre, im Stande sei, eine neue Regierung zu gründen, die fähig wäre, den Fremden ernsten Widerstand entgegenzusetzen und ob die geforderte Abdankung nicht die sofortige Herbeiführung der Bourbonen, begleitet von 500,000 Fremden wäre. Dies ließ sich nicht leugnen. General Solignac stimmte bei, nahm Napoleons Hände, begoß sie mit Thränen, und der Kaiser, gerührt über die Bewegung dieses tapfern Militärs, zufrieden damit, ihm die Inconsequenz Derjenigen gezeigt zu haben, welche seine Abdankung heischten, verabschiedete ihn, indem er ihm die Hand drückte und versprach, daß die unmittelbare Absendung der kaiserlichen Botschaft in das Palais der Repräsentanten erfolgen werde. Er ergriff eine Feder, um noch im gleichen Augenblicke selbst den Akt zu entwerfen, indem er Nie-

manden überließ, einen derartigen zu verfassen und er that gut daran, da Niemand fähig war, unter solchen Umständen so große Worte zu finden.

In sein Cabinet zurückgekehrt, wo seine Brüder und die Minister versammelt waren, hatte Napoleon schon die ersten Worte zu Papier gebracht, als Lucian, Joseph und der Minister Regnaud ihm sagten: er müsse der Abdankung doch noch eine besondere Bedingung beifügen, nämlich die der Uebertragung der Krone an seinen Sohn. Er warf Regnaud einen Blick zu, in dem sich die bitterste Verachtung gegen die derzeitig siegreiche Politik Fouché's spiegelt. „Mein Sohn!“ erwiederte er zwei- oder dreimal, — „mein Sohn! — — welche Einbildung! — — Nein, nicht zu Gunsten meines Sohnes, sondern der Bourbonen, danke ich ab — — — Diese wenigstens sind keine Gefangenen in Wien!“ — Nach diesen seinem Genius würdigen Worten, verfaßte er folgende Erklärung:

„Franzosen!“

„Indem ich den Krieg zur Aufrechthaltung der „nationalen Unabhängigkeit unternahm, rechnete ich „auf die Einigung aller Kräfte, den Gesammt-Willen und den Beistand aller nationalen Autoritäten. „Ich hatte Grund auf Erfolg zu zählen und trotzte „deßhalb den gegen mich gerichteten Manifesten der „Mächte.“

„Die Umstände scheinen mir verändert; ich „biete mich als Opfer dem Haße der Feinde Frankreichs dar. Mögen sie aufrichtig in ihren Manifesten gewesen sein und wirklich nur meine Person „verlangt haben! Mein politisches Leben ist been-

„det — ich proklamire hiemit meinen Sohn, Napo„leon II., zum Kaiser der Franzosen.“

„Die gegenwärtigen Minister sollen den provi„sorischen Regierungsrath bilden. Das Interesse „für meinen Sohn veranlaßt mich, die Kammern „aufzufordern, ohne Verzug die Regentschaft durch „ein Gesetz zu organisiren.“

„Vereinigt Euch für das allgemeine Wohl, „und um eine unabhängige Nation zu blei„ben!“

Napoleon.

Dieses, halb Ein Uhr unterzeichnete Schriftstück, sollte durch den Minister Carnot in die Pairskammer und durch Fouché, Herzog von Otranto, in die der Repräsentanten gebracht werden. Für den Letzteren war dieses sein Siegesbülletin; er konnte kaum seine Freude verbergen. Um Ein Uhr langte er in der Repräsentantenkammer an, wohin bereits viele Officiere vorangeeilt waren. Die dem General Solignac bewilligte Stunde war schon verflossen und ohne die Erscheinung des triumphirenden Verschwörers, welche die allgemeine Ungeduld dämpfte, hätte man wahrscheinlich alle Rücksicht gegen den Besiegten von Waterloo außer Acht gesetzt. — Alles lief jetzt durcheinander, um sich Plätze zu verschaffen, oder auch stehend mit Stillschweigen die Erklärung zu hören, welche der Präsident mit bewegter Stimme vorlas. Wer sollte es glauben? nachdem die Versammlung so viel Ungeduld kundgegeben, blieb sie, sei es durch die Größe des Mannes und sein Unglück, sei es durch den Rückschlag des erhaltenen Erfolges, zuerst stumm, dann

ward sie von einer tiefen Betrübniß erfüllt. Man wandte einige Augenblicke dazu an, etwelche Aeußerungen des Mitgefühls, der Anerkennung und des Bedauerns auszutauschen und in mehr wie einem Kopfe stieg jetzt der Gedanke auf, ob denn das Wohl des Staates, fast unmöglich mit Napoleon, nicht durchaus unmöglich ohne ihn wäre. Man war, so zu sagen, zu Dem, was man gethan wider seinen eigentlichen Willen gekommen und fing an, wenngleich vielleicht etwas unklar, zu fühlen, daß es nicht der Triumph der Revolution und der kaiserlichen Dynastie war, den man gesichert, sondern der der Bourbonen.

Der Herzog von Otranto zeigte hierauf sein blasses Gesicht auf der Tribüne, um heuchlerisch die Rücksichten gegen das Unglück zu verlangen und zu fragen, ob Frankreich, wenn es für sich selbst stipulire, dies nicht auch für Napoleon thue, d. h. sein Leben, seine Freiheit und die Ruhe seines Zufluchtsortes sichere, sowie um schließlich die unmittelbare Ernennung einer Commission zu beantragen, welche in das Lager der Coalisirten sich begebe und mit denselben unterhandle. — Diese ziemlich unnütze Erscheinung zeigte gewissermaßen der armen Versammlung, an welche die Reihe, selbst abzudanken bald kommen sollte, den lächerlichen Diktator, welcher fünfzehn Tage lang über Frankreich zu regieren bestimmt war. Man legte Fouché's Worten wenig Werth bei, denn Niemand dachte nach der erhaltenen Genugthuung daran, der Achtung gegen das Unglück des Genie's zu ermangeln und selbst nur um eine Stunde die große Angelegenheit der Friedensunterhandlung zu verzögern, eine Angelegenheit, allem Anscheine nach so wichtig, in Wirk-

lichkeit aber, wie man bald sehen wird, so fruchtlos. — Aber es handelte sich noch um einen ernsteren Gegenstand, der mehr bestritten werden sollte, nämlich um die Ersetzung der Exekutivgewalt, welche durch die Abdankung des Kaisers verschwunden war. Es war jetzt das Feld den Calculs der verschiedenen Parteien geöffnet. Die Versammlung bestand meistens aus Bonapartisten und Revolutionären, d. h. aus Solchen, welche die Principien der Revolution, durch die Bonaparte's in Anwendung gebracht sehen wollten, mit Ausnahme eben desjenigen Bonaparte aber, welcher allein im Stande war, denselben Geltung zu verschaffen. Die „Anfügung", von der man so viel Uebles gesagt, — Napoleon II. dessen Vater man soeben entthront, — und vor Allem der Friede, hätten diese Wünsche vollkommen gemacht. — Aber schon begann der Herzog von Otranto, nachdem er doch Napoleon den II. versprochen, Männer, die er inspirirte, Zweifel äußern zu lassen an Dem, was er versprochen, — jetzt, da die Versicherungen, deren er sich bedient, um Napoleon zu stürzen, nicht mehr nöthig waren. Fouché's Agenten flüsterten überall herum, man solle suchen, Napoleon II. zu bekommen, aber dies nicht zur absoluten Bedingung zu machen, weil dadurch leicht die fremden Herrscher verletzt, und die Eröffnung der Unterhandlungen verhindert werden könnte. „Ueberdies," fügten sie hinzu, „wenn man auch Napoleon II. vorzuziehen Ursache hätte, so wäre es doch nicht weise, das Schicksal Frankreichs für ein gefangenes, den Händen Oestreichs anvertrautes Kind bloszustellen, welches vermuthlich verurtheilt wäre, daselbst für immer zu bleiben. Fände man einen aufgeklärten,

freisinnigen Prinzen, welcher seiner Zeit der Revolution Vorschub geleistet und für immer mit der Emigration gebrochen hat, von dem man die constitutionelle Monarchie erlangte, so dürfe man aus Treue für ein fast fremdes Kind, denselben nicht von sich weisen, denn das Wohl Frankreichs und seine Freiheit gehe über Alles." Diese Andeutungen bezogen sich auf den Herzog von Orleans, an welchen viele Leute dachten, obgleich derselbe Niemanden beauftragt, zu sorgen, daß man sich seiner erinnere. Seine Begabung, seine geheime, aber dennoch bekannte Opposition gegen die Politik, welche Ludwig den XVIII. nach Gand geführt, seine militärischen Dienste während der Revolution, selbst das Andenken an seinen Vater, machten ihn für die Revolutionäre, für die neuen Liberalen und die Militärs zu einem wünschenswerthen und gewünschten Prinzen, ohne daß weder er noch sonst Jemand seine Candidatur in Umlauf brachte. Die Versammlung, obgleich sie sich für Napoleon II. ausgesprochen, hätte sich sicher getröstet, wenn man ihr das Haupt des jüngern bourbonischen Zweiges als Tausch gegeben hätte. Die Armee würde sich für weniger geopfert angesehen haben, unter einem, mit Hochachtung genannten, militärischen Prinzen, und man hat gesehen. daß unter den in Wien versammelten Monarchen, der Kaiser Alexander, unzufrieden mit den Emigranten, den Herzog von Orleans dem Congresse vorgeschlagen hatte, und nur auf die von England und Oestreich erhobene Opposition, davon abgestanden war. Fouché würde sich der Regierung dieses Prinzen gefügt haben, aber er schmeichelte sich nicht, die vereinigten Machthaber dahin bringen zu können, und wenn er die Tendenz für denselben unterstützte,

so geschah es nur als Uebergang von Napoleon dem IIten, den er versprochen, ohne seiner gewiß zu sein, zu den Bourbonen der älteren Linie, welche er voraussah, ohne sie zu wünschen. Seine Taktik bestand mit einem Worte darin: alle Ideen zugleich zu nähren, um im letzten Augenblicke diejenige siegen zu lassen, welche ihm am angenehmsten wäre. Und mit dieser Tactik machte er weder Regnaud, der aufrichtiger Bonapartist war, noch Manuel, Jay und Lacoste, — welche ausschließliche Liberale waren und deßhalb die Rückkehr der ältern Linie der Bourbonen nicht wünschten — bekannt. Den Einen wie den Andern, beschränkte er sich darauf zu sagen, man müsse außerordentlich vorsichtig sein und sich hüten, den Mächten absolute Bedingungen zu stellen, indem man z. B. diesen oder jenen Prinzen proklamire, denn so mache man die Eröffnung der Unterhandlungen unmöglich.

Kaum war die Abdankung Napoleons der Versammlung vorgelesen, als die Vorschläge in Menge einander drängten. Die Männer, welche die kaiserliche Dynastie nicht wollten — die Einen aus Royalismus (die Zahl dieser war jedoch sehr beschränkt), die Andern aus Liebe zur Freiheit und zum Frieden — schlugen vor: zuerst die Abdankung anzunehmen, um sie schleunigst unwiderruflich zu machen; alsdann Napoleon für sein Opfer zu danken, sich als Nationalversammlung zu erklären, sich aller Gewalt zu bemächtigen, Unterhändler in das Lager der Verbündeten zu schicken und schließlich eine Commission zu ernennen, beauftragt: die Funktionen einer Exekutivgewalt auszuüben. — Verschiedene Repräsentanten, namentlich Mourgues, welcher noch weiter als die Andern ging,

unterstützten diese Anträge; letzterer wollte nämlich noch, daß man Lafayette zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernenne und Marschall Macdonald zu dem der Armee. Man wird sich erinnern, daß dieser Marschall, nachdem er Ludwig den XVIII. bis an die Grenze begleitet, sich geweigert, unter Napoleon Dienste zu nehmen. Bei diesen letzten Vorschlägen, deren Intension zu klar war, verlangte ein Abgeordneter, Namens Garreau, den 67. Artikel der Anfügung zu lesen. Der Präsident Lanjuinais bemühte sich, die Lesung des angeführten Artikels als unnöthig zu bezeichnen, da derselbe ja Jedermann hinlänglich bekannt wäre. Die Rufe: „Lesen Sie!" und „Lesen Sie nicht!" erschallten von allen Seiten; da aber der erstere Ruf den andern übertönte, so trug Garreau den Artiktl vor:

„Das französische Volk erklärt in der Befugniß, die es sich geschaffen und von welcher Gewalt es Gebrauch macht, daß es unter jener Befugniß, weder das Recht verstanden noch je versteht: die Bourbonen oder einen einzelnen Prinzen dieser Familie auf den Thron zu erheben, selbst nicht im Falle der Erlöschung der kaiserlichen Dynastie, einen solchen in Vorschlag zu bringen, — ebenso auch nicht die Macht habe: den alten Feudaladel, die Feudal- und Herren-Rechte, den Zehnten, irgend einen privilegirten und herrschenden Cultus wiederherzustellen, oder einen Angriff auf die Unverletzlichkeit, auf die Käufe der Nationalgüter zu unternehmen. Es untersagt ferner förmlich der Regierung, den Kammern und den Bürgern jede Proposition in dieser Beziehung." — „Ich glaube verstanden worden zu sein," fügte Garreau hinzu. „Ja!

ja!" rief eine Menge von Stimmen und verlangte, daß man zur Tagesordnung übergehe. Regnaud de Saint-Jean d'Angely schwang sich auf die Tribüne, um jene zu unterstützen und zu motiviren. Er frug zuerst: was, wenn die Repräsentantenkammer sich zur Nationalkammer constituire, alsdann aus der Pairskammer würde, und was, — wenn die beiden Kammern sich zu einer vereinigten, aus der Constitution würde. Er legte den Vortheil nahe, eine fertige Constitution zu erhalten, welche nur noch weniger Modifikationen bedürfe, um eine ganz ausgezeichnete zu sein, in der der Monarch unwiderruflich bezeichnet wäre, wodurch jeder Rivalität vorgebeugt würde, und um alsdann dieselbe in Kraft zu erhalten, bedürfe es nur einer Uebertragungsmaßregel, darin bestehend, für kurze Zeit einem abwesenden und minderjährigen Monarchen Stellvertretung einzusetzen. Da der Redner nicht wagte, mit dem Regentschaftsplane, der mit einem Male die Frage der Dynastie entschieden hätte, hervorzutreten, so nahm er aus bereits zurückgewiesenen Vorschlägen, die Idee wieder auf, eine Exekutiv-Commission von fünf Mitgliedern — drei aus der Kammer der Repräsentanten und zwei aus jener der Pairs zu ernennen. — Schließlich appellirte er an die Großmuth, den Anstand und die Dankbarkeit der Versammlung, welche diese Napoleon gegenüber, zu beobachten schuldig sei. „Er ist ein Mann," sagte er, „den Sie "groß" genannt, den die Nachwelt richtiger zu beurtheilen im Stande sein wird, als wir; kürzlich erst haben Sie ihn zum zweiten Male zu Ihrem Oberhaupte gewählt und es sind noch nicht vier Wochen, daß Sie ihm neuerdings Ihren Schwur geleistet.

Er war unglücklich, was ihm in seiner Kriegerlaufbahn nur sehr selten begegnet ist, — Sie haben seine Abdankung verlangt, und er hat sich beeilt, zu willfahren, mit einer Hochherzigkeit, von welcher ich Zeuge war. Denn," fügte Regnaud hinzu, „ich war es, der es wagte, zuerst mit ihm davon zu sprechen. Er hat abgedankt, aber zu Gunsten seines Sohnes. Wollen Sie ihn für sein hochherziges Willfahren damit lohnen, daß Sie nicht einmal seinen Sohn annehmen? Wollen Sie diesen seinen, so sehr gewünschten Akt der Abdankung für ungiltig erklären, indem Sie dessen Grundbedingung verweigern? Ich beantrage demnach, über die Motionen, welche Sie vernommen, eine Tagesordnung, um weder die Constitution, noch die Rechte Napoleons II. zu zernichten, deßgleichen: sofort eine Deputation an ihn, der vor einigen Stunden noch Ihr Kaiser gewesen, abgehen zu lassen, um ihm für sein edles Opfer, wodurch er die Interessen des Landes gewahrt, zu danken." —

Die Versammlung, welche noch unter dem Eindrucke, welchen Napoleons Opfer hervorgebracht, sowie den Worten Regnaud's stand, nahm die Tagesordnung, wie sie vorgeschlagen worden, einstimmig an. — Regnaud schmeichelte sich, den Thron für Napoleon den II. gesichert zu haben, Fouché jedoch glaubte dies nicht, denn die Frage, welche durch Gründung eines Regentschaftsrathes abgeschnitten gewesen wäre, war durch die Bestellung einer einfachen Exekutiv-Commission nur umgangen. Diese Zweideutigkeit convenirte Fouché, der wollte, daß Alles, ausgenommen Napoleons Rückkehr, möglich bliebe. Man ging jetzt unverzüglich zur Abstimmung, um die drei Mitglieder

der Repräsentantenkammer für die Exekutiv-Commission zu wählen. Fouché, welcher sich als unumgänglich betrachtete, war weniger mit seiner Person, als mit Andern, beschäftigt, in der Hoffnung, sich Collegen zu sichern, welche seine Absichten nicht kreuzen konnten. Es war ihm jedoch unmöglich, Carnot zu vermeiden, doch hoffte er dessen Redlichkeit sich zu Nutzen machen zu können; Lafayette aber wollte er durchaus nicht. Er schilderte ihn den Einen als einen Fanatiker der verrufenenen Institutionen von 1791, den Andern als unvermeidlich für die Commission, welche sich des Friedens wegen in das Lager begeben sollte. Dagegen empfahl er besonders General Grenier, geachtet von allen Parteien und wenig fähig, eine Intrigue zu vereiteln, denn er war unfähig, eine zu machen. Fouché, stets in den Geheimgängen der Versammlung verharrend, gelangte dazu, die folgenden Resultate geschickt zu lenken. — Carnot, allgemein geschätzt, erhielt 324 Stimmen, Fouché, ungeachtet der hohen Meinung, welche man von seinem Einflusse nach Innen und Außen, hegte, doch nicht mehr als 293, für Grenier einigten sich 204 und Lafayette 142. — Es war nöthig wegen des dritten Mitgliedes eine zweite Wahltour vorzunehmen, aus welcher General Grenier mit außerordentlicher Majorität hervorging. Dieses Ergebniß ward unverzüglich an die Pairskammer zur Annahme gesendet.

In diesem Augenblicke war diese letztere Kammer eine Beute der lebhaftesten Bewegung. Der Kriegsminister war gekommen, um ihr die militärischen Neuigkeiten, welche auch der Repräsentantenkammer überbracht worden, mitzutheilen. Das äußere Verfahren gegen

die beiden Kammern mußte ganz das gleiche sein, obwohl ihr Einfluß bei Weitem nicht derselbe war. Eine traurige, heftige Scene folgte auf diese Mittheilung. Marschall Ney, noch in Aufgeregtheit von der Schlacht bei Waterloo, wo er so außerordentlichen Heldenmuth entfaltet, und diese jetzt noch vermehrt durch den Lärm, der cirkulirte, welcher ihm die ernstesten Fehler beimaß, aufgereizt durch Fouché, den er zum Vertrauten seines Kummers gemacht, hatte das Wort verlangt. Sowohl durch sein energisches Antlitz, als auch die Wichtigkeit der seinen Lippen entströmenden Erzählung, fesselte er alle Hörer. Sein Vortrag hatte die Mittheilungen des Ministers bestätigt; ferner versichert, daß keine Hilfsquellen übrig seien, daß Alles verloren wäre, daß die Armee ihre Pflicht gethan, daß aber große Fehler begangen worden, (ohne den Urheber dieser Fehler zu nennen, bezeichnete er klar den Kaiser), daß diese ein nie wieder gut zu machendes Unglück herbeigeführt, daß nichts übrig bliebe, als auf jede Bedingung hin zu unterhandeln, um wenigstens das Leben zu retten. Das ruhmvolle Opfer bedachte nicht, daß, indem es so sprach, es unvermeidlich eine Capitulation herbeiführen helfe, in Folge Deren unglücklicher Weise nicht alle Leben gerettet werden sollten. Die durch diese Scene hervorgerufene Verwirrung war unbeschreiblich. Einige Uebelwollende hatten in diesem Chaos eine fast ersichtliche Freude gezeigt, doch die große Majorität der Pairs, aufrichtig aber schwach, war verzweifelt darüber, durch einen Mann von solchem Heroismus, Muthlosigkeit verbreiten zu sehen. Drouot, in dem Augenblicke, da der Marschall seine letzten Worte sprach, eingetre-

ten und erfahrend, was er gesagt, war mit der ihm eigenen ernsten und sanften Weise zu ihm getreten, um ihm Vorwürfe über seine Mittheilungen zu machen und ihm anzukündigen, daß er dieselben verbessern werde. Ney hatte sich schlecht vertheidigt und verrieth die beklagenswertheste Unordnung einer verzweifelten Seele, die, nicht mehr im Besitze ihrer selbst, verdiente, daß man ihr nicht mehr Rechnung trug, als bezüglich ihrer früheren unvergleichlichen Dienste.

Die Pairskammer befand sich noch in dieser trüben Stimmung, als die Botschaft der Repräsentanten anlangte. Es war kein Zweifel über den Beifall der Pairie zu den vorgeschlagenen Maßregeln, aber die eifrigen Glieder der kaiserlichen Partei, Prinz Lucian und die Generale Labédoyère und de Flahault zeigten sich sehr aufgebracht, indem sie die Souverinität Napoleons des II. durch die zweideutige Ernennung einer Exekutiv-Commission umgangen sahen. Der Graf Thibaudeau, ein mürrischer Revolutionär, die Bourbonen hassend, die Bonapartisten vorziehend, ohne sie zu lieben, denn er liebte Niemand, Fouché verachtend und dennoch von ihm sich leiten lassend, war der in diesem Augenblicke herrschenden Meinung: das Heil in der Abdankung des Kaisers zu suchen, beigetreten. Er sprach also seine Meinung dahin aus: klar und einfach die Bestimmung der Repräsentantenkammer, die bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge unvermeidlich sei, rechtskräftig zu machen. Dieser Vorschlag erregte bei den Parteiführern der kaiserlichen Dynastie einen heftigen Zorn. Prinz Lucian, die durch Napoleon ernannte Pairskammer an die Rücksicht und Treue, welche sie diesem schulde, erinnernd, machte ihr zu-

gleich bemerklich, daß, wenn die Achtung vor den Gesetzen überall erloschen sei, müsse sie sich doch bei ihnen finden; er erinnerte an die Constitution, welche nach Napoleon dem I., die Krone Napoleon dem II. übertrage und stützte sich endlich auf den Akt der Abdankung selbst, welcher als einzige und wesentliche Bedingung die Thronbesteigung des Königs von Rom, enthalte. Lucian verlangte, daß man auf der Stelle Letzteren proklamire, um dem Bürgerkriege zu entgehen. — „Schaaren wir uns um Napoleon den II.!“ rief er aus, „was mich anbelangt, so gebe ich das erste Beispiel und schwöre ihm Treue!“ Viele der Pairs, erschreckt über den Tumult und die ausweichende Form, die angenommen worden, um die Exekutivgewalt zu ersetzen, gutheißend, zeigten sich verlegen hinsichtlich der Eilfertigkeit, mit welcher man eine so ernste Frage zu Ende bringen wollte. De Pontécoulant, Pair von Napoleon und Ludwig dem XVIII., folglich dem einen wie dem andern verpflichtet, war einer Derjenigen, welche nicht wollten, daß man die Uebertragung eines aufhörenden Regime's auf ein unvermeidliches, noch schwieriger mache. Nachdem er Napoleon, was er ihm schuldig war, zugestanden, erklärte er, daß er seinem Vaterlande noch mehr verpflichtet sei und deßhalb den Vorschlag des Prinzen Lucian für im höchsten Grade unweise halte. Ihn daran erinnernd, daß er römischer Fürst sei, warf er ihm vor, kein Franzose zu sein und folglich kein gültiges Urtheil über einen solchen Gegenstand abgeben könne. „Wenn ich kein Franzose für Sie bin,“ erwiederte Lucian, „so bin ich es doch für die ganze Nation!“ Er bestand darauf, die Abdankung Napoleons des I. für nichtig zu er-

klären, im Falle man nicht im Augenblicke die Rechte Napoleons des II. auf den Thron anerkenne. Der großmüthige, aber unkluge Labédoyère, ebensowenig wie Ney, Herr seiner selbst, nahm hierauf mit einer unglaublichen Heftigkeit das Wort. „Es gibt hier," sagte er, „Leute, welche ehedem zu den Füssen des glücklichen Napoleon, sich jetzt schon von dem unglücklichen entfernen. Lassen wir sie gewähren und erfüllen wir unsere Pflicht. Napoleon hat für seinen Sohn abgedankt. Wenn sein Sohn nicht proklamirt wird, ist seine Abdankung ungiltig, und er kann sie zurücknehmen. Möge er sich seines Degens wieder bemächtigen und wir wollen Alle an seiner Seite sterben! Die Verräther, welche ihn verlassen, werden ihn noch einmal verlassen; sie werden Intriguen mit den Fremden anspinnen, wie sie es schon gethan; — — — ich sehe einige davon auf diesen Bänken sitzen." — — — Bei diesen Worten, welche bewiesen, daß der tapfere junge Mann nicht mehr seiner mächtig war, unterbrach ihn ein schrecklicher Tumult. Man hieß ihn schweigen, — mehrerer seiner Freunde eilten herbei, um ihn zu beruhigen, aber es gelang ihnen nicht. Die Diskussion ging ohne Ordnung und Resultat für Diejenigen, welche die unverzügliche Proklamation Napoleons des II. wollten, weiter und die vorsichtige Versammlung, die ausbeugende Politik der andern Kammer annehmend, gab klar und einfach ihren Beifall. Sie ernannte, um die Exekutiv-Commission zu vervollständigen: de Coulaincourt, als den würdigsten Mann, die Interessen Frankreichs zu repräsentiren, ohne Diejenigen Napoleons zu vernachlässigen, und Quinette, als ehemaliges Conventsmit-

glied und ehrenwerthen Repräsentanten der Revolution.

Diese verschiedenen, Napoleon überbrachten Neuigkeiten, erstaunten ihn nicht, betrübten ihn auch nur wenig, denn er hatte sich nicht die geringste Illusion über das Schicksal seines Sohnes gemacht und niemals geglaubt, daß die Krone, welche von seinem erhabenen Haupte gefallen, sich auf dem eines schwachen, noch dazu abwesenden und gefangenen Kindes erhalten werde. Am Nachmittage kam eine Deputation der Repräsentanten, um ihm die Ehrfurcht und Dankbarkeit der Versammlung zu überbringen. Er empfing sie stehend, in der Haltung, die er zur Zeit seiner Macht beobachtete, mit ernster Würde und jener Hoheit der Sprache, welche die Lossagung von allen Dingen verleiht. Nachdem er sich gegen die Ehrfurchtsbezeugungen der Deputation gefühlvoll gezeigt, sagte er ihnen: das Opfer, weßhalb sie ihm dankten, habe er Frankreich gebracht, ohne jede Hoffnung, daß es demselben nützen würde; einzig und allein, um nicht in Uneinigkeit mit den Repräsentanten zu sein, denn man könne durch Einigkeit mit Erfolg kämpfen. Er empfahl ihnen Einigkeit, als die Grundbedingung alles Heils und nach dieser die Thätigkeit für die Vorbereitungen zur Vertheidigung, denn man müsse, um den Frieden zu erhalten, die Mittel zum Kriege in Händen haben. „Die Zeit," sagte er ihnen, „um die kaiserliche Monarchie zu stürzen, wäre besser zu Widerstandsvorbereitungen angewendet worden. Aber noch ist es Zeit, beeilen Sie sich, denn der Feind rückt heran und täuscht Sie, wenn er sagt, daß nach meiner Beseitigung er anhalten werde. — Es sind die Bour-

boten, welche er Ihnen, mit Allem, was diese in ihrem Gefolge haben, aufdringen will. Ich empfehle Ihnen meinen Sohn an, denn ich habe nur für ihn abgedankt; nur wenn Sie sich fest an dieses Kind halten, werden Sie den Conflikt mit den entgegengesetzten Prätensionen vermeiden, die Armee fesseln und Chancen haben, die nationale Unabhängigkeit zu retten. Was mich anbelangt — — meine Rolle ist zu Ende und vielleicht mein Leben. Wo ich auch sein werde, hege ich Wünsche für Frankreich, seine Würde und sein Glück. Ich wollte ihm als Soldat dienen, da ich es als Chef nicht mehr kann, aber Sie haben geschworen, daß ich darauf verzichten muß, ihm nützlich zu sein. Es handelt sich also nicht mehr um mich, sondern um meinen Sohn und Frankreich! Glauben Sie mir! seien Sie einig!" Nachdem er diese Worte gesprochen, grüßte er würdevoll die Glieder der Deputation und verließ dieselben, sie tief bewegt zurücklassend.

Napoleon — wir wiederholen es — machte sich durchaus keine Illusionen. Er dachte nicht daran, daß die Sache seines Sohnes leichter zu gewinnen wäre, als die seine und glaubte noch weniger, daß die aufgeregte und von Fouché verrathene Versammlung fähig wäre, sich zu vertheidigen. Aber er erfüllte eine letzte Pflicht als Vater, indem er die Sache des Königs von Rom anempfahl, und war überdieß noch versichert, daß wenn es in diesem Augenblicke ein Mittel gebe, die Parteien zusammenzuhalten und die Ergebenheit der Armee wieder zu wecken, so wäre es die Befestigung der Krone auf dem Haupte dieses Kindes. — Er wollte deßhalb einen letzten Versuch zu seinen

Gunsten machen. Die Sorge, sich hierüber nicht auszusprechen, schien ihm ein Mangel an Worthalten in dieser Beziehung; er äußerte sich hierüber lebhaft gegen Regnaud, warf ihm vor, ihn zur Abdankung bestimmt zu haben, um die Sache Napoleons des II. siegen zu machen und beklagte sich, daß er doch so wenig hiefür gethan und bezweckt habe. — Regnaud entschuldigte sich sehr und machte sich verbindlich, nichts zu versäumen, um am nächsten Tage Worthaltung zu erlangen. Napoleon ließ zwei Staatsminister, Defermon und Boulay de la Meurthe, auf deren Ergebenheit er zählte, in's Elysée rufen und forderte sie auf, bei den Kammern all ihren Einfluß aufzuwenden, um Napoleon den II., in förmlicher Weise und so, daß keine Zweifelhaftigkeit Platz fände, zu proklamiren. Beide zeigten sich hiezu bereit.

Regnaud begab sich zu Fouché, theilte ihm die Verlegenheit mit, in der er sich hinsichtlich Napoleons befand, nämlich die Gefahr, nicht Wort halten zu können, ihn dadurch vielleicht zu veranlassen, sein Opfer wieder zurückzunehmen und die Nothwendigkeit, ihn auf irgend eine Weise zufrieden zu stellen. Fouché schien diese Ansicht zu theilen und bestand bei den jungen Deputirten, Jay und Manuel, die er leitete, indem er sie täuschte, darauf, daß etwas geschehen müsse, um Napoleon Genugthuung zu geben, ohne in unkluge Verbindlichkeiten gegen die kaiserliche Dynastie sich einzulassen. Sie versprachen ihm, zu handeln wie er sagte und man kam überein, aus der Zweideutigkeit des Tages ein wenig herauszutreten, ohne jedoch in unwiderrufliche Verpflichtungen sich zu verfangen.

Den andern Morgen, den 23ten Juni, erhob

Berenger in der That diese Frage, indem er die Natur der, der Exekutiv-Commission beigelegten Gewalt bestimmt wissen wollte. Sollte sie derjenigen verantwortlicher Minister gleichen, oder der Souverainität selbst und dadurch ihrer Unverletzlichkeit theilhaftig sein? Es genügte eine solche Frage, um die Gemüther gründlich in Aufruhr zu bringen. Die Redner strömten nach der Tribüne; die einen verlangten, daß die Exekutiv-Commission nur eine verantwortliche Macht wäre: die andern: sie solle eine eigentliche Regentschaft sein, den minderjährigen und abwesenden Regenten zu ersetzen. — Defermon, das Wort ergreifend, sagte: man werfe sich in ein Chaos, wenn man nicht an soliden und unwandelbaren Grundsätzen festhalte. Nichts sei leichter als die Rolle der Exekutiv-Commission zu bestimmen, wenn man sich innerhalb der bestehenden Constitution bewegen wolle. Nach solchen Prinzipien, welche die der constitutionellen Monarchie seien, habe man einen Souverain, und dieser wäre Napoleon II., nothwendiger und legitimer Erbe Napoleons des I., auf seinen Vater folgend, wie ehemals der lebende König auf den todten. „Glauben Sie!“ fügte Defermon hinzu, „daß Napoleon II. Ihr Souverain ist? — — — „Ja, ja!“ antworteten, sich erhebend, die Mehrzahl der Versammlungsmitglieder. — — „Es lebe Napoleon der II.! „Nun wohlan! wenn Sie dies glauben,“ entgegnete Defermon, „muß klar und einfach die Exekutiv-Commission die Macht einer Regentschaft haben, für Napoleon II, in seinem Namen handelnd, nachdem sie ihm den Schwur geleistet; aber vorher muß er förmlich erklärt werden. Auf diese Weise gewinnen Sie die Armee, welche der Dynastie

ergeben ist, lenken den Geist der Nationalgarde, welcher man gesagt, Sie erwarteten Ludwig den XVIII. und lehren den Fremden, daß dies die Bedingung sei, auf welcher Sie unabänderlich blieben." — „Warten Sie!" rief ein Mitglied, „bis man das Resultat der Unterhandlungen kennt." „„Nein! nein!"" entgegneten eine Menge Stimmen, „„gehorchen wir der Constitution und proklamiren wir Napoleon II.!"" Die Versammlung, stehend und rufend: „Es lebe der Kaiser!" war bereit, dem allgemeinen Drange zu folgen, als einige Mitglieder versuchten, sie zu beruhigen und ihnen die Nothwendigkeit fühlbar zu machen, mit etwas mehr Ueberlegung zu handeln. Boulay de la Meurthe, welcher den Enthusiasmus nicht erkalten lassen wollte, nahm die These Defermon's wieder auf, behauptete die Unverletzlichkeit des Abdankungsaktes und die Nichtigkeit des Opfers, wenn der Preis desselben nicht angenommen würde. Sodann bezeichnete er mit außerordentlichem Feuer die Intriguen, deren Ziel wäre, die Kammern zu theilen, das Land zu schwächen, die Thore desselben zu öffnen und die Bourbonen hereinzuführen. Er gab die zwei Parteien an, von denen die einen Ludwig den XVIII., die andern den Herzog von Orleans wollten und blieb besonders bei der letzteren stehen, — als wenn diese existirt hätte, — bezeichnete sie mit den falschen Farben, welche die Furcht einflößt und nachdem er die letzten Zornesausbrüche seines Bonapartismus von sich gegeben, ließ er die Versammlung in einer unglaublichen Erregtheit zurück. Nach verschiedenem unnützen Hin- und Herreden erhielt Manuel das Wort. Er zögerte nicht, Diejenigen bloszustellen, welche vorgeschlagen, Napoleon den II.

zu proklamiren, und also eine eben so ernste als unzeitige Frage erhoben hätten, und scheute sich auch nicht, zu sagen, daß eine solche zu stellen und im Augenblicke zu entscheiden, eine ungeheure Unklugheit wäre; doch stimmte er bei, daß, einmal erhoben, es schwierig wäre, dieselbe zu umgehen und die einzige Art ihrer Lösung sei, förmlich zu erklären, sich an die bestehende Constitution halten zu wollen, welche nothwendig die Souverainität Napoleons des II. in sich begreife. Dann, nachdem er diese Concessionen den Dispositionen der Kammern gemacht, entwarf er ein kühnes, aber nichtsdestoweniger wahres Bild von den Parteien, welche Frankreich theilten, ihren Hoffnungen, ihren Ansprüchen und ihren geheimen Ränken; zeigte klar, daß er persönlich nicht die Bourbonen vorziehe, kündete aber mit Entschiedenheit an, daß das Mittel, der Nothwendigkeit sich gegen die verschiedenen Parteien auszusprechen zu entgehen, darin bestünde, sich an die Constitution zu halten und zwar ohne eine neue Erklärung, welche die Unterhandlungen mit Europa noch schwieriger machen könnte. — Diese Rede hatte einen außerordentlichen Erfolg. — Die Versammlung beauftragte Manuel sein Votum zu redigiren, darin bebestehend, daß sie zur Tagesordnung übergehe, auf den Grund, daß Napoleon der II., der Anfügung gemäß, der wahre Kaiser der Franzosen wäre und sie den gestrigen Beschluß dahin verstehe, eine Regierungs-Commission zu ernennen, welche unter den ernsten gegenwärtigen Umständen die Vertheidigung des Landes, seine Rechte, seine Freiheit und Unabhängigkeit sichern könne. Die ganze Versammlung stimmte unter dem Eindrucke von Manuels: „Es lebe der Kaiser!“

Die Versammlung wähnte Alles gerettet: Napoleon II. und den Frieden.

Die Exekutiv-Commission trat auf der Stelle in Funktion und ihre erste Sorge war: sich zu konstituiren. Sie bedurfte eines Präsidenten. Quinette und Grenier, der Sache der Revolution ergeben, stimmten zu Gunsten Carnot's. Dieser zu schlicht, seine Stimme sich selbst zu geben, gab dieselbe dem Herzoge von Otranto. Caulaincourt, Carnot recht, aber zu wenig gewandt findend und hoffend, daß Fouché, nun befriedigt, die persönlichen Interessen Napoleons zu retten helfen werde, stimmte für ihn, welcher nun auf diese Weise zwei Stimmen erhalten; er fügte die seinige noch hinzu — und war Präsident der Exekutiv-Commission und somit wirklicher Chef der provisorischen Regierung.

Einige Ernennungen waren dringend nöthig. Der Prinz Cambacérès hatte seine Entlassung vom Amte eines Justizministers eingereicht. De Caulaincourt und Carnot konnten nicht zugleich Minister und Mitglieder der Exekutiv-Commission sein. Boulay de la Meurthe erhielt provisorisch das Portefeuille der Justiz, Bignon das der äußern Angelegenheit und Carnot's Bruder jenes der innern. Eine Ernennung, wichtiger als jede andere, war die eines Commandanten der Nationalgarde von Paris. Fouché beabsichtigte nicht, diesen Posten General Durosnel zu lassen, ohne ihm wenigstens einen Vorgesetzten zu geben, bei dem er keine Ergebenheit für den Kaiser zu fürchten hatte. — Er lenkte deßhalb die Wahl auf Marschall Massena, dessen großer Name alle Rivalität aufhob, und welcher, der Menschen und Dinge mehr denn je entleidet, nichts

mehr für das Land hoffend, sowie nichts mehr für sich wollend, geneigt war, dem Strome der Begebenheiten kein Hinderniß entgegenzustellen.

Nachdem ein Commandant für die Nationalgarde gefunden, bedurfte man eines solchen speciell für die Stadt Paris und für die, mit deren Vertheidigung betrauten Truppen. Napoleon hatte diesen Posten an Marschall Davoust verliehen, — man konnte keine bessere Wahl treffen und bestätigte also denselben. Dies hieß: den General Davoust zum Generalissimus machen, denn man mußte alle disponiblen Truppen nach Paris ziehen, sowohl diejenigen, welche Theil an dem Feldzuge in Flandern und in den Alpen genommen, als auch die, welche in der Vendée unnütz geworden. Man kam darin überein, daß der Marschall die Stadt nach außen mit den Linientruppen und allen denen vertheidigen sollte, welche verlangten, hiezu beitragen zu dürfen und daß die Nationalgarde zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung im Innern verwendet würde. General Druot, dessen Tugenden eine unfehlbare Garantie für Patriotismus und Ordnungsliebe geben, ward beauftragt, den Rest der kaiserlichen Garde zu kommandiren. — Man zweifelte nicht, daß diese heldenmüthigen Truppen sich noch einmal dem Vaterlande widmen würden, selbst, wenn sie Napoleons beraubt wären. Bei den ferneren Maßregeln nun, bedurfte man der Beihilfe der Kammern.

Die Exekutiv-Commission legte noch am selben Tage drei, schon während der Nacht in der, in den Tuilerien gehaltenen, Conferenz gefaßte Beschlüsse vor: die Aushebung der Conscription von 1815, die Autorisation, nach gewissen Normen Requisitionen vor-

zunehmen und die Aufhebung individueller Freiheit. Die beiden ersten Beschlüsse, gingen fast ohne Schwierigkeit durch, der letzte jedoch stieß auf starke Opposition. Die Versammlung war ehrenwerth, hatte Abscheu gegen gewaltthätige Mittel, seit unserer ersten Revolution, revolutionäre genannt, und wollte um keinen Preis zu diesen ihre Zuflucht nehmen. Die Royalisten (man bezeichnete mit diesem Namen die Parteigänger der Bourbonen) sehr zahlreich im Publikum, aber gering in der Versammlung vertreten, glaubten, die Maßregel sei gegen ihre Partei gerichtet, wie Dem auch war. Man trachtete in der That darnach, Diejenigen gewaltsam niederhalten zu können, welche andere Farben, als die nationalen aufpflanzen würden, — welche aufrührerische Rufe ertönen ließen, — welche sich am Bürgerkriege betheiligten, welche die Soldaten zu desertiren anreizten und Verbindungen mit dem äußeren Feinde unterhielten. Es waren dies unbestreitbare Verbrechen, aber, alle redlichen Leute, alle Diejenigen, welche ungeduldig waren, eine ununterbrochene Gesetzmäßigkeit hergestellt zu sehen, hätten gewünscht, daß man, nur nachdem diese Verbrechen an Einem erwiesen wären, streng verfahre, nicht auf einfachen Verdacht hin. Unglücklicher Weise war man damals zu einem legalen Regime wenig geneigt; es bestand überdies ein imposantes Beispiel, auf das man sich berufen konnte: nämlich dasjenige der Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte in England. Die Versammlung wollte eine solche Maxime auf zwei Monate beschränken und die Anwendung dem Urtheile einer aus beiden Kammern gebildeten Commission anheimgeben. Trotz dieser Vorsicht sprachen sich 60 Stimmen für

und 359 dagegen aus. Nachdem diese verschiedenen Abstimmungen vorgenommen, beschloß die Versammlung, sich ohne Verzug mit der Verfassung einer neuen Constitution zu beschäftigen, wie wenn man hätte eine bessere, als die „Anfügung“ machen können und als ob man die ausnehmende Lächerlichkeit einer solchen Deliberation, gegenüber den vereinigten Armeen, die schon die Mauern der Hauptstadt bedrohten, vergessen hätte.

Während man als dringend diese Maßregeln nahm, bezeichnete man die in's feindliche Lager zu entsendenden Unterhändler. Jetzt konnte Lafayette nicht mehr vermieden werden; er ward also erwählt. Hierauf ernannte man General Sebastiani wegen seiner doppelten Eigenschaft als Militär und Diplomat, d'Argenson — rücksichtlich seines Namens und seiner Unabhängigkeit in dem Prozeß von Antwerpen, de Pontécoulant, weil er Pair durch Napoleon und Ludwig den XVIII. war und dem Prinzen Lucian den Titel „Franzose“ versagt, endlich de Laforest in Ansehung seiner ausgebreiteten Erfahrungen in der Diplomatie. Diesen Abgesandten ward Benjamin Constant unter der Eigenschaft eines Legationssekretärs beigegeben, seines Geistes und der Beziehungen halber, in welche er während seiner Verbannung mit den fremden Souverainen getreten war. Sie erhielten den Auftrag: die Unverletzlichkeit des Bodens, Unabhängigkeit der Nation (d. h.: das Recht, ihre Regiernng zu wählen), die Souverainität Napoleons des II., das Vergessen aller jüngst und länger vergangenen Ereignisse, endlich, das Respektiren der Personen und des Eigenthums zu stipuliren. Darunter war verstanden, daß die Legation

von diesen Bedingungen zu erhalten suche, was sie könnte und diejenigen aufopfere, durch welche zu riskiren wäre, daß der Friede unmöglich würde. Die Bedingung bezüglich Napoleons des II. war lediglich nominell und nur aus purer Rücksicht für die Versammlung unter die übrigen Punkte aufgenommen worden. Man kam darin überein, daß die Legation sich zuerst nach Laon wenden solle, nicht, daß sie dort die Souveraine begegnete, die mit der verheerenden Colonne von Osten kamen, sondern weil sie von Wellington und Blücher, welche mit den nördlichen Heersäulen auf dem Marsche nach Paris waren, einen Waffenstillstand erhalten konnten, der sie erst in den Stand setzen sollte, mit den Souverainen zu unterhandeln.

Laon war in der That der Sammelplatz unserer Armee und derjenigen des Feindes, der sie verfolgte. Nachdem sich unsere Soldaten zwei Tage lang in Unordnung zurückgezogen, hörten sie daß man sich in Laon sammle und eilten in Masse dahin. Marschall Soult hatte die Regimenter neu formirt, weil der Effektivstand derselben zu sehr herabgeschmolzen war. Die Bespannung der Artillerie war gerettet worden; er hatte die Geschütze von la Fère genommen und 30,000 von Waterloo entkommene Leute, welche nur verlangten, ihr Unglück durch neue Beweise der Ergebenheit zu rächen, organisirt.

Während dieser Zwischenbegebenheiten war Grouchy, den man für verloren hielt, durch den glücklichsten und am wenigsten vorherzusehenden Zufall, dem Feinde entschlüpft. Nachdem er am Morgen des 19. die furchtbare Neuigkeit erfahren, an die er kaum glauben konnte, hatte er sich über Namur zurückgezogen und

zwar in der Richtung, welche ihm durch Napoleon angegeben worden. Er war auf dem direktesten Wege, dem von Mont-Saint-Guilbert und Tilly marschirt und hatte Vandamme befohlen, sich über Wavre und Gembloux ebenfalls dahin zu begeben. Es war große Gefahr vorhanden, während des Marsches umzingelt und angegriffen zu werden; aber die von Müdigkeit erschöpften Engländer, damit beschäftigt, sich wieder zu erholen, und Blücher, wüthend auf der Verfolgung der Streiter von Waterloo begriffen, dachte keinen Augenblick an Grouchy. — Am 20. hatten dessen verschiedene Divisionen Namur passirt und von den Belgiern Bezeugungen der lebhaftesten Theilnahme empfangen. Die Division Teste, welche zuletzt marschirte, hatte noch zu Namur ein ruhmvolles Gefecht bestanden und war dann gesund und wohlbehalten auf dem Wege von Dinant, Rocroy und Rethel zum Corps gestoßen. — Es waren also zu Laon, außer den von Waterloo zurückgekehrten, mehrere Truppentheile des Grouchy'schen Corps und konnten mithin in einem oder zwei Tagen sechzig und etliche Tausend vereinigt, und, mit neuem Material versehen, bereit sein, unter Napoleons Führung sich mit dem Muthe der Verzweiflung zu schlagen. Aber die Nachricht von der plötzlichen Abdankung hatte sie entrüstet und bestürzt gemacht. Sie hatten nach ihrer Art, hierin wieder eine Kette von Verräthereien erblickt und sagten, sie hätten nichts mehr bei den Fahnen zu thun, da der einzige Mann, welcher sie dem Feinde entgegen führen konnte, auf schmähliche Weise durch Verräther entthront worden sei. Die Exekutiv-Commission sandte, als sie diese Stimmung erfuhr, zwei Abgeordnete ab

um sie daran zu erinnern, daß, nachdem Napoleon nicht mehr sei, noch eine heiligere Sache bliebe und diese wäre Frankreich. Der eine jener beiden Delegirten war der tapfere Mouton-Duvernet, bestimmt wie Ney und Labédoyère, ein Opfer der traurigen Leidenschaften der Zeit zu werden.

Während diese Begebenheiten sich zwischen der Grenze und Paris zutrugen, stieg die Aufregung in Paris immer höher. Jedermann erwartete voll Bangigkeit das Ende dieser außerordentlichen Crisis. — Napoleon, der seit seiner Abdankung im Elysée geblieben, sah schon, wie einst zu Fontainebleau, es einsam um sich her werden. Er hatte zum Trost nur den Besuch einiger Getreuen, wie: de Bassano, de Rovigo und Lavalette und die Ehrenbezeugungen der Föderirten, sowie der der Armee entkommenen Militärs, welche die Gänge von Marigny erfüllten und wenn sie Napoleon erblickten, heftige Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ ausstießen. Fouché war gekommen, ihn zum letzten Male zu besuchen, die Verlegenheit über seine Verrätherein unter seinem ohnehin blassen Gesichte verbergend. Napoleon empfing ihn mit höflicher Kälte und beschränkte sich darauf, ihm zu sagen: „Bereiten Sie sich zum Kampfe, denn der Feind will nichts von Dem, was Sie wollen; er nimmt nur die Bourbonen allein an. Weiset Ihr dieselben zurück, dann erwartet Euch ein harter Streit unter den Mauern von Paris.“ — Fouché beantwortete mit einer Art respektvoller Zustimmung Napoleons Worte und zog sich sodann aus dem Palaste zurück, wo Alles ihm sein Betragen vorwarf, wo Napoleons Hoheit allein schon ihn verstimmte. Er zog die Tuilerien vor, wo er Herr war, wo er,

ohne Einwände zu erfahren, die Unthätigkeit Quinette's, die Unschuld Carnot's, die Unerfahrenheit des Generals Grenier und die Entmuthigung des Herzogs von Vicence beherrschte. Da diese seine Collegen ihn als Königsmörder und wegen seiner Verhaftung am 20ten März, für unvereinbar mit den Bourbonen hielten, so ließen sie ihn in Allem gewähren und vertrauten vollkommen seinem Eifer, seinen Fähigkeiten und seiner Geschicklichkeit. Er seinerseits wandte die Zeit, während welcher die Armee sich nach Paris zurückzog, die an die Souveraine entsendeten Commissäre vergeblich zu unterhandeln suchten, und die Versammlung unter den gegenwärtigen Umständen für nützlich hielt über eine neue Constitution zu diskutiren, dazu an, die Lösung dieser traurigen und zugleich burlesken Comödie zu seinem Vortheile zu drehen. Obgleich Fouché von Napoleon dem II. sprach und sprechen ließ, glaubte doch er nicht an ihn, sondern war überzeugt, daß die verbündeten Herrscher ebenso wenig vom Sohne, als vom Vater wissen wollten, und daß der nothwendige Gegensatz zum besiegten Napoleon: Ludwig der XVIII. sei. Er bevorzugte die Bourbonen nicht, aber er sah sie voraus. Sie für unvermeidlich ansehend, war er entschlossen, an ihrer Wiederherstellung zu arbeiten, um sich seine Vortheile zu sichern. — Diese Wiederherstellung vorherzusehen und zu benützen, war kein Verbrechen, es war dies eben ein Blick in die Zukunft und ein solcher kann nicht getadelt werden. Aber als ein Mann von Geist eine zweite Restauration vorhersehend; mußte er daran als ehrlicher Mann und guter Bürger arbeiten, d. h., sich seinen Collegen, welche fähig waren, die Wahrheit zu verstehen, wie

z. B. Coulaincourt und Davoust, eröffnen, — die Andern schonen, ohne sie zu verrathen und Bedingungen stellen, nicht für sich, sondern für Frankreich, seine Freiheit und namentlich die Sicherheit der compromittirten Persönlichkeiten. Dies hätte der Plan Fouché's sein sollen, war es jedoch nicht. An der Restauration der Bourbonen arbeiten, da man sie nicht vermeiden konnte, — aber sich das Verdienst zu erwerben, um persönlich Nutzen daraus zu ziehen, — deßhalb Niemanden sich anzuvertrauen, auch auf die Gefahr hin, Jedermann zu verrathen, — von den Personen retten, die zu retten waren, (denn Fouché war, bezüglich Dessen, was außer seinem Interesse war, nicht schlecht) — die Andern ausliefern, mit einem Worte: eine Intrigue da anspinnen, wo ein ehrliches und gewandtes Benehmen nothwendig war, dies sollte, wie man sehen wird, die Art sein, wie Fouché zu Werke ging, wozu ihn Geist und Herz bestimmte.

Man wird sich erinnern, daß Fouché eigenmächtig Vitrolles aus dem Gefängnisse befreit. Er ließ ihn am Morgen des 23., also am Tage nach der Abdankung, zu sich kommen, um unverzüglich mit der royalistischen Partei eine Intrigue anzuknüpfen. — De Vitrolles wollte zuerst an den Hof von Gand eilen, um sich mit demselben über die Mittel seiner Rückkehr zu berathen und die Rolle zu spielen, die ihm am meisten zusagte. Fouché brachte ihn dahin, auf dieses Vorhaben zu verzichten und hielt ihn besonders dadurch zurück, daß er ihm sagte: es wäre nothwendig, daß er in Paris bleibe, um mit ihm und nicht mit den Prinzen in Gand an diesem Werke zu arbeiten, welche nichts zu thun hätten, als die Dienste zu

empfangen, welche man ihnen leiste. Er schilderte ihm seine Aufgabe als sehr schwierig, seine Lage außerordentlich delikat zwischen Carnot, den er als einfältigen Fanatiker bezeichnete, Quinette und Grenier, von denen er sagte, sie seien voll der albernsten revolutionären Vorurtheile, sowie Caulaincourt, den er ausschließlich mit den Interessen seines ehemaligen Herrn beschäftigt, darstellte. — Als Vitrolles versprochen hatte, in Paris zu bleiben, verlangte er, daß der Präsident der Exekutiv-Commission ihm seinen Kopf sichere, öfter mit ihm zusammenkomme und ihm die nöthigen Pässe für die Agenten, die er nach Gand zu schicken beabsichtige, ausstelle. „Ihr Kopf," antwortete ihm cynisch der Herzog von Otranto, „wird an denselben Hacken gehängt, wie der meinige; was die Communication betrifft, so werden Sie mich zwei-, drei- und viermal per Tag sehen, wenn es Ihnen gefällt, — bezüglich der Pässe gebe ich Ihnen, falls Sie wünschen, deren hundert." — Nach diesem Uebereinkommen rieth Fouché de Vitrolles, sich sehr wenig zu zeigen, ja sogar zu verbergen, bis zu dem Tage, da man sich weniger in Acht zu nehmen hätte.

Nachdem Fouché seine Beziehungen zu Ludwig dem XVIII. durch den am besten beglaubigten Royalisten wieder angeknüpft, zeigte er sich ferner Carnot, Quinette und Grenier gegenüber als unvereinbar mit den Bourbonen und der Emigration, — Caulaincourt, als wünsche er Napoleon II., ohne es zu hoffen, und entschlossen, Napoleon I. die seiner Größe und seines Ruhmes würdigste Behandlung angedeihen zu lassen. — Bezüglich der zahlreichen Repräsentanten, durch welche Fouché mit der zweiten Kammer in Verbindung

stand und dieselbe zu leiten suchte, ließ er, Betreffs Napoleons II. ernste Schwierigkeiten durchblicken; zum ersten Male sprach er von der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, ihn aus den Händen der Mächte zu befreien, — von der geringen Theilnahme Marie Louisens an der Bedeutsamkeit ihres Sohnes und zeigte an, daß man in keinem Falle bei einem Tausche mit einem der Sache der Revolution ergebenen Prinzen des bourbonischen Hauses, etwas verliere, z. B: dem Herzoge von Orleans, dessen aufgeklärtes Wesen und Benehmen Jedermann bekannt sei. So sprechend, begegnete der Herzog von Otranto, die entschieden bonapartistische Partei ausgenommen, einer allgemeinen Beistimmung. Aber während er diese Sprache führte, dachte Fouché daran, über Napoleon den II. hinwegzusteigen, — wie er dies gegen Vitrolles geäußert — um glauben zu machen, zu dem Herzoge von Orleans gelangen zu wollen und alsdann auch diesen wieder zu übergehen, um endlich zu den Bourbonen zu gelangen, welche ihn aber bald behandeln sollten, wie er Jedermann behandelt hatte.

In dieser Zeit hörten die Geister nicht auf, außerordentlich erregt zu sein und die Abdankung Napoleons, welche sie beruhigen sollte, war in dieser Crisis nur ein Schritt gewesen, keineswegs aber das Ende desselben. So lange man dieses Ziel vor sich gesehen, hatte man nicht weiter geblickt; nun aber, da dieses erreicht war, richtete man sein Augenmerk auf Neues. Während die Bonapartisten und Revolutionäre anfingen, sich schmählich getäuscht zu fühlen und in Verzweiflung waren, empfanden die Royalisten eine freudige Ungeduld, als sie wahrnahmen, daß sich die

Dinge zu ihren Gunsten neigten und hielten sich zu den verwegensten Unternehmungen bereit. — Ein alter, treuergebener Royalist, Namens Dubouchang, um den sie sich schaarten, erwartete nur ein Signal von den Hauptgliedern der Partei, um einen Handstreich gegen die Repräsentantenkammer zu wagen. General Dessoles, ehemaliger Commandant der Nationalgarde, kannte dieselbe genau und suchte ihren Eifer wieder zu erwecken, der in drei Monaten unmöglich ganz erloschen sein konnte. Zu diesen Persönlichkeiten kamen noch drei, ehemals der bourbonischen Sache zugethane Marschälle, Macdonald, St. Cyr und Oudinot.

Man verlangte von ihnen, daß sie sich an die Spitze der Royalisten stellten, um eine Bewegung zu versuchen; aber sie waren die Leute nicht, eine Thorheit auf Anfordern bloßer Parteileidenschaft zu begehen. Ueberdies sagte ihnen auch Vitrolles, durch Fouché dazu bestimmt, es wäre noch zu früh. Demnach zuwartend, umgaben die Royalisten das Elysée, um zu überwachen, was daselbst vorging und waren sehr aufgebracht über das Schauspiel, welches sich daselbst täglich ihren Augen darbot. Die Gänge von Marigny, die sich längs des Palastes hinziehen, wurden mit jedem Momente mehr von zwar waffenlosen, aber erhitzten und drohenden Müßiggängern, den Föderirten, versperrt, welche alle der Ueberzeugung lebten, daß ein schändlicher Verrath am Kaiser verübt worden. Auch konnte Napoleon nicht umhin, sich von Zeit zu Zeit am Fenster und im Garten zu zeigen um die letzten Ehrenbezeugungen aus dem Volke und der Armee hinzunehmen, die er bald auf immer verlassen sollte.

Obgleich Napoleon trotz alledem keine Chancen

erblickte, wenn er auf Grund dieser Demonstrationen einen Versuch wagte, so glaubten die Royalisten nichtsdestoweniger, er beschäftige sich lebhaft damit, die Gewalt wieder an sich zu reißen und machten Fouché den Vorwurf, er scheine über der Gefahr eingeschlafen und werde eines schönen Tages durch einen Gewaltstreich der Föderirten, mit Napoleon an der Spitze, geweckt werden. Man verbreitete das Gleiche auf allen Bänken der Repräsentantenkammer.

Fouché besaß zu viel Zweiseitigkeit in seinem Wesen, um eine solche nicht auch in dem Anderer zu sehen. Er theilte diese seine Vermuthung der Exekutivkommission mit und, dieselbe zu erschrecken suchend, entrollte er ihren Augen ein Bild dessen, was Napoleon in der Verzweiflung zu thun fähig sein könnte; er entschloß sich, autorisirt oder nicht, zu sorgen, daß Napoleon das Elysée verließ. Man mußte jedoch deßhalb mit ihm sprechen und ihn durch Ueberredung zu bestimmen suchen; denn Gewalt war gefährlich. Befürchtend, schlecht empfangen zu werden und zögernd, dem Manne abermals gegenüber zu treten, den er verrathen, betraute er mit dieser Aufgabe Marschall Davoust, dessen Rauhheit bekannt war.

Der Marschall begab sich in's Elysée, fand in den Höfen eine Menge Officiere, welche ohne Ordre die Armee verlassen, mit den Andern über Verrath schreiend und verlangend, Napoleon solle sich an ihre Spitze begeben, um die Verräther zu zerstreuen. Davoust hatte mit mehreren dieser Officiere, unter denen er manche fand, die ihm an Barschheit nichts nachgaben, heftigen Wortwechsel. Nach einigem unnöthigem Gezänke, ward er bei Napoleon eingeführt. Er

theilte ihm den Gegenstand seiner Sendung mit und suchte ihm zu beweisen, daß er in seinem eigenen Interesse, sowie in dem seines Sohnes und des Landes, sich entfernen müsse, um die Unruhen zu beschwichtigen, deren Ursache er sei, und auch der Regierung die nöthige freie Hand zu verschaffen, welche im gegenwärtigen Zeitpunkte so überaus dringlich sei. Napoleon hatte Davoust kalt empfangen und verbarg ihm nachher keineswegs, daß er ein solches Kommen von jedem Andern, als von ihm erwartet hätte. Er versicherte, ohne deßhalb zu Rechtfertigungen herabzusteigen, daß er keines der Projekte vorhabe, wie man sie von ihm befürchte, zeigte sich geneigt, Paris zu verlassen, in der Erwartung, daß man ihm die Mittel verschaffe, ohne Hinderniß eine sichere Zufluchtsstätte zu erreichen. — Der Marschall zog sich, gekränkt über den Empfang, obgleich er hinsichtlich seiner Mission reussirt hatte, zurück. Dieser rechtschaffene, verständige, aber harte Soldat, dem stets die feinen Nuancen an Andern entgingen, konnte sich keine Vorstellung machen, von dem Eindrucke, den er mit dieser Botschaft auf den Mann hervorgebracht haben mußte, den er vor zwei Tagen noch seinen Gebieter nannte. Er verließ peinvoll ergriffen das Elysée.

Napoleon entschloß sich, in Malmaison die wenigen Tage noch zuzubringen, die er in Frankreich zu leben hatte. Dieser angenehme Zufluchtsort, wo seine Laufbahn begonnen hatte und endigen sollte, war für ihn ein schmerzlicher und zugleich reizender Aufenthalt und er scheute sich nicht, hier mit langen Zügen aus dem Becher des Kummers zu trinken. Er bat die Königin Hortense, ihn dahin zu begleiten und diese er-

gebene Tochter beeilte sich, ihm die letzten Sorgen zerstreuen zu helfen. Napoleon hatte lange sich über den Ort berathen, wo er sein Leben enden sollte. Caulaincourt rieth ihm Rußland; aber er neigte mehr zu England. „Rußland," sagte er, „ist ein Mann, England eine Nation und eine freie Nation; sie wird sich geschmeichelt fühlen, wenn ich ein Asyl von ihr verlange, sie wird großmüthig sein und ich koste daselbst die einzigen Wonnen, die einem Manne erlaubt sind, — der die Welt regiert hat: die Unterhaltung mit aufgeklärten Geistern." — Aber auf die Vorstellungen Caulaincourt's, daß die Leidenschaften des brittanischen Volkes noch zu lebhaft wären, um großmüthig zu sein, verzichtete er auf England und wählte Amerika. — „Da man mir die Gesellschaft der Menschen denn verweigert, flüchte ich mich an den Busen der Natur und werde in derjenigen Einsamkeit leben, die meinen letzten Gedanken entspricht." — Er verlangte, daß man ihm zwei ausgerüstete Fregatten, welche gegenwärtig in dem Hafen von Rochefort lagen, zur Verfügung stelle, um sich nach Amerika begeben zu können. Er forderte ferner Bücher und Pferde und richtete von nun an seine Thätigkeit einzig auf die Vorbereitungen für seine Abreise.

Am 22. war die Abdankung geschehen; — am 25. Mittags verließ Napoleon das Elysée und stieg im Innern des Gartens in den Wagen, um von der Menge nicht bemerkt zu werden. Diese erblickte ihn aber dennoch und begleitete ihn mit dem Rufe: „**Vive l'Empereur!**" nicht ahnend, was man mit ihm beginnen werde. Nachdem er traurig gegrüßt, verließ

er Paris, das er nicht mehr wiedersehen sollte, und entfernte sich mit tiefbetrübtem Herzen, wie wenn er seinem eigenen Leichenbegängnisse beigewohnt hätte. Zu Malmaison angekommen, fand er die Königin Hortense und, das schöne Wetter benützend, ging er an diesem Orte, an welchen sich die glänzendsten Erinnerungen seines Lebens knüpften, bis zur völligen Ermüdung spazieren. Er sprach unaufhörlich von Josephinen und äußerte von Neuem gegen Hortense den Wunsch, ein Portrait zu besitzen, welches treu diese so innig beklagte Gattin ihm vor Augen führe.

Seine Abreise erfüllte Fouché mit hoher Genugthuung, der sich fast selbst Kaiser wähnte, indem er Denjenigen, welcher es so lange gewesen, aus Paris vertrieben. Napoleon abgereist und geneigt scheinend, sogar Frankreich zu verlassen, — konnte Fouché sich jetzt völlig seinen Wünschen hingeben. Uebrigens empfand er doch noch Furcht; diese war zweierlei und kam ihm nicht schwer an, sie seinen Collegen mitzutheilen, nämlich: daß in der Einsamkeit zu Malmaison, Napoleon leicht einem Versuche, sowohl der Royalisten als der Bonapartisten ausgesetzt sein könne; der Einen, um sich für immer von ihm zu befreien, der Andern, um ihn an die Spitze der Armee zu stellen, welche sich näherte, um zum letzten Male das Glück zu versuchen. Fouché wünschte nicht, weder ihn Mördern preiszugeben, noch den verzweifelten Parteigängern der kaiserlichen Sache zu überlassen. Er dachte daran, ihn unter den Schutz des Generals Beker zu stellen, eines Militärs, ebenso ausgezeichnet durch seine moralischen Eigenschaften, als auch Berufsfähigkeiten, von allgemein erprobter Loyalität und unfähig, sich

zu erinnern, daß er im Jahre 1809 in Ungnade gefallen war. Es ward durchaus ein solcher Mann für dieses Amt erfordert, denn alle rechtlichen Leute würden sich bei dem bloßen Anscheine empört haben, als wollte man Napoleon einen Kerkermeister geben. — Am Morgen des 26. ließ Davoust den General Beker zu sich rufen, kündete ihm seinen Auftrag an, der aus zwei Theilen bestand; der erste war: Napoleon zu beschützen, der zweite: zu verhindern, daß etwa Aufwiegler, mit Hilfe des großen Namens, Tumulte erregten. Hierauf befahl er ihm, sich ungesäumt nach Malmaison zu begeben. General Beker unterzog sich höchst ungerne diesem Auftrage; er übernahm denselben nur, weil es ehrenvoll war, über die Person des großen Gestürzten zu wachen, und patriotisch, Unordnungen zu verhindern, die in dessen Namen verübt werden könnten. Man theilte ihm noch mit, daß die zwei, vom Kaiser bezeichneten Fregatten bereit lägen, aber, um einer freien Fahrt gewiß zu sein, habe man vom Herzoge von Wellington Sicherheitspässe verlangt, und wenn Napoleon einwillige, sich sogleich nach Rochefort zu begeben, so könne er dort dieselben abwarten. — Man hat seither Fouché beschuldigt, er habe Napoleon den Engländern ausliefern wollen, indem er sie durch das vorgegebene Ersuchen um Sicherheitspässe, von dessen Abreise in Kenntniß habe setzen wollen. Diese, durch Fouché's doppelseitiges Benehmen hervorgerufene Vermuthung war vollkommen irrig. Er hatte General Tromelin, einen Bretagner und aus ganzem Herzen Royalist, in's Lager geschickt, um Pässe zu erhalten, welche Napoleon erlaubten, sich sicher nach Amerika zurückzuziehen. Durch ebendieselbe Gelegenheit ver-

suchte er die Absichten des englischen Generalissimus, bezüglich der französischen Regierung zu erfahren. Fouché hatte so gehandelt, weil er sich fälschlich eingebildet, daß die Engländer, entzückt darüber, von Napoleon befreit zu sein, sich beeilen würden, die Pässe zu bewilligen. Hierin täuschte er sich, wie man bald sehen wird, sehr und die Vorsicht, die er gebrauchte, um Napoleon vor Gefangenschaft zu bewahren und sich vor dem Verdachte einer ganz abscheulichen Perfidie zu sichern, sollte in doppelter Weise zu Schanden werden; denn sie enthüllte die Abreise Napoleons und setzte zugleich Fouché dem verzeihlichen Verdachte aus, Napoleon ausgeliefert zu haben. Admiral Decrès, welcher Fouché's Vorkehrungen mißtraute, hatte daran gedacht, ob Napoleon auf unbekannten Handelsschiffen nicht mehr in Sicherheit wäre, wie auf irgend einem Kriegsfahrzeuge, auf dem die Anwesenheit des erhabenen Flüchtlings zu offenkundig sei. Er hatte sich deßhalb mit amerikanischen Handelsschiffen im Hafen von Havre in Verbindung gesetzt und von zweien unter ihnen das Anerbieten erhalten, Napoleon heimlich und sicher nach New-York bringen zu wollen. — Seine Vorschläge gelangten zugleich mit jenen der provisorischen Regierung an. Als das Eintreffen des Generals Beker in Malmaison angekündigt ward, verursachte dieses ein schmerzliches Erstaunen. — Man glaubte im ersten Augenblicke, Jener wäre nichts Anderes, als ein von Fouché gesandter Kerkermeister. Einige treue Diener, die einen Militärs, die andern Civilisten, meistens aber junge, zu verwegenen Thaten fähige Leute, hatten Napoleon nach seinem neuen Aufenthaltsorte begleitet. Auf ein Wort von ihm wären sie be-

reit gewesen, die Sendung Bekers vollständig zu verkennen. Napoleon aber, im Gegentheile, beruhigte sie und wollte sich zuvor mit dem General besprechen. Er empfing ihn mit höflicher Zurückhaltung, aber dessen Bewegung wahrnehmend, erkannte er in ihm sofort den loyalsten der Menschen, behandelte ihn als Freund und begann sich ihm gegenüber in ungezwungenster Weise auszusprechen. Napoleon willigte ein, abzureisen, ja, wünschte dies sogar; aber er mißtraute der Bitte um Sicherheitspässe und fürchtete, im Hafen gefangen genommen und den Engländern durch einen abermaligen Verrath Fouché's, ausgeliefert zu werden. Er hätte die Vorschläge der Amerikaner von Havre aus, annehmen können, aber, heimlich auf einem Handelsschiffe entfliehen, schien ihm unwürdig. Er beauftragte General Beker, unverzüglich nach Paris zurückzukehren und der provisorischen Regierung zu erklären, daß er, unter der Bedingung, augenblicklich über die beiden Fregatten verfügen zu können, bereit sei, abzureisen; aber, wenn er gezwungen würde, auf die Weisung zur Abreise erst noch zu warten, so wolle er dies lieber zu Malmaison wie zu Rochefort thun. — General Beker eilte nach Paris, sich dieses seines Auftrages zu entledigen. Fouché bestand jedoch hartnäckig auf seiner Anordnung, indem er sagte: er wolle sich Dem nicht aussetzen, dermaleinst angeklagt zu werden, Napoleon den Engländern ausgeliefert zu haben, indem er ihn ohne Sicherheitspässe habe einschiffen lassen. Ueberdies seien dieselben nun einmal verlangt und eine Antwort könne nicht mehr lange ausbleiben; man müsse sie abwarten und bis zu

ihrem Eintreffen möchte Napoleon in Malmaison bleiben.

Es war eine große Befriedigung für die Royalisten, von Napoleons Anwesenheit in Paris sich befreit zu sehen; ebenso fühlte auch Fouché eine außerordentliche Beruhigung, da er stets einen Versuch durch die Bevölkerung der Vorstädte und des Militärs, Napoleon an der Spitze, die Kammern und die provisorische Regierung zu sprengen, fürchten mußte, deßgleichen einen verzweifelten Kampf gegen die vereinigten Armeen. Die Abreise Napoleons endlich erreicht, beeilte sich Fouché nicht mehr, die Crisis herbeizuführen; denn, obgleich er die Bourbonen unvermeidlich wußte, war es ihm doch nicht unangenehm noch andere Candidaten für die Souverainität auftauchen zu sehen. Es war dies schon ein Grund, sich nicht zu beeilen; aber er hatte noch einen anderen, gewichtigeren. War er auch selbst resignirt, die Bourbonen zu empfangen, so wollte er doch nach und nach der Exekutiv-Commission und den Kammern diese Nothwendigkeit gleichfalls augenfällig machen und für sich selbst Zeit gewinnen, um aus ihr so viel als möglich persönlichen Nutzen zu ziehen. Drei Glieder der Commission: Carnot, Quinette und Grenier glaubten, man könne halb durch bewaffneten Widerstand, halb durch Unterhandlungen, der harten Nothwendigkeit entgehen, die Bourbonen noch einmal annehmen zu müssen. Caulaincourt sah jedoch diese Nothwendigkeit klar ein, ließ Fouché gewähren und wollte aus diesen traurigen Unruhen nur eine bessere Behandlung für Napoleon gewinnen. — Mit drei Stimmen von den fünfen gegen sich, sowie der abstoßenden Stimmung der Kammern

gegen die Bourbonen, war Fouché genöthigt, zuzuwarten. Aber dies war keineswegs die Meinung der Royalisten, welche sich ungeberdiger, denn je, zeigten. Sie drängten den alten Dubouchage zu handeln, welcher seinerseits de Vitrolles und die Marschälle Oudinot, Macdonald und St. Cyr antrieb, das Signal zur That zu geben. De Vitrolles ersuchte die Führer der Partei, keine Unklugheit zu begehen, denn sie könnten sich leicht die Föderirten auf den Hals ziehen, die Kammern über Das, was sich vorbereitete, aufklären, eine Reaktion zu Gunsten Napoleons hervorrufen und das Resultat gefährden, indem sie es zu beschleunigen suchten. Während er seinen Freunden Geduld anempfahl, that de Vitrolles natürlich das Gegentheil bei Fouché, drängte ihn: Ludwig den XVIII. zu proklamiren, indem er den scheinbaren Grund geltend zu machen suchte, den Fremden bei dieser zweiten Restauration zuvorzukommen, selbst das Verdienst davon zu haben und den Bourbonen den unangenehmen Anschein zu ersparen, durch feindliche Gewalten sich wiederhergestellt zu sehen. Diese Gründe waren gut, zum Handeln anzutreiben, aber sie gewährten nicht auch zugleich die Mittel dazu. Fouché antwortete: man könne nur dann der Exekutiv-Commission eine so ernste Eröffnung machen, wenn man sich auf die bewiesene Unmöglichkeit stütze, den vereinigten Heeren widerstehen zu können. Nun gab es aber für diese Unmöglichkeit nur einen Mann, dessen Autorität sie erklären konnte, und dieser war der Kriegsminister, Marschall Davoust. Seine Funktionen, sein militärisches Renommée, seine, erst kürzlich in Hamburg glänzend bewiesene Festigkeit, sowie seine Aechtung unter den Bourbonen,

machten ihn unter den obwaltenden Umständen zur einzig befähigten Persönlichkeit. Fouché hatte ihn deßhalb als einen Mann bezeichnet, dessen Gewinnung unumgänglich nöthig sei. Aber der berühmte Marschall war so wenig Intriguant, daß nicht leicht war, ihm beizukommen. Der bei nöthigen Dingen so oft gefällige Zufall, lieferte am Tage nach der Abreise Napoleons eine erwünschte Gelegenheit. Die Polizei hatte Marschall Oudinot als Denjenigen bezeichnet, welcher sich an die Spitze der Royalisten zu stellen hätte. Derselbe hatte seit dem 20. März keine Dienste genommen, aber sich nicht geweigert, mit Napoleon und dem Kriegsminister in offenkundige Beziehungen zu treten. Letzterer ließ ihn rufen, — machte ihm einige Vorwürfe, und bot ihm, seine Gesinnungen zu prüfen, ein Commando an. Marschall Oudinot entschuldigte sich und antwortete auf das Drängen des Ministers: er (Davoust) diene einer verlorenen Sache, daß die Bonapartisten ebenso unmöglich, als die Bourbonen unvermeidlich und wünschenswerth wären; — daß, wenn man sie nicht selbst proklamire, man genöthigt sein würde, sie durch die Fremden zu erhalten und zwar unter schlimmeren Bedingungen für sie und das Land; daß es deßhalb klüger wäre, einen muthvollen Angriff zu wagen. — Dies wäre ein ebenso verständiges, als patriotisches Verhalten. Endlich beschränkte er die Frage auf eine rein militärische und frug den Marschall, ob er glaube, Europa widerstehen zu können, da es doch Napoleon nicht gekonnt? und fügte hinzu: König Ludwig der XVIII. habe stets gegen ihn gerecht sein wollen, man habe ihn jedoch daran gehindert. Dieser Fürst schätze die großen Eigenschaften

an dem Sieger von Auerstädt und werde ihm Rechnung tragen für die Dienste, welche er in gegenwärtiger Zeitlage Frankreich zu leisten im Stande wäre.

Marschall Davoust antwortete, daß unter der drückenden Last, welche man ihm übertragen, nämlich derjenigen, Napoleon im Commando zu ersetzen, er nicht an persönliche Vergünstigungen denke, sondern einzig und allein an die Verantwortlichkeit, welche auf ihm ruhe; er halte bei dem jetzigen Stande der Dinge, es für eine Unmöglichkeit, Europa zu widerstehen. — Nach diesem Eingeständniß war es nicht schwer, die Nothwendigkeit der Annahme der Bourbonen zu erkennen, um so mehr, da Europa offenbar keine anderen Fürsten für Frankreich wolle. Marschall Davoust war ein Mann von scharfem Verstande; er äußerte schließlich, daß er seinen Widerwillen gegen die Bourbonen überwinden werde, wenn dieselben eines vernünftigen Benehmens fähig wären. — Marschall Oudinot frug ihn alsdann, was er unter einem vernünftigen Betragen verstehe, worauf jener folgende Bedingungen stellte: — Einzug des Königs in Paris ohne die feindlichen Armeen, (dreißig Meilen von der Hauptstadt entfernt gelassen), Annahme der Tricolore, Vergessenheit aller Thaten und Meinungen sowohl für die Militärs als die Civils seit dem 20. März, — Aufrechthaltung der beiden vorhandenen Kammern, — Erhaltung der Armee in ihrem gegenwärtigen Stande 2c. 2c. Marschall Oudinot zog sich zurück, um den Inhalt dieser Unterredung einigen, mehr als er, autorisirten Personen mitzutheilen. Er eilte zu Vitrolles, welcher obige Bedingungen sehr gerechtfertigt fand und

unverzüglich selbst mit Marschall Davoust darüber conferiren wollte. Dieser willigte ein und empfing ihn noch am selben Abende. Vitrolles erklärte, bezüglich der gestellten Bedingungen, keine Vollmacht zu haben; er sei jedoch überzeugt, daß der König sie annehmen werde, besonders, wenn man ihn vor dem Einzuge der Fremden in Paris, proklamire. Die sofortige Proklamation der Bourbonen, wenn man um diesen Preis, die Fremden ein zweites Mal in der Hauptstadt zu haben, überhoben wäre, schien Marschall Davoust das Vortheilhafteste und er entschloß sich, am nächsten Tage der Exekutiv-Commission, in diesem Sinne eine förmliche Proposition zu machen.

Als daher am 27. die Exekutiv-Commission in den Tuilerien versammelt war, nebst den Präsidenten, sowie der Mehrzahl der Glieder ihrer Bureau's, lenkte der Herzog von Otranto, von Dem, was zwischen Vitrolles und dem Marschall sich ereignet, benachrichtigt, die Diskusion auf die militärischen Rapporte. Marschall Davoust theilte die erhaltenen Meldungen mit, welche wenig günstig lauteten. Seit zwei Tagen, hieß es, marschirten die Preußen und Engländer mit verdoppelter Eile und es stünde zu befürchten, daß sie noch vor der Armee, welche man in Laon zusammenzuziehen begonnen, vor Paris erscheinen werde. Alle Umschweife bei Seite lassend, welche mit seinem Charakter nicht übereinstimmten, äußerte Davoust entschieden, daß ein ernster Widerstand ihm unmöglich scheine, — daß auch, angenommen, man trage einen Vortheil über die Engländer und Preußen davon, noch die von Osten kommenden Russen, Oestreicher und Bayern blieben, deren Gewalt man denn, nur um Weniges

später, doch unterliegen müsse. Es sei nöthig, die Realität der Dinge zu erkennen, sie zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und nach ihr zu handeln. — Unähnlich Fouché, der Alles stets nur mit tausenderlei Berechnungen und Hintergedanken von sich gab, erzählte Marschall Davoust rückhaltslos, was zwischen ihm und Marschall Oudinot vorgefallen, legte die Bedingungen dar, welche er diesem gegenüber geäußert, theilte die Hoffnungen, bezüglich der Annahme mit, welche ihm Vitrolles gemacht und erklärte, daß seine Ansicht wäre, sich mit den Kammern zu verständigen, ihnen einen förmlichen Vorschlag zu machen, darauf gegründet, daß es unstreitig besser sei: die Bourbonen freiwillig, unter billigen Bedingungen, als ohne solche, sie aus der Hand der Fremden zu empfangen. — Die, mit überzeugendem Tone gesprochenen Worte, riefen fast keine Opposition von Seiten Grenier's und Quinette's hervor, selbst nicht von Seiten Carnot's. welcher der Loyalität des Marschall Davoust vertraute, und trotz aller Vorurtheile, den Nutzen einsah, die Bourbonen ohne die Fremden zu erhalten. Caulaincourt schwieg, wie er unter derartigen Umständen immer that. Fouché, wenn er die Freimüthigkeit des Marschalls gehabt hätte, würde, sich rasch mit ihm vereinigend, einen großen Vortheil aus jenem Vorschlage, im Interesse einer nahen und patriotischen Lösung der Dinge, erzielt haben. — Sei es jedoch, daß er ärgerlich darüber war, daß man ihm zuvorgekommen, sei es, daß er befürchtete, Marschall Davoust gehe zu weit, — er hieß die Idee'n, welche der Marschall ausgesprochen, in seiner kalten Weise gut und der Gewohnheit folgend, Alles, ohne seine Col-

legen zu consultiren, zu entscheiden, sagte er den beiden Präsidenten, Cambacérès und Lanjuinais, man müsse die Kammern auf ein unvermeidliches Ende vorbereiten. Niemand schien geneigt, Einwendungen zu erheben, als Bignon, provisorisch mit den Relationen des Aeußern betraut, plötzlich mit einem wichtigen Dokumente anlangte. Es war dies der erste Rapport, der in das Lager der Alliirten gesendeten Unterhändler. Diese machten folgende Darstellung.

De Lafayette, de Pontécoulant, Sébastiani, d'Argenson, de Laforest und Benjamin Constant, hatten sich zuerst nach Laon gewandt, wo sie glaubten, die englische und preußische Armee zu begegnen. Ihre Intension, indem sie diesen Weg wählten, war, von den der Hauptstadt am nächsten sich befindlichen Armeen, einen Waffenstillstand zu erhalten, um alsdann das Uebrige mit den Herrschern selbst zu verhandeln. Während sie sich der feindlichen Stellung genähert, waren sie über diese besser unterrichtet worden, und hatten sich darauf hin nach St. Quentin gewendet, wo sie preußische Vorposten gefunden und eine Zusammenkunft mit den Generalen verlangten. Blücher, der zwei Tagemärsche der englischen Armee voraus war, hatte dem Herzoge von Wellington stets referirt und diese Abdankung Napoleons für eine Finte, um Zeit zu gewinnen, erklärt. Er war daher der Ansicht, keinen Waffenstillstand zu gewähren. Blücher, der nicht erst noch aufgereizt zu werden brauchte, um hartnäckig zu sein, hatte einen Waffenstillstand mit kurzen Worten verweigert, wenn man nicht die Hauptgrenzfestungen übergebe und Napoleon ausliefere. Diese Bedingungen war entschieden unannehmbar. Die im Na-

men der beiden feindlichen Feldherren parlamentirenden Officiere hatten erklärt, daß sie nicht der Bourbonen halber nach Frankreich gekommen, diese kümmerten sie sehr wenig. Wäre Napoleon und seine Familie beseitigt, so würden die Mächte bereit sein, die für Frankreich vortheilhaftesten Bedingungen zu unterschreiben. Nach dieser Unterredung war den Unterhändlern gestattet worden, sich nach dem Elsaß zu begeben, wo sie die verbündeten Herrscher zu finden gehofft. Bevor sie jedoch dahin abgegangen, hatten sie für nöthig befunden, das Resultat ihrer ersten Unterhandlung an die Exekutivkommission zu berichten. Der Rapport enthielt anfüglich noch den Rath, neue Commissäre an Blücher und Wellington abzusenden, welche bevollmächtigt wären, die speciell nöthigen Concessionen zum Zwecke eines Waffenstillstandes zu machen.

Die Unterhändler hatten sich augenscheinlich durch die leicht hingeworfenen Reden der Officiere, bezüglich der Bourbonen, täuschen lassen, und wurde durch den Rapport hievon, der Eindruck von Davousts Rede, als sei dieses Fürstengeschlecht unvermeidlich, geschwächt. Fouché, mit mehr Scharfblick begabt, hätte leicht einsehen können, daß die Unterhändler sich getäuscht, aber — sei es Irrthum, sei es Furcht gewesen, sich zu compromittiren, stimmte damit überein, daß man sich nicht beeilen solle, einen Entschluß zu fassen. Er rief Cambacérès und Lanjuinais, welche damit beauftragt waren, die Kammern auf die Rückkehr der Bourbonen vorzubereiten zurück und, immer aus eigener Machtvollkommenheit handelnd, wählte er unter den gegenwärtigen Persönlichkeiten neue Commissäre, um mit

den schon fast vor den Thoren von Paris angelangten Heerführern zu unterhandeln; diese waren Flaugergues, Andréossy, Lossy d'Anglas de Valence und de La Besnardière. Sie erhielten keine anderen Instruktionen, als die, darnach, was sie selbst während der Diskusion vernommen, zu handeln und im Interesse der Hauptstadt zu sorgen, diese vor den Fremden zu bewahren. — In dem Beglaubigungsschreiben an den Herzog von Wellington, — voll von Schmeicheleien und Ehrerbietungsbezeugungen für unsere Besieger — wiederholte Fouché den Gemeinsatz, daß, da nun der Mann, welcher die Ursache des Krieges gewesen, beseitigt sei, die europäischen Armeen ohne Zweifel anhalten würden, um Frankreich die Wahl seiner Regierung zu überlassen und der Herzog von Wellington, der glorreiche Repräsentant einer freien Nation wohl nicht verlangen werde, daß Frankreich, ebenso civilisirt wie England, weniger frei als dieses sei. — Obgleich Caulaincourt wenig Einwendungen machte, opponirte er doch gegen die Wahl von de Besnardière, den er kannte und achtete, welcher aber, erst seit einigen Tagen vom Wiener Congresse zurückgekehrt, und vollkommen Talleyrand angehörend, für einen entschiedenen Royalisten galt. „Royalist? — sei Dem so," antwortete Fouché, — aber er versteht sein Handwerk und man braucht Jemanden, der es versteht." — Niemand entgegnete etwas hierauf und die Wahl ward stillschweigend angenommen.

Man trennte sich also, ohne dem Antrage Davoust's entsprochen zu haben. Die Dinge blieben somit in Unentschiedenheit und den Feinden überlassen, sie daraus zu lösen. — Fouché schritt, nachdem er die

Versammlung verlassen, zu ernsten Maßregeln. Wie wir gehört, hatte er für Napoleon Sicherheitspässe verlangt und dessen Abreise ohne dieselben verweigert; — aber nach den Rapporten der Commissäre änderte er plötzlich seine Ansicht und aus Furcht, den Unterhandlungen zu schaden, ertheilte er dem Kriegsminister Weisung, die Fregatten bereit zu halten, Napoleon zu gestatten, an Bord zu gehen, jedoch nur dann die Anker lichten zu lassen, wenn die Pässe eingetroffen wären. Wie bereits erwähnt, traf ihn der Vorwurf unverdient, daß er Napoleon den Engländern habe ausliefern wollen, aber gerade durch dessen Zurückhaltung im Hafen von Rochefort, geschah dies. Fouché und die Regierung schauckelten jetzt einige Tage lang mit hoher Selbstzufriedenheit auf der Höhe der Begebenheiten, — die unglückliche Kammer der Repräsentanten aber, begann nachgerade lebhaft zu fühlen, daß kein Mittelweg mehr sei, zwischen Napoleon und den Bourbonen, und daß sie nach Abänderung oder Hinzufügung einiger weniger Artikel der Verfassung, eigentlich doch eine ganz gute Regierungsform gehabt haben würde, obendrein noch mit dem wichtigen Vortheile, die Armee alsdann an sich gefesselt zu haben. — Durch die Bureaus der beiden Kammern, welche bei der letzten Sitzung der Exekutiv-Commission gegenwärtig waren, verbreitete sich die Nachricht, daß man über die Wiederherstellung der Bourbonen diskutirt, und es verletzte die Intension, dieses Fürstengeschlecht wieder auf den französischen Thron zu heben. — Die Masse bequemte sich zu Napoleon dem II., aber eine treue Minorität sah das Verlassen Napoleons als einen Verrath an und den Urheber desselben allein in

Fouché. Felix Desportes, ein Glied dieser Minorität, begab sich am nächsten Tage, am Morgen des 28ten, in die Sitzung der Exekutiv-Commission, begleitet von Durbach; beide interpellirten lebhaft den Herzog von Otranto und äußerten in bitteren Ausdrücken, daß, nachdem er das Vertrauen der Kammern gesucht und erhalten, er dasselbe an die Bourbonen verrathen habe. Fouché, Anfangs ein wenig verlegen, erholte sich bald und antwortete diesen Herren: „Nicht ich habe die allgemeine Sache verrathen, sondern die Schlacht von Waterloo. Die englisch-preußische Armee nähert sich mit starken Schritten, ohne daß wir Mittel haben, sie abzuhalten. Die Mächte wollen um keinen Preis weder Napoleon noch ein Glied seiner Familie; — was kann ich dabei thun? Wenn Sie zu wünschen wissen, inwieferne ich mit den feindlichen Generalen unterhandle, so ist hier mein Brief an den Herzog von Wellington; lesen Sie denselben.“ — Die Herren glaubten nun, daß sich die Unterhandlung nur auf diesen Brief beschränke, waren befriedigt, und erbaten und erhielten die Ermächtigung, denselben der Versammlung mitzutheilen. Dort wurde derselbe weder getadelt noch gutgeheißen, beruhigte aber einigermaßen die Einbildungen von einem Verrathe.

Während Dessen erfüllten die dem französischen Heere auf dem Wege nach Laon entgegengeschickten Commissäre ihren Auftrag und machten ihren Bericht. General Mouton Duvernet, der denselben verfaßt, erzählte darin, nachdem er die Unordnung, welche er bei seiner Ankunft in der Armee vorgefunden, geschildert, daß sich diese bald hinter dem Corps des Marschall Grouchy gesammelt, daß sie sich verrathen ge-

glaubt, aber der Gedanke, für Napoleon den II. zu kämpfen, ihren Eifer neu entflammt hätte; daß sie also bereit sei, ihre Pflicht zu thun, aber man müsse ihr, außer der dringendst nothwendigen materiellen Hilfe, die Ermuthigung seitens der Nation zukommen lassen, mit einem Worte, die physische und moralische Kraft zu heben suchen. — Bei Anhörung Dieses, erhob sich von allen Seiten der Ruf, daß nach Napoleon dem I. nur Frankreich bliebe, das tausendmal wichtiger als ein Mann wäre, sei dieser auch, welcher er wolle, — daß man eine Proklamation an die Armee erlassen müsse, worin man ihr danke für Das, was sie gethan, aber zugleich von ihr verlange, auch ferner ihre Kraft dem Lande zu widmen, welches ihre ersten und höchsten Gefühle in Anspruch zu nehmen berechtigt wäre, — sowie endlich, daß sie so schnell wie möglich erscheine, um unter den Mauern von Paris für die Unabhängigkeit und nationale Freiheit zu kämpfen, wo sie auch die Repräsentanten finden würden, entschlossen mit ihnen zu sterben. — Hierauf ward durch Jay eine Adresse verfaßt, über die abgestimmt und alsdann fünf Abgeordneten übergeben wurde, welche sie der Armee überbringen sollten.

Die mit dieser Sendung betrauten Repräsentanten hatten keinen großen Weg zurückzulegen, um die Armee zu erreichen, denn man sah diese bereits am 28. und 29. Juni vor der Hauptstadt erscheinen, stark bedrängt von der preußischen und englischen Heeresmasse und eine kurze Zeit sogar bedroht, von derselben abgeschnitten zu werden. Der Herzog von Wellington und Blücher hatten Anfangs in ihren Bewegungen etwas gezögert und waren bedacht gewesen, bevor sie das

Innere Frankreichs weiter betraten, sich einiger Festungen zu versichern sowie den östlichen Colonnen eben dadurch Zeit zu lassen, in ihre Linien einzurücken. — Aber diese Zögerungen hatten plötzlich aufgehört, als man die Abdankung Napoleons und die Wirren, welche hierauf gefolgt, vernommen. Wenn sie auch geglaubt hatten, daß die Abdankung nur eine Finte sei, so war doch die Verwirrung vorauszusehen, welche im Regierungsrathe herrschen mußte. Aus diesem Grunde hatten die feindlichen Führer beschlossen, unverzüglich auf Paris loszumarschiren. — Sie waren übereingekommen, das rechte Ufer der Oise zu verfolgen und der französischen Armee zuvorzukommen, welche auf dem linken marschirte. Marschall Blücher, voraneilend, sollte versuchen, sich der Brücken zu bemeistern, während die englische Armee ihn zu unterstützen hätte, sobald ihr dies möglich sein würde. Der Herzog von Wellington, welcher in seiner dreifachen Eigenschaft: als Engländer, siegreicher General und hervorragender Politiker am Hofe zu Gand eine hohe Autorität ausübte, ließ diesem sagen, er solle Belgien verlassen und sich nach Cambray wenden, dessen Thore er durch einen Gewaltstreich öffnen werde. In Folge seiner ziemlich schwer transportabeln Brücken-Equipage war Wellington ziemlich hinter Blücher zurückgeblieben, welcher in seiner Ungeduld auf Niemand warten wollte.

Während am 25. Marschall Blücher zu St. Quentin war, verließ der Herzog von Wellington Cateau, indem er von da ein Detachement beorderte, Cambray und Péronne zu nehmen. Am 26. erreichte die preußische Armee Chauny, Compiegne und Creil.

Eine der Divisionen, die Oise bei Compiegne passirend, suchte der französischen Armee den Weg von Laon nach Paris abzuschneiden.

Diese, welche sich von Laon nach Soissons zurückgezogen, stand unter dem Befehle des Marschalls Grouchy. Den Marschall Soult verlangte es, nach Paris zu kommen. General Vandamme hatte Grouchy im Commando des rechten Flügels ersetzt, welcher wider Willen bei dem Rendez-vous in Waterloo gefehlt und sich jetzt über Namur, Rocroy und Rethel nach Laon zog. Grouchy, kaum in Laon angekommen und vernehmend, daß seine Rückzugslinie nach Paris durch die Preußen bedroht sei, hatte sich beeilt, Compiegne zu erreichen, wohin ihn der Graf von Erlon mit dem Reste des 1. Corps und der Graf von Valmy mit den ihm noch gebliebenen Cuirassieren zuvorgekommen war. — Bei Compiegne angelangt, hatte Graf Erlon die Preußen vor sich gefunden, und sein Möglichstes gethan, dieselben zurückzuhalten, alsdann sich nach Senlis zurückziehend, seinen Obergeneral von der Anwesenheit der Preußen auf dem linken Ufer der Oise in Kenntniß gesetzt, damit dieser in seinem Rücken eine Richtung einschlagen und ohne ein schlimmes Begegnen, Paris erreichen könne. Grouchy, bei diesen Gelegenheiten mit einer Thätigkeit handelnd, welche, zehn Tage früher entfaltet, die französische Armee gerettet hätte, hatte Vandamme nach Ferté-Milon beordert, damit er, der Marne folgend, Paris erreiche, und sich selbst nach Villers-Coterets begeben, wo er die Preußen durch einen heftigen Angriff aufgehalten und alsdann rasch auf den Weg von Dammartin sich zurückzog. Am nächsten Tage, dem 28., berühr-

ten die Spitzen seiner Colonnen von allen östlichen Straßen her, Paris und am 29. besetzten sie die Stellungen von la Vilette, nachdem sie mit ebensoviel Gewandtheit als Kraft den Feind vermieden. Während dieser Zeit erreichte Blücher Gonesse. Der Herzog von Wellington, nachdem er Cambray hatte weggenommen und diese Stadt Ludwig dem XVIII. geöffnet, befand sich zwischen Saint-Just und Journay, seine Arrière-Garde bei Roye, sein Hauptquartier zu Orvilliers, folglich zwei Tagemärsche von Paris.

Schon ließen sich die feindlichen Kanonen in der Ebene von Saint-Denis hören. — Es war dies zum Zweitenmale in fünfzehn Monaten, daß dieser unheilkündende Schall vor der Hauptstadt ertönte. Er weckte nicht, sondern vermehrte nur die allgemeine Aufregung der letzten Tage. — Die durch einen täglich zehn bis zwölf Meilen starken Marsch erschöpften Truppen, langten in nicht sonderlicher Ordnung an und boten keineswegs einen befriedigenden Anblick. Marschall Grouchy, durch die lebhafte Verfolgung des Feindes beunruhigt und fürchtend, angegriffen zu werden, bevor er Paris erreicht, schrieb, das Schlimmste in Aussicht stellende Depeschen. Von allen Seiten betrübende Nachrichten empfangend, verzweifelte Marschall Davoust daran, dem Feinde irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen und, stets rasch entschieden, zögerte er auch nicht, sich in dieser Weise gegen den Herzog von Otranto auszusprechen. Er transferirte sein Hauptquartier nach Villette, um von hier aus die Vertheidigung der Hauptstadt besser überwachen zu können; und berichtete jetzt dem Herzoge von Otranto, daß er nur noch ein Mittel sehe, die feindlichen Ar-

meen zu vermeiden, dieses bestünde in Dem, was er ihm am vorhergehenden Tage schon angegeben, nämlich in der ungesäumten Proklamirung der Bourbonen.

Fouché theilte vollkommen die Ansicht des Marschalls; aber de Vitrolles, wit welchem er in beständiger Beziehung stand, der jedoch keinerlei Vollmachten aufzuweisen hatte, beschränkte sich darauf, zu versichern, daß man niemals die Dienste vergessen werde, welche Fouché der königlichen Sache leiste. Den Werth solcher Versicherungen kennend, wünschte Fouché, sowohl für sich als die revolutionäre Partei, ein verläßigeres Pfand. De Tromelin, von seiner Sendung in's englische Hauptquartier zurückgekehrt, hatte gleichfalls nur sehr allgemeine Worte mitgebracht, dahin lautend, daß Wellington sich nicht für autorisirt halte, Sicherheitspässe für Napoleon auszustellen, daß man durchaus die Bourbonen annehmen müsse, und anstatt ihnen Bedingungen zu machen, lediglich auf die Weisheit Ludwigs des XVIII. zu vertrauen habe, welcher Alles, was mit Recht gewünscht werden könne, bewilligen werde. General Tromelin hatte unter Anderem auch außerordentlich schmeichelhafte Aeußerungen seitens des Herzogs von Wellington für Fouché erhalten, sowie den Wunsch, sich mit ihm besprechen zu können. Dieser äußerte gegen Davoust, er halte, um einen Waffenstillstand zu erzielen, für unumgänglich nöthig, Opfer zu bringen. Da nun die an die preußischen Generale abgeschickten Unterhändler die Bedingung gestellt erhielten: die Grenzfesten und Napoleon auszuliefern, so halte er, um Paris zu retten, für nothwendig, die ersteren preiszugeben, denn Frankreich und die

Regierung wäre Paris. — Und Fouché, mehr in Anspruch genommen von der Frage über die Regierung, als der über die Sicherheit des Territoriums bevollmächtigte den Marschall, die Grenzfestungen zu übergeben, um einen Waffenstillstand zu erhalten, welcher die Preußen und Engländer vor den Thoren der Hauptstadt aufhielte. Diese Vollmacht sollte dem Marschall Grouchy übergeben werden, damit er dieselbe an die Unterhändler abschicke.

Bei diesen verschiedenen Besprechungen war jedoch niemals die Rede von einer Auslieferung Napoleons. Fouché schlug als Auskunftsmittel in diesem Betreffe vor: Napoleon ungesäumt nach Rochefort abreisen zu machen, indem man ihm die Bedingung, an welcher er festhielt, ohne Sicherheitspässe unter Segel zu gehen, zugestand. Diese Auskunft war die ehrenhafteste, denn der Feind konnte von der provisorischen Regierung die Auslieferung des großen Gestürzten nicht verlangen, wenn dieselbe nicht mehr in ihrer Macht stand. Außer der Ehre, gebot auch die Klugheit also zu handeln. Viele Militärs sprachen davon, sich nach Malmaison zu begeben, Napoleon zu holen, ihn an die Spitze der Truppen zu stellen und eine letzte Schlacht zu wagen. — Aber indem man ihn abreisen ließ, entzog man ihn sowohl seinen erbitterten Feinden, wie seinen unklugen Freunden. Admiral Decrès und Merlin wurden beauftragt, sich nach Malmaison zu begeben, um Napoleon zu drängen, daß er sich entferne, indem man ihm zugleich die Bevollmächtigung zustellte, die Anker zu lichten, sobald er an Bord der Fregatten gekommen, und, um ihn hiezu zu bestimmen, ihm mitzutheilen, daß der Feind seine Person verlange,

sowie auch auseinanderzusetzen, daß sein ferneres Verweilen in Malmaison gefährdet sei. Nachdem Befehle gegeben, verfügte man sich in die Repräsentantenkammer, um derselben mitzutheilen, bis zu welchem Grade sich die Situation verschlimmert und ihr vorzuschlagen, Paris in Belagerungszustand zu erklären. — Die Civilautoritäten sollten fortbestehen und ihre Rechte beibehalten, mit Ausnahme derer, welche die Festungen beträfen, woselbst die Militärbehörden nach Erklärung des Belagerungszustandes allein zu walten hätten. Die durch den Kanonendonner beunruhigte Versammlung sanktionirte diese Beschlüsse fast einstimmig.

Der Kanonendonner in der Ebene von St. Denis hatte die Bewohner von Malmaison, wie diejenigen der Hauptstadt in Bestürzung versetzt, — nur einen Mann ausgenommen und dieser war Napoleon, welcher durch nichts mehr bewegt werden konnte, weil er allein die Gefahr und zwar längst vorhergesehen. — Marschall Davoust hatte, sei es, um Malmaison zu schützen, sei es, um zu verhindern, daß der Feind an das linke Ufer der Seine gelange, die Brücken Neuilly, St. Cloud und Sèvers verbarrikadiren, und diejenige von St. Denis, von Besons, Chatou und Pecq zerstören lassen. Die Vorkehrungen schützten aber keineswegs Malmaison vor einem Ueberfall, und Gardecavallerieoberst Brak war dahingeeilt, um die Nachricht zu bringen, daß bereits preußische Escadronen sich in der Ebene sehen ließen; — es stünde also sehr zu befürchten, daß man überfallen werde. Aber noch ernstere Befürchtungen hätte man zu hegen Ursache gehabt, wären Blüchers Plane bekannt gewesen, die kennen zu lernen wir bald Gele-

genheit haben werden. General Beker befehligte 3—400 Mann und war entschlossen, Napoleon auf's Aeußerste zu vertheidigen. Zwanzig junge Leute, solche wie de Flahault, La Bédoyère, Gourgaud und Fleury de Chaboulon, waren bereit, bei Vertheidigung des ihrer Ergebenheit anvertrauten Opfers zu sterben. Napoleon lächelte über all diesen Eifer und sagte, daß der Feind kaum erst in die Ebene von St. Denis vorgerückt, die Seine, obgleich gegenwärtig niedrig, nicht leicht zu passiren wäre und die Sache noch lange nicht so stünde, wie seine Getreuen glaubten. In Malmaison sah man Niemand mehr, als Bassano, Lavalette, Rovigo und Bertrand, sowie die Brüder, die Mutter Napoleons, die Königin Hortense und von Zeit zu Zeit einige, mit zerrissenen Kleidern und von Staub und Schmutz bedeckte, der Armee enteilte Officiere, welche Napoleon von dem Marsche des Feindes in Kenntniß setzten und ihn anflehten, sich an ihre Spitze zu stellen. Napoleon hörte sie kaltblütig an, beruhigte sie, dankte ihnen und benützte ihre Mittheilungen. Ohne genau die Stellungen der Verbündeten zu kennen, hatte er aus diesen verschiedenen Rapporten geschlossen, daß der feurige Blücher dem kälteren Wellington um etwa zwei Tagemärsche voraus sei. Mit der gewohnten Sicherheit seines militärischen Scharfblicks sah er sogleich ein, daß man die Verbündeten, vereinzelt, leicht überfallen könnte und durch einen glücklichen Zufall die Gelegenheit fände, welche er bei Waterloo vergeblich gesucht, nämlich: die Feinde getrennt zu schlagen und so das Glück der französischen Waffen wiederherzustellen. Die Aussicht auf einen solchen Triumph, war der letzte Traum des Glückes, den Napoleon träumte;

er stellte sich vor, wie schön es wäre, Frankreich einen solchen Dienst zu leisten, ohne für sich selbst Nutzen zu ziehen und in's Exil zu gehen, nachdem er einen ehrenvollen Frieden geschlossen. Die Krone seinem Sohne zu retten, war Alles, was er für sich von einer solchen, letzten Waffenthat erwartete.

Er erwog dieses große Vorhaben in der Nacht vom 28. auf den 29., als er plötzlich durch die Ankunft von Decrès und Boulay de la Meurthe darin gestört wurde. Merlin war nicht aufzufinden gewesen. Sie kamen noch während der Nacht, um ihm die Intensionen der Exekutiv-Commission auszudrücken. Er empfing sie augenblicklich und auf die Einhändigung des Befehls, welcher den Capitänen der beiden Fregatten vorschrieb, die Anker zu lichten, ohne auf Sicherheitspässe zu warten, erklärte er, er sei bereit, abzureisen, aber er werde vorher noch eine Botschaft an die Exekutiv-Commission gelangen lassen. Er verabschiedete alsdann gepreßten Herzens die beiden alten Diener, welche er nicht mehr wiedersehen sollte.

Mit Tagesanbruch des 29. ließ er seine Pferde satteln, ihnen seine Uniform aufpacken, General Beker zu sich kommen und mit einer Beseeligung, wie sie seit dem 18. Juni nicht mehr an ihm bemerkt worden, setzte er demselben seine Absichten auseinander. — „Der Feind,“ sagte er, „beging einen großen Fehler, der in Betracht der Charaktere der beiden verbündeten Feldherren leicht vorauszusehen war. Er ist in zwei Heersäulen, jede 60,000 Mann stark, vorgerückt, welche eine ziemlich beträchtliche Entfernung zwischen sich gelassen, so daß die eine angegriffen werden kann, ohne daß die andere Zeit hat, herbeizueilen. Dies ist die

einzige Gelegenheit, welche die Vorsehung uns aufbewahrt und es wäre ebenso schuldvoll als thöricht, wollte man dieselbe nicht benützen. Ich erbiete mich, an die Spitze der Armee zu treten, welche bei meinem Anblicke, ihre volle Kraft wiederfinden wird, sich verzweifelt auf den Feind zu stürzen und nachdem ich dessen Verwegenheit bestraft, mein Commando in die Hände der provisorischen Regierung zurückzugeben. — — — Ich verpflichte mich," fügte er hinzu, "als General, Soldat und Bürger, das Commando nicht eine Stunde nach dem gewissen und glänzenden Siege zu behalten, den ich — nicht für mich, sondern für Frankreich — verspreche, zu erringen."

General Beker war ergriffen durch den schönen Ausdruck auf dem Antlitze Napoleons in diesem Augenblicke. Es war das Vertrauen des Genies in dem durch das Unglück verdunkelten Innern, das für einen Moment die Schatten zerstreute. Trotz seines Widerwillens, einen Auftrag zu übernehmen, hinsichtlich dessen Erfolglosigkeit er unmöglich zweifeln konnte, begab er sich — hiezu durch Napoleon gedrängt — sogleich in die Tuilerien, woselbst er die Exekutiv-Commission, welche unter Fouché's Präsidium, der sie fast allein zu bilden schien, den größten Theil der Nacht über Sitzung gehalten, versammelt fand.

General Beker erblickend, frug ihn Fouché mit hastigem Tone, ob er die Nachricht von der Abreise Napoleons bringe. Der General antwortete: Napoleon sei bereit zur Reise, aber er habe geglaubt, der provisorischen Regierung zuvor noch eine letzte Mittheilung machen zu müssen. Fouché vernahm des Generals Bericht mit einem eisigen Schweigen. Als er

geendet, trat auch seitens der Beisitzer eine tiefe Stille ein. Fouché nahm endlich das Wort. Er hatte nur wenige Minuten gehabt, um seine Antwort vorzubereiten. Er hätte die Gewißheit haben können, Frankreich gerettet zu sehen; aber durch die Hand Napoleons wollte er dies nicht. — Um gerecht zu sein, ist jedoch beizufügen, daß, wenig auf Erfolg der militärischen Projekte Napoleons vertrauend, deren Werth zu schätzen er unfähig war, und glaubend, darin nur einen neuen Streich von Dem zu erblicken, den er einen Unheil sinnenden Kopf nannte, befürchtete er, falls diese Projekte scheiterten, das Mißtrauen der feindlichen Generale gerechtfertigt zu sehen, in deren Augen alsdann die Abdankung wirklich als Finte erscheinen mußte und welche, ihren augenblicklichen Verdacht begründet sehend, sich an Paris, wegen der ihnen abermals gelieferten Schlacht nur um so schwerer rächen könnten. — „Warum?“ sagte er hart zu General Beker, „haben Sie einen solchen Auftrag angenommen? — wissen Sie nicht, woran wir sind? Lesen Sie doch die Rapporte der Generale!“ Indem er diese Worte sprach, warf er einen Stoß Briefe auf die Tafel. „Lesen Sie dieselben!“ wiederholte er — „und Sie werden sehen, daß Truppen in Unordnung und zu jedem Widerstande unfähig ankommen und daß es kein anderes Mittel gibt, als einen Waffenstillstand um jeden Preis zu erhalten. Napoleon wird bei diesem Stande der Dinge nichts ändern. Seine abermalige Erscheinung an der Spitze der Armee wird uns Unheil und den Ruin von Paris zuziehen. Er soll abreisen, denn man will seine Person, und in einigen Stunden können wir nicht mehr für deren Sicherheit

verantwortlich sein!» Nicht einer von Fouché's Collegen fügte diesen seinen Worten eine Sylbe bei. Nachdem der Präsident den General noch Einiges über die Personen, welche Napoleon umgaben, gefragt und erfuhr, daß Bassano unter ihnen sich befinde, rief er: er sehe recht gut, woher dieses Ganze rühre. An Letzteren ein Billet richtend, wiederholte er in demselben, daß es die größte Gefahr sei, Napoleon auch nur eine Stunde zurückzuhalten.

General Beker begab sich eilig nach Malmaison zurück und fand Napoleon in Uniform und umgeben von seinen Adjutanten, nur der gehofften Antwort harrend, um zu Pferde zu steigen. Obgleich derselbe nicht erstaunt war über die, welche er erhielt, ward er doch betrübt und einige Augenblicke von Zorn erfüllt. Er beruhigte sich jedoch bald wieder, indem er sah, daß man selbst nicht einen letzten Dienst von ihm annehmen wolle, so groß und vielverheißend derselbe auch gewesen wäre und erinnerte sich an die Opposition seiner Marschälle, als er die in Paris zerstreuten Alliirten hätte erdrücken können. Es war das zweite Mal in fünfzehn Monaten, daß das Glück ihm eine Gelegenheit bot, den Feind zu vernichten; man weigerte sich ihm zu folgen, sei es aus Zweifel, aus Mißtrauen, oder, indem man sich in Bezug auf ihn selbst, irrte. Beim zweiten Male ärntete er die traurige Lehre, daß die Welt seines Genie's müde und entleidet war.

Von nun an dachte er nur daran, sich zu entfernen. Seine Verbannungsgefährten waren gewählt: es waren General Bertrand, der Herzog von Rovigo und General Gourgaud. Druot sollte dabei sein, aber er allein

ward für fähig gehalten, die kaiserliche Garde zu befehligen, wenn Napoleon nicht mehr war; er ward genöthigt, dieses Commando anzunehmen. Napoleon selbst hatte es ihm anbefohlen. Er klage um Druot, sagte er, als das edelste Herz und den besten Geist, den er gekannt; doch zweifle er nicht, ihn einmal in Amerika zu sehen, sowie auch den Grafen Lavalette und noch einige Andere, auf die er zähle. Seine Mutter, seine Brüder und die Königin Hortense sollten dort gleichfalls sich wieder mit ihm vereinigen. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen, entschloß er sich gegen Abend abzureisen. Er hatte wenig daran gedacht, sich pekuniäre Vortheile zu sichern; Lafitte waren vier Millionen in Gold anvertraut, welche durch einen Zufall in einem Armeebagagewagen gerettet worden. Die Königin Hortense wollte, daß er ein Diamanten-Collier annehme, damit er immer eine disponible und leicht zu verbergende Hilfe zur Hand habe. Er verweigerte dieses Anfangs, indessen auf ihr unter Thränen dringendes Bitten, erlaubte er ihr, diese Diamanten in seinen Kleidern zu verbergen, dann seine Mutter, seine Brüder, die Königin Hortense und seine Generale umarmend, stieg er um fünf Uhr in den Wagen (den 29. Juli 1815) Jedermann, bis zu den Gardesoldaten herab in Thränen zerfließend, zurücklassend. — Er wandte sich, um Paris zu vermeiden, gegen Rambouillet, des Paris, in welches er fünfundzwanzig Jahre später, — in einem Leichenwagen wieder einziehen sollte, — zurückgeführt in das Hôtel der Invaliden durch einen König des orleansischen Hauses, welcher selbst nicht mehr in den Tuilerien weilt, in dem Augenblicke, in dem ich diese Geschichte

beende. So rasch folgen sich die Bewohner dieses Palastes in dem stürmischen Jahrhundert, in welchem wir leben!

Während Napoleon auf dem Wege war, Frankreich, wo seine vorübergehende Erscheinung so unheilbringend gewesen, zu verlassen, wurde der Exekutiv-Commission und den beiden Kammern seine Abreise gemeldet. In derjenigen der Repräsentanten, in welcher kein Zweifel mehr herrschte, bezüglich Dessen, was man von der Abdankung zu hoffen hatte, folgte der Verlesung dieser Botschaft ein schmerzliches Ergriffensein; man fühlte wohl, daß Napoleon für immer schied und man bald sein Schicksal theilen würde, die Einen durch Vergessenheit im Exil, die Andern durch Todesstrafe. — Befreit von jenem unbequemen Nachbar, setzte Fouché mit größerer Thätigkeit denn je, seine Verbindungen fort, aus welchen er Intriguen spann, statt eine große und loyale Unterhandlung einzuleiten zu Gunsten Frankreichs und der in unseren verschiedenen Revolutionen compromittirten Männer. Er hatte eine doppelte Aufgabe: zu unterhandeln mit Ludwig dem XVIII. und den Chefs der Coalition — und da dies Zeit erforderte, einstweilen einen Waffenstillstand zu erhalten zu suchen, welcher ihm Muße zum Parlamentiren gab. Nicht zufrieden mit Vitrolles, der beauftragt war, mit den Royalisten zu unterhandeln, mit General Tromelin, welcher die Mission erhalten, die Beziehungen zu Wellington festzustellen, wählte er noch einen anderen Agenten, um mit dem brittischen Generalissimus sich zu besprechen. Dieser war ein sehr rühriger Italiener, Namens Macirone, welcher aus einem Römer ein Neapolitaner, hierauf

Engländer geworden und Murat einst als Vermittler gedient, als dieser sich der Coalition angeschlossen. Seit dessen Catastrophe sich in Paris aufhaltend und von Fouché gekannt, war er ein bequemer Agent, um durch die feindlichen Vorposten zum englischen Lager geschickt zu werden. Fouché sandte ihn dahin, um genau zu erfahren, was Wellington hinsichtlich der französischen Regierung und eines Waffenstillstandes beabsichtige. Zu gleicher Zeit ließ er nach allen Seiten hin den Unterhändlern die Abreise Napoleons bekannt geben, damit sie bezeugen konnten, daß dieselbe keine Finte sei sowie zu vermeiden, daß der Erfolg der Unterhandlungen nicht mehr von der Auslieferung seiner Person abhängen könne.

Man hat gesehen, daß die ersten Unterhändler, nachdem sie auf dem Wege nach Laon mit den preußischen Officieren conferirt, sich dem Rheine zugewandt, um mit den Herrschern selbst den Frieden einzuleiten. — Ihr Hauptauftrag bestand darin, den Marsch des Feindes, wenn irgend möglich, aufzuhalten. — Von jetzt an aber war die erste Aufgabe die, sich mit dem Herzoge von Wellington in's Vernehmen zu setzen, denn Blücher, wiewohl aufrichtig, patriotisch und eifrig, heldenmüthiger Krieger, aber über alle Maßen heftig, besaß weder das Geheimniß, noch das Vertrauen der Coalition und obgleich er den Sieg bei Waterloo durch seine unerschütterliche Hingebung an die allgemeine Sache entschieden, so hatte er doch die Wichtigkeit nicht, welche im Allgemeinen mehr der kalten Besonnenheit, als dem Ruhme entspringt. Die zur Erhaltung eines Waffenstillstandes ernannten Commissäre: Boissy, d'Anglas, de Flaugergues, de La

Besnardière, die Generale Andréossy und Valence wandten sich zuerst gegen die preußischen Vorposten, da die englische Armee noch zu weit zurück war. Sie wurden von de Nostiz sehr höflich empfangen und von Posten zu Posten geführt, ohne Marschall Blücher zu begegnen; sei es, daß er sie nicht empfangen wollte, oder, daß es schwer war, sich ihm zu nähern. — Nach verschiedenem Kommen und Gehen rieth ihnen de Nostiz selbst, den Herzog von Wellington aufzusuchen. Dieser befand sich in Gonesse. — Es war weise, sich zu ihm zu begeben, denn er war der einzige fähige Kopf, in unsere Revolution wohlthätig einzugreifen. — Seine Bemühungen beim Congresse zu Wien und am Hofe zu Gand gingen dahin: Ludwig den XVIII., frei von seinen Prinzen, mit einem verantwortlichen Ministerium einzusetzen, d. h. mit Männern, welche einer einheitlichen Regierung zustrebten, und sollte ein Opfer fallen, so sollte es der Günstling Elacas sein. Aber nicht der Sturz des Günstlings allein, konnte genügen, sondern, — und hierin stimmten ihm sowohl die aufgeklärteren Emigranten, als auch der Fürst Metternich und die Grafen von Nesselrode und Pozzo di Borgo bei, — es mußten auch die besorgten Käufer der Nationalgüter, sowie das hinsichtlich der Steuern und des Feudalrechtes aufgebrachte Landvolk beruhigt und schließlich die Sache der Bourbonen von der der Fremdmächte geschieden werden. — Was den Hof von Gand selbst betrifft, so wird derselbe hauptsächlich und hinlänglich dadurch charakterisirt, daß dort Fouché in hoher Gunst stand und man ihm dieselben Verdienste in Paris, wie Talleyrand in Wien, um den Sturz Napoleons bei-

maß. Dies bewirkten vorzugsweise die Briefe Vitrolles's. — Zu eben der Zeit, als die Souveraine Wien verlassen, um sich an die Spitze ihrer Armee zu begeben, war Talleyrand nach Brüssel gereist. Wellington rieth dem Könige, daß er sich in allen Dingen nach Talleyrands Ansichten richten solle, ausgenommen darin, daß er durch die Schweiz, von Osten her in Frankreich einzöge.

Obige Rathschläge und Meinungen, mit der ganzen Autorität des Siegers von Waterloo gegeben, war der Herzog von Wellington wieder an die Spitze seiner Armee geeilt. In der Nähe von Paris angelangt, hatte er Blücher, ebenso wie die Bourbonen und Emigranten für seine Ansicht zu stimmen gesucht. Es war ihm berichtet worden, daß Blücher sich der Person Napoleons bemächtigen wolle und — wie man sagte — die Welt von ihm befreien; — worauf Wellington sogleich ein Schreiben an ihn abgehen lassen, welches bei der Nachwelt ihm zur Grundlage seines hauptsächlichsten Ruhmes dienen wird. — „Die Person Napoleons," schrieb er im Wesentlichen, „gehört weder Ihnen noch mir, sondern unsern Souveränen, welche im Namen Europa's darüber verfügen werden. Wenn sie zufällig eines Henkers bedürfen sollten, würde ich sie bitten, einen andern als mich zu wählen und ich rathe Ihnen, Ihres Rufes halber, meinem Beispiele zu folgen." — Die Abreise Napoleons, von welcher ihm noch keine Kunde zugekommen, hatte bereits alle Schwierigkeiten beseitigt. Der Herzog war von nun an damit beschäftigt, im Vereine mit Blücher, die militärischen Operationen vor den Mauern von Paris, festzustellen. — 120,000 Mann waren wenig,

um vor der Hauptstadt die französische Armee zu bewältigen. Das rechte Ufer der Seine, als das sich zuerst Darbietende, fand sich stark, mittelst Verschanzungen, gedeckt, das linke, nur mittelmäßig, aber man mußte den Fluß passiren, um eine zweckdienliche Operation zu unternehmen. Man konnte die Vertheidiger der Hauptstadt auf nicht weniger als 90,000 schätzen; es war mithin eine eigenthümliche Verwegenheit zu behaupten, Paris gewaltsam wegnehmen zu können. Unterhandeln, wäre sowohl militärisch als politisch besser gewesen; man hätte den doppelten Vortheil gehabt, den Erfolg von Waterloo nicht auf's Spiel zu setzen und die Aufregung in Paris nicht zu vermehren. Wellington konnte schon Anfangs nicht umhin, also zu denken; aber Marschall Blücher war nicht derselben Ansicht; er wollte im Jahre 1815 wie 1814 den Ruhm haben, in Paris und zwar zuerst einzuziehen, sowie auch den Vortheil, für seine Armee bedeutende Contributionen einzutreiben, vielleicht noch mehr, wenn es vorher zu einem Kampfe gekommen.

Dies war die Lage der Dinge in Gand und im Hauptquartier der verbündeten Heere, als unsere Commissäre, einige Meilen von Paris entfernt, sich am Morgen des 29. Juni mit Wellington besprachen. — Derselbe schien Anfangs an der Wahrheit von Napoleons Abdankung zu zweifeln und verlangte die Auslieferung seiner Person, über welche alsdann Europa verfügen werde. Auf die Antwort der Commissäre, daß Napoleon jetzt wahrscheinlich schon nach Rochefort abgereist sein müsse, entgegnete er: nach ihm bleibe noch seine Partei, vor deren Gewaltthätigkeit weder Frankreich noch Europa Ruhe zu hoffen hätte. — Wellington trug Sorge,

mehrmals zu wiederholen, daß Europa nicht beabsichtige, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen. Er gab den freundschaftlichen, aber deßhalb nicht minder bestimmten Rath: die Bourbonen anzunehmen. — Die Repräsentanten der Exekutiv-Commission widersetzten sich der Rückkehr der Bourbonen nicht; einige waren sogar sehr günstig für dieselben gestimmt, — nur über die Bedingungen, unter welchen jene erfolgen sollte, verbreiteten sie sich. Wellington antwortete ihnen hierauf: man solle doch dem Könige nicht die Demüthigung widerfahren lassen, ihm Bedingungen aufzulegen; man solle der Charte von 1814 vertrauen, — mit dieser könne man frei sein, vorausgesetzt, daß man sich ihrer zu bedienen wisse; was voriges Jahr gefehlt, sei ein Ministerium gewesen — eines, und unabhängig. Ludwig XVIII. habe förmlich versprochen ein solches zu bilden; man werde hierin und in anderen Dingen erhalten, was vernünftiger Weise gefordert werden könne.

Flaugergues, ein Mann von Geist und entschieden freisinniger Richtung, entgegnete: er zweifle daran, daß es gelingen werde, die Kammern zur Annahme der Bourbonen ohne Bedingungen zu bewegen und bestand auf einer Aenderung der Charte, einer bezüglich der Initiative der Kammern lebhaft gewünschten Aenderung. Wellington versprach, bezüglich dieser Concession Ludwig dem XVIII. Vorstellungen zu machen und verschob ein Weiteres auf den nächsten Tag. Bevor man sich trennte, wurde noch die Frage aufgeworfen, ob ein anderer Prinz des Hauses Bourbon, als Ludwig der XVIII. (man bezeichnete, ohne ihn zu nennen, den Herzog von Orleans) Chancen hätte, von

den vereinigten Herrschern angenommen zu werden? Wellington antwortete: er glaube und werde sich bei der nächsten Zusammenkunft darüber aussprechen.

Der Herzog suchte noch am selben Tage in einer Unterredung, Marschall Blücher seinen Ansichten geneigt zu machen und conferirte in der Nacht und am nächsten Tage abermals mit den Commissären, welche in der Zwischenzeit die sichere Nachricht von Napoleons Abreise erhalten hatten, während dem Herzoge hinwieder wichtige Depeschen von dem Hofe zu Gand zugegangen waren. Die englische Garde hatte die Festung Cambray eingenommen, Ludwig der XVIII. war, von Talleyrand begleitet, daselbst eingezogen und von ihm sofort die Deklaration vom 28. Juni, genannt von Cambray, erlassen worden. In dieser Akte sprach Ludwig der XVIII. aus, daß, da ein Thor seines Königreiches für ihn offen sei, er herbeieile, um sich zum zweiten Male zwischen Europa und Frankreich zu stellen; dies wäre die einzige Art, in welcher er sich am Kriege betheiligen wolle, denn er habe den Prinzen seiner Familie verboten, in den Reihen der Fremden zu erscheinen. Bei seinem ersten Einzuge in Frankreich habe er heftig erregte Leidenschaften gefunden, er habe gesucht, sie zu mäßigen; indem er die Stellung eines Vermittlers und Schiedsrichters angenommen, in Mitte von Schwierigkeiten jeder Art, habe seine Regierung leicht Fehler begehen können, aber die Erfahrung sei nicht verloren; er habe die Charte gegeben und werde dieselbe aufrecht erhalten, ja selbst jede Garantie hinzufügen, welche die Wohlthat derselben sichern könne, unter den Garantieen bilde ein ein-

heitliches Ministerium die größte, welche er anzubieten vermöge; — man habe von der Wiederherstellung der Zehenten und Feudalrechte, ja selbst von einem Angriff auf die Unverletzlichkeit der Nationalkäufe gesprochen, — dies wären von dem gemeinschaftlichen Feinde unwürdig erfundene Verläumdungen, um daraus Nutzen zu ziehen. Es genüge ja nur, die Charte zu lesen, um die Gewißheit zu erlangen, daß etwas Derartiges nie zu fürchten sei; — daß endlich, indem er in Mitte seiner Unterthanen zurückkehre, von denen er so viele Proben der Zuneigung und Treue erhalten, er alles während der letzten Revolution Geschehene vergessen wolle, daß indessen ein Verrath, von dem die Annalen der Weltgeschichte kein Beispiel enthielten begangen worden sei und dieser habe französisches Blut vergossen und zum Zweitenmale die Fremden in das Herz des Landes geführt; daß die Würde des Thrones, die Ruhe Europa's nicht erlaubten, denselben ungestraft zu lassen, — und daß die, des jüngsten schrecklichen Drama's Schuldigen von den Kammern für die Rache des Gesetzes bezeichnet werden würden.

Dieser Erlaß war von Ludwig dem XVIII. und Talleyrand unterzeichnet.

Die beiden Thatsachen, die Abreise Napoleons und der Erlaß Ludwigs des XVIII. mußten die Aufgabe des Herzogs von Wellington sowie auch der Commissäre vereinfachen. — Die Idee von einer Uebertragung der Krone an Napoleon den II. schien nicht im Geringsten eine ernstliche Berathung zu verdienen. Deßhalb hatte der Herzog den Commissären gegenüber nur noch die Frage bezüglich eines andern bourboni-

schen Prinzen, als Ludwig den XVIII., zu besprechen. Ohne irgend eine Persönlichkeit zu bezeichnen, stellte er die Behauptung auf, daß für die Ruhe Europa's und Frankreichs, ein Fürst, dessen Rechte nicht bestritten werden könnten, ungleich besser sei, als ein außer der regelmäßigen Nachfolge herbeigerufener; — ein solcher wäre ganz gewiß unruhig, unternehmend, nach glänzenden Thaten begierig und dies wären keine wünschenswerthen Eigenschaften, selbst auch nicht für Frankreich, dessen Politik alsdann nicht die nöthige Ruhe und Besonnenheit haben würde. Er erklärte übrigens über diesen Gegenstand keine bestimmten Instruktionen zu haben, fügte jedoch hinzu, daß in jedem Falle, wenn Frankreich durchaus auf Napoleon dem II. oder einem andern Gliede der Familie Bourbon bestehe, Europa genöthigt sein werde, größere Garantieen zu verlangen, wie z. B. die ständige Besetzung einiger Festungen. — Dies hieß indirekt, aber nichtsdestoweniger bestimmt, jede andere Wahl als die Ludwigs des XVIII. ausschließen. Wellington zeigte hierauf den Erlaß von Cambray und suchte die Vortheile, welche derselbe enthielt, geltend zu machen. Die Repräsentanten der provisorischen Regierung erhoben nur zwei Einwürfe, — den einen, Betreffs der Beschränkung allgemeinen Vergessens hinsichtlich gewisser jüngster Handlungen und Meinungen, — den anderen, bezüglich der Zusammenberufung der Kammern. Die Beschränkung des allgemeinen Vergessens anlangend, fürchteten sie: dieselbe möchte auf die alten Königsmörder Anwendung finden, welche man unter dem Vorwande einer Conspiration zu Gunsten Napoleons alsdann verfolgte und viel edles Blut vergösse. Doch beruhigten

sie sich wieder auf die von Wellington gegebene Zusicherung: diese seien so wenig bedroht, daß der König Fouché zum Minister anzunehmen beabsichtige. Der englische Generalissimus verbarg jedoch hiebei einen Hintergedanken, welcher seinem verständigen und loyalen Charakter nicht anstand; er theilte zwar nicht aus blindem Hasse, sondern aus Berechnung, die unter den vereinigten Chefs herrschende Meinung, daß man die einer vergangenen Conspiration für schuldig gehaltene und auch in Zukunft abermals dessen für fähig erachtete Armee, durch einige eclatante Strafbeispiele einschüchtern müsse.

Die zweite Einwendung der Commissäre bezog sich auf die Zusammenberufung der Kammern. Der Erlaß von Cambray äußerte, daß man diesen das Recht gebe, die von dem allgemeinen Vergessen Ausgenommenen zu bezeichnen. Hieraus schien die Zusammenberufung neuer Kammern hervorzugehen und die Commissäre wünschten, daß man, gleichwie im Jahre 1814, die bestehenden aufrecht erhalte, weil dies ein Mittel wäre, dieselben günstiger zu stimmen. Wellington nahm diese Einwürfe als sehr der Beachtung werth an, und machte sich verbindlich, an Talleyrand zu schreiben, um hierüber Modificationen zu erhalten.

Nachdem die Punkte besprochen, erklärte der Herzog, daß ein Waffenstillstand nur unter folgenden Bedingungen statthaben könne: die französische Armee müsse aus Paris entfernt und den Engländern und Preußen wenigstens die äußern Werke eingeräumt werden. Der Dienst im Innern der Stadt sei der Nationalgarde zu übertragen, unter deren Schutz sich

die politischen Erfolge, welche man wünschte, gestalten sollten. — Ohne sich ganz klar über die Veränderung der Regierung auszusprechen, wünschte Wellington den Anschein einer Einmischung der fremden Truppen zu vermeiden und nahm, wenn die französische Armee sich bis jenseits der Loire zurückgezogen, keine andere Intervention als die der Nationalgarde von Paris an. — Mit aller Autorität seines Charakters und seiner Stellung hatte er dem ungestümmen Blücher gesagt, man müsse alle eitle Ruhmsucht, als Triumphatoren in Paris einzuziehen, bei Seite lassen, und das Nützlichere dem Schmeichelhaften vorziehen; die Stadt mit Gewalt einzunehmen sei sehr zweifelhaft; je mehr man Frankreich demüthige, desto mehr compromittire man die Zukunft der Regierung, deren Dauer von allgemeinem Interesse sei; — es wäre hundertmal besser: außerhalb Paris einer friedlichen Beendigung der Revolution durch die Nationalgarde anzuwohnen, als eine solche durch einen Sturm aufs Neue hervorzurufen. — Wellington ließ die Commissäre von einigen Briefen Metternich's und Nesselrode's wissen — datirt vom 26. Juni und nach Napoleons Abdankung geschrieben — in welchen diese Minister den verbündeten Generalen anempfehlen: keine Autorität — fingirt oder nicht — die auf den gestürzten Kaiser folge, anzuerkennen und nur dann die militärischen Operationen ruhen zu lassen, wenn sie in Paris eingezogen und daselbst Herren wären, um die den Mächten einzig annehmbare Regierung einzusetzen. Folglich konnte durch die Ankunft der Herrscher selbst, nichts Anderes gewonnen werden. Von Abtretung der Festungen war nicht mehr nöthig weiter zu sprechen, da man ja Paris selbst

wollte. Wellington beauftragte die Commissäre: der provisorischen Regierung mitzutheilen, daß man keine Hoffnungen, je andere Bedingungen zu erlangen, hegen solle. Das Gleiche wiederholte er Macirone und allen geheimen Agenten Fouché's. Diesen selbst anlangend, äußerte er sich dahin, daß die Bourbonen nichts mehr wünschten, als ihm verpflichtet zu sein und ihre Dankbarkeit zu bethätigen. Talleyrand wäre seither der Mann für die äußeren, Fouché für die inneren Angelegenheiten gewesen und beide würden als die Retter der Monarchie behandelt werden.

Während sich diese Dinge im Hauptquartiere des Herzogs von Wellington ereigneten, hinderte Marschall Blücher, unzufrieden über die Unterhandlungen, von welchen er gewissermaßen ausgeschlossen worden und welche ihn überdies noch abhielten, als Sieger in Paris einzuziehen, so sehr die Communicationen unserer Abgesandten, daß diese die größte Mühe hatten, Fouché das Resultat ihrer Unterredungen mit Wellington mitzutheilen und neue Instruktionen zu holen. Dabei blieb aber der Marschall nicht stehen und während er die Unterhandlungen, so viel an ihm lag, erschwerte, versuchte er den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen, indem er sich auf das linke Ufer der Seine begab. Er hatte zu diesem Zwecke seine Cavallerie streifen lassen, um wegnehmbare Brücken zu suchen. Diejenigen von Sèvres, von St. Cloud und Neuilly waren mit Vertheidigungswerken versehen, die von Bessons und Chaton, verbrannt. Die von Pecq, welche nach den Befehlen des Marschalls Davoust ebenfalls hätte zerstört werden sollen, ward es unglücklicherweise nicht, Dank dem Widerstande einiger Bewohner von

St. Germain, von denen Einige durch Lokalinteressen, Andere durch eine schuldvolle Parteinahme dagegen waren. Die preußische Reiterei passirte St. Germain und begab sich nach Versailles; sie lief hiebei, wie man bald sehen wird, Gefahr, aber der Uebergang der Seine war erobert und Paris auf seinem linken Ufer, d. h. auf seiner schwächsten Seite, bedroht.

In Paris harrte man unterdessen ungeduldig auf das Resultat der Waffenstillstands-Unterhandlungen. Fouché vermuthete wohl, wie diese ausfallen dürften, denn General Tromelin und Macirone war es gelungen, durch die Posten zu kommen und hatten ihm mitgetheilt, was der brittische General wohl verlangen werde. Da aber die Curiere der Waffenstillstands-Unterhändler noch nicht in Paris einzutreffen vermocht, wußte er nichts Offizielles und benützte dies, um den Kammern gegenüber von Allem zu schweigen. Allein durch sein Zögern in diesen, wie in noch so manchen anderen Punkten, machte er sich den Parteien endlich verdächtig, weßhalb er für gerathen hielt, sich Marschall Davoust's zu bedienen, dessen Geradheit keinen Zweifel zuließ, um zu erklären, es sei nicht möglich, dem Feinde die Spitze zu bieten und aus diesem Grunde die unbedingte Wiederherstellung der Bourbonen unvermeidlich. Aber anstatt wenigstens hierin offen und redlich zu Werke zu gehen, benützte er alle Arten von Schlichen und schickte unabläßig de Vitrolles, um ihn unter der Hand zur erwünschten Erklärung zu veranlassen. — Es war dies nicht die Art, zu reussiren, ja man setzte sich Einwürfen aus, die Alles compromittiren konnten. In der That, die öftere Anwesen-

heit Vitrolles bei Davoust rief einen Zwischenfall hervor, der sehr unangenehme Consequenzen herbeiführen konnte.

Die Versammlung hatte, wie man gesehen, Repräsentanten an unsere Armee gesandt, um derselben Proclamationen zu überbringen und sie über Napoleon des I. Abreise durch die Versicherung, daß man für Napoleon den II. arbeite, zu trösten. Diese Repräsentanten, sich in's Hauptquartier zu Marschall Davoust nach Villette begebend, waren daselbst de Vitrolles begegnet, und sehr erstaunt, an einem solchen Orte einen so bekannten Royalisten zu treffen, den man in Vincennes geglaubt; sie hatten eine Unterredung mit ihm, welche bald in einen heftigen Wortwechsel überging. Dem Marschall, der sie schlecht empfangen, ihr Erstaunen über Vitrolles Gegenwart ausdrückend, waren sie sogleich zur Inspicirung der Truppen geschritten und hatten lebhaften Beifall geärntet, als sie von Napoleon dem II. gesprochen. Alsdann waren sie zurückgekehrt, hatten den Kammern ihren Rapport abgestattet und diese mit Mißtrauen erfüllt. Im ersten Momente hatten sie daran gedacht, die Exekutiv-Commission als auf offenem Verrathe ertappt, zu denunziren, aber, das Aufsehen scheuend, sich darauf beschränkt: von einer unsichtbaren Hand zu sprechen, welche die Vertheidigung lähme und die Sicherheit der Hauptstadt bedrohe. Als sie berichtet, wie die erschöpfte Armee sich nur bei dem Namen Napoleons des II. wieder aufgerichtet, hatten mehrere Repräsentanten gerufen: „Machen wir es, wie sie und rufen wir: „„Es lebe Napoleon der Zweite:““ Die ganze Versammlung war aufgestanden und hatte auf

diese Weise ihre Verpflichtungen gegen die kaiserliche Dynastie in der Person des gefangenen Kindes erneuert. In der Exekutiv-Commission hatte man sich klarer ausgesprochen und das Vorkommniß zu Villette, war Gegenstand einer der heftigsten Scenen geworden. Der durch die Umstände sehr aufgeregte Carnot hatte Fouché über den Vorgang in Villette zur Rede gestellt und geradezu gefragt, weßhalb de Vitrolles sich dort befunden, was er daselbst gethan, wer ihm die Freiheit und aus welchen Gründen gegeben? Fouché, dessen Blut nicht oft kochte, war diesmal auch seinerseits hitzig geworden. „Gegen wen eifern Sie?" entgegnete er, „warum messen Sie die Schuld von der Schwierigkeit der Umstände Jedermann bei? — Wenn Sie Ihre Kaltblütigkeit nicht bewahren können und Jemanden brauchen, um mit ihm zu streiten, so greifen Sie Marschall Davoust an der Spitze seiner Truppen an und werden an ihm sicher einen Mann finden, mit dem Sie sprechen können. Wenn Sie mir übel wollen, so klagen Sie mich vor den Kammern an und ich werde Ihnen antworten." Diese lebhafte Entgegnung hatte Carnot nicht nur nicht zufrieden gestellt, sondern noch mehr gereizt. Er litt, wie seine Collegen, unter der Gewalt der Umstände und der schiefen Stellung, in welche sie gerathen.

So zögernd auch Fouché hätte gerne zu Werke gehen mögen, so hatte er doch die Nothwendigkeit eingesehen, aus der gefährlichen Lage sich zu befreien, welche er zwischen den feindlichen Armeen einerseits — bereit Paris anzugreifen — und der Repräsentantenkammer anderseits — bereit aus ihrer Niedergeschlagenheit zu den thörichsten Beschlüssen überzu-

gehen —, einzunehmen begonnen. Sich entschließend, eine ernste Conferenz mit den Militär-Chefs zu halten, war eine solche von ihm zu dem besondern Zwecke angeordnet worden, sie zu drängen, sich über die wichtigste Frage des Augenblickes zu erklären, nämlich: konnte man, oder konnte man nicht Paris vertheidigen? Wenn man es konnte, — mußte man sich schlagen; konnte man es nicht, — sich ergeben.

Trotzdem sich die Umstände in mancher Beziehung gebessert hatten, so war doch gerade dadurch die von Fouché ersonnene Lösung der Dinge schwieriger geworden. Man hatte auf die beunruhigenden Rapporte des Marschalls Grouchy hin, geglaubt, die sich nach Paris zurückziehende Armee wäre unfähig, Paris zu decken, als man dieselbe aber sah, erhielt man eine bessere Meinung. Das Corps von Vandamme, — ehemals das von Grouchy — war in Zahl und Ausrüstung vollständig und, trostlos darüber, bei Waterloo nicht gegenwärtig gewesen zu sein, verlangte es darnach, sein Blut vor den Mauern der Hauptstadt zu vergießen. Die von Waterloo zurückgekehrten, weniger gut adjustirten Truppen hatten nichtsdestoweniger ihre Zusammengehörigkeit, sowie ihren Eifer wiedererlangt. Diese beiden Massen bildeten nach Abzug einiger auf dem Rückzuge noch erlittenen Verluste, ein Heer von 58,000 Mann, welchem an Tüchtigkeit und Energie kein anderes gleich kam. Beim Namen Napoleons des II. geriethen sie in Gährung, aber wer auch künftig ihr Herrscher werden sollte, beim Anblicke der Engländer und Preußen, in wahre Wuth. Man hatte an den sich nach Paris zurückziehenden Depots ungefähr 12,000, wodurch die ver-

fügbaren Linientruppen auf 70,000 Mann gebracht wurden. Unter dem Namen „Tirailleurs der Nationalgarde“ waren beiläufig 6000 Föderirte bewaffnet worden, und würde ein ungerechtes Mißtrauen die Regierung nicht abgehalten haben, so wäre es leicht gewesen 15,000 Mann zu bewaffnen. Man konnte für den Artilleriedienst auf einige tausend Kanoniere der Marine, der Veteranen und der Kriegsschüler rechnen; es war mithin keineswegs unmöglich 90,000 Mann vor der Hauptstadt zu versammeln, von welchen 70,000 vollkommen mobile waren, um, je nach Umständen, auf dem einen oder dem andern Ufer der Seine verwendet zu werden. Sicher hätte mit solchen Streitkräften und in solcher Position Napoleon entweder einer der feindlichen Armeen oder beiden ein schlimmes Loos bereitet, und selbst ohne ihn, würde ein so erfahrener Mann, wie Marschall Davoust längere Zeit haben Widerstand leisten können.

Marschall Davoust hatte auf dem rechten Ufer der Seine die von Waterloo gekommenen Truppen und auf dem linken, Vandamme mit dem ehemaligen Corps von Grouchy, dagegen auf dem Marsfelde, die kaiserliche Garde, mit einer Schiffbrücke, in der Nähe der verbarrikardirten Brücke von Jena postirt, um die Bewegungen von einem zum andern Ufer zu erleichtern. — Auf den Höhen von Auteuil hatte er Geschütze schweren Kalibers abprotzen lassen, um die Ebene von Grenele, im Falle der Feind, auf dem linken Ufer operirend, angreifen würde, zu bestreichen.

Die Preußen hatten, wie wir gehört, die Brücke von St. Germain weggenommen und wollten auf dem linken mit 60,000 Mann operiren, während die Eng-

länder das rechte Ufer mit 50,000 bedrohten. Rasche Märsche, einige Gefechte, die Besetzung mehrerer Punkte im Rücken, waren Ursache, daß die beiden Armeen auf 110,000 Mann reduzirt worden. Wenn man nun aber noch in Betracht zieht, daß außer den oben angeführten Punkten auch noch unsere Höhen von Montmartre, Belleville und Charone in einem vollkommenen Vertheidigungszustande sich befanden, so möchte, auch wenn die Annäherung von Villette und Chapelle, sowie bei den Landungsplätzen des Canals von St. Denis nicht genügend gedeckt war, dennoch mit Sicherheit behauptet werden können, daß man den beiden feindlichen Armeen Widerstand zu leisten im Stande gewesen wäre. Aber waren — ohne Napoleon — auch Chancen vorhanden, 200,000 von Osten anrückende Feinde zu schlagen, von welchen bereits ein Corps von 50,000 unter Marschall Wrede nur noch vier oder fünf Tagereisen von Paris entfernt stund? — Davoust erwog dies wohl. Als General wäre er bereit gewesen, eine Schlacht zu liefern; aber als Bürger bedachte er die Nachtheile einer solchen, auch wenn sie gewonnen würde.

Dies war die Stimmung des Marschalls, als er am Morgen des 1. Juli eine Einladung Fouché's erhielt, in der Sitzung der Exekutiv-Commission zu erscheinen, um über die Frage eines allenfallsigen Widerstandes zu deliberiren. — Davoust, den Herzog von Otranto behandelnd, wie dieser seine Collegen, nämlich mit einer gewissen Geringschätzung, beeilte sich keineswegs, einer Sitzung anzuwohnen, wo er wenig Freimüthigkeit und Wahrhaftigkeit zu finden vorhersah. Ueberdies, da er sein Hauptquartier zu Mont-

rouge hatte, war er eben noch beschäftigt, seine Truppen aufzustellen, deren Vertheilungen auf die verschiedenen Punkte, wo sie sich schlagen sollten, zu überwachen und mehr darauf bedacht, den Morgen dazu zu verwenden, seiner Pflicht als Generalchef nachzukommen, als derjenigen eines Mitgliedes der Regierung. Da die Exekutiv-Commission sah, daß der Marschall sich so wenig angelegen sein ließ, dem Rufe Fouché's Folge zu leisten, richtete dieselbe als Corporation die Einladung an ihn und zwar mit dem Bemerken, sich ungesäumt zu ihr zu begeben. Jetzt erst verfügte er sich dahin; es war dies am Nachmittage. Man hatte außer der Exekutiv-Commission, die Minister, die Bureau's der beiden Kammern, Marschall Masséna, Commandant der Nationalgarde von Paris, Marschall Soult, Marschall Lefebvre, die Generale Evain, Decaux und de Ponthon — diese letzteren mit dem Artillerie- und Genie-Wesen betraut, — zusammenberufen. Marschall Ney, dessen Worte in der Pairskammer die Autorität zu sehr comprimmittirt hatten, ward nicht zugezogen.

Als die Versammlung vollzählig war, brachte der Herzog von Otranto den Gegenstand, welcher die gegenwärtige Vereinigung bezweckt, sofort zur Sprache und ohne das Resultat der, durch Boissy d'Anglas, Valence, Andréossy, de Flaugergues und de La Besnardière in dem Hauptquartiere des Herzogs von Wellington gepflogene Unterhandlung vollständig mitzutheilen, verbarg er dennoch nicht, daß die feindlichen Heerführer jeden Augenblick drohender würden, daß sie keine Neigung zeigten, einen Waffenstillstand zu unterzeichnen, bevor man ihnen nicht Paris, d. h. Sitz

der Regierung übergebe, um alsdann thun zu können, was ihnen beliebe. Es bedurfte sowohl einer nur geringen Auseinandersetzung, als auch Einsicht, um zu begreifen, daß es sich für den Feind nicht darum handle, Paris dem Feuer und dem Schwerte auszusetzen, sondern lediglich darin einen Umsturz zu bewirken.

Nach dieser kurzen Darlegung der Frage erwartete Fouché, daß man das Wort ergreife; aber Niemand erhob sich. Fouché rief endlich selbst die Kundgebungen der Ansichten hervor, besonders bei denjenigen Gliedern der Repräsentantenkammer, von welchen er wünschte, daß sie sich compromittiren möchten. Er interpellirte namentlich Clement de Doubs, einen aufrichtigen und angesehenen Mann. Dieser erklärte, daß die Frage eine rein militärische sei, folglich allein den Armeechefs zustände und es schien, als wollte er den berühmten Marschall Masséna auffordern, seine Meinung kundzugeben. Der unsterbliche Vertheidiger von Genua, welcher mit Betrübniß im Jahre 1814 die Bourbonen und mit noch größerer im Jahre 1815 Napoleon hatte zurückkehren sehen, fühlte sehr gut das Mißliche der gegenwärtigen Lage und wenn er an den Angelegenheiten sich noch hätte betheiligen wollen, würde er zweifelsohne gerathen haben, den kürzesten und geradesten Weg zur Erlangung eines endlichen Resultates zu wählen, nämlich: die Wiederherstellung der Bourbonen. — Er antwortete mit einer mehr durch die Entmuthigung, als durch seine Kränklichkeit geschwächten Stimme: er wisse aus Erfahrung, wie sehr lange eine große Stadt, einem mächtigen Feinde zu widerstehen vermöge; aber er kenne die um Paris

her vereinigten Kräfte nicht und sei folglich auch nicht im Stande, sich über den fraglichen Gegenstand auszusprechen.

Diese Antwort nöthigte Marschall Davoust, sowohl als Kriegsminister, wie als mit der Vertheidigung von Paris betrauter Armee-Chef, sich zu erheben. Er gab seine Erklärung barsch und mit einer Art beißender Laune sowie keineswegs verhehlend, daß diese Laune sich gegen die winkelzügige Politik richte, welche, anstatt einfach die Situation zu entwirren, sie gleichsam mit Lust nur noch mehr verwickle. Was verlange man von ihm? — wolle man wissen, ob es möglich sei, eine Schlacht vor Paris zu liefern? Er bestätige, daß viele Chancen zu siegen vorhanden wären und er bereit sei, sich energisch und vertrauensvoll zu schlagen. Er gab als Mann vom Fach hiefür Gründe an, welche bewiesen, daß er Alles, bis auf das Genaueste, kannte. Seine Rede äußerte auf die Anwohnenden eine bedeutende Wirkung. „Wenn es sich," fügte er hinzu, „nur um die Möglichkeit handelt, eine Schlacht zu liefern und zu gewinnen, so erkläre ich, daß ich bereit bin, eine solche zu schlagen und daß ich zu siegen hoffe. Ich will alle Diejenigen Lügen strafen, welche verbreiten, daß ich es sei, der, weil er es für unmöglich hält, zu schlagen, sich dessen weigere. Ich erkläre hiemit das Gegentheil und verlange, daß man von dieser meiner Erklärung Akt nehme!"

Das Gesicht Fouché's, welches selten die Farbe wechselte, ward bei diesen Worten blässer, wie gewöhnlich und durch dieselben verwirrt, welche auffällig genug gegen ihn gerichtet waren, entgegnete er bitter: „Sie bieten an, sich zu schlagen, — können Sie sich

auch verbindlich machen, zu siegen?“ — „Ja!“ erwiederte der unerschrockene Marschall, „ja, ich mache mich dessen verbindlich, — wenn ich nicht in den zwei ersten Stunden getödtet werde.“ — Diese neue Gegenrede verwirrte Fouché noch mehr, welcher, wenn er ein offener und loyaler Charakter gewesen wäre, die Frage gerade auf dasjenige Terrain gespielt hätte, auf welches der Marschall sichtlich führen wollte.

Der Herzog von Otranto, noch nicht wissend, wie er sich aus dieser Verlegenheit ziehen sollte, erhielt unverhoffte Hilfe und zwar durch eben denjenigen Mann, welcher seither fast stets auf dem Punkte war, ihm das Wort: Verräther, in's Gesicht zu schleudern, nämlich: Carnot. Dieser ausgezeichnete Bürger war soeben, staub- und schweißbedeckt vom Pferde gestiegen. Er kam aus der Umgegend von Paris, wo er als Ingenieur eine genaue Recognoscirung vorgenommen. Er erklärte nach seiner Ueberzeugung, daß ohne Stadt und Bevölkerung von Paris einem entsetzlichen Unglücke auszusetzen, man den verbündeten Armeen nicht trotzen könne. Auf dem rechten Ufer wären die Werke nicht der Art, daß man sie sich selbst überlassen und die Armee auf das linke Ufer verbringen könne; und hier seien dieselben absolut nicht zu rechnen und es stünde zu befürchten, daß, wenn man sich von der Stadt entferne, diese in die Hände des Feindes fiele. Nun aber müsse man, um die Preußen von den Höhen von Meudon zu entfernen, manövriren, — Montrouge und Vaugirard entblößen und so die Sicherheit von Paris gefährden. Ueberdies sei es noch nicht sicher, daß die englische und preußische Armee außer Stande wären, sich gegenseitig Hilfe zu

bringen. — Die Jahreszeit und der niedere Wasserstand machten die Seine an gewissen Stellen überschreitbar; gegen Chatau und Argenteuil schienen die beiden verbündeten Heere beschäftigt, eine Verbindung zwischen sich herzustellen und es wäre möglich, daß man auf dem linken Ufer außer der preußischen Armee, die Hälfte der englischen, das heißt: 80,000 Mann mit höchstens 50,000 zu schlagen habe. — Die Chancen wären mithin sehr zweifelhaft, zweifelhafter, als der commandirende Chef-General zu glauben scheine und er (Carnot), welcher unverdächtig sein könne, indem bei einer nochmaligen Rückkehr der Bourbonen sein Kopf nicht sicher wäre, wage nicht, einen Kampf der Verzweiflung vor Paris anzurathen.

Die Meinung eines Patrioten und Genieofficiers, wie Carnot, machte auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck. Marschall Soult unterstützte die Ansicht Carnot's und sagte, daß, nachdem er die Werke auf dem rechten Ufer geprüft, er dieselben nicht verläßig finde, — daß der Canal St. Denis nicht entfernt im Stande wäre, den Angreifern ein unüberwindliches Hinderniß zu sein, — daß hinter demselben nichts vorbereitet wäre, um einen zweiten Widerstand zu bieten und daß ein Feind, welcher den Canal-Uebergang erzwungen, im Handgemenge mit unsern Soldaten in die Pariser Vorstädte eindringen könne, während man sich — mit mehr oder weniger Glück auf dem linken Ufer schlüge.

Marschall Lefebvre, ein alter Revolutionär, wenig geneigt, zu entmuthigen und die Bourbonen zurückzuführen, bekämpfte diese Ansicht. Er meinte, wenige Tage genügten, um die Werke auf dem rechten Ufer

der Art zu vervollständigen, um sie uneinnehmbar zu machen und alsdann auf dem linken sie in einer Weise zu beginnen, daß dieselben, um sich von ihnen für einige Stunden entfernen zu können, stark genug ausfielen, — daß in Paris noch genug Arme zu bewaffnen blieben, so daß man 70,000 Mann aktive Truppen außerhalb zur Verfügung hätte. Es wäre folglich fast gewiß, daß man eine Schlacht gewänne und nach einer solchen würde sich die Physiognomie der Sache gewaltig ändern.

Diese Art, die Dinge anzusehen, war der Unterstützung sehr werth, aber weder Fouché, noch irgend ein Anderer, umfaßte das Ensemble der Situation in der Weise, um darzuthun, daß auch eine gewonnene Schlacht, dieselbe nicht nur wenig besserte, sondern vielleicht noch verschlimmerte. Die Civilglieder der Versammlung suchten alle Verantwortlichkeit durch die Erklärung von sich abzuwenden, daß, da die Frage eine rein miltärische sei, man sich dem Ausspruche eines von Fachmännern gebildeten Ausschusses unternehmen solle.

Diese Ansicht fand Beifall und es wurde beschlossen, daß noch am gleichen Abende, ein aus Generalen bestehender Kriegsrath zusammen treten solle.

Fouché hätte, wenn er offen zu Werke gegangen wäre, die Frage sogleich der Entscheidung zuführen können, aber er sann nach, ein doppeltes Ziel zu erreichen, nämlich: jene zu lösen und zugleich alle Verantwortlichkeit auf die Militärs zu wälzen. Er stellte folglich die dem Kriegsrathe bestimmten Fragen so, daß derselbe gezwungen war, jede insbesondere zu be-

antworten; diese waren folgende: Welches ist die Lage von Paris, bezüglich der Werke, der Bewaffnung und der Munition? — Kann man, im Falle eines gleichzeitigen Angriffes auf beiden Ufern der Seine widerstehen? — Kann man, im Falle einer Schlappe, die Folgen derselben für die Stadt und deren Bevölkerung verantworten, — und wie lange war man überhaupt vermögend, zu widerstehen?

Während Abends der Kriegsrath sich zu Villette versammelte, vernahm man die Nachricht von einem siegreichen Kampfe, welche durch die französische Cavallerie der preußischen bei Versailles geliefert worden. Durch General Grenier benachrichtigt, welcher gekommen war, unsere Positionen in Augenschein zu nehmen, daß die preußische Armee sich nach Versailles gewendet, hatte Marschall Davoust General Exelmans Ordre gegeben, sie zurückzuwerfen. Dieser, einer der Entschlossensten, sich bis zum letzten Augenblicke zu schlagen, war begierig, dem Feinde zu begegnen. Er hatte den General Pirè mit dem 1. und 6. Regimente der Jäger und dem 44. der Linie bei Rocquencourt in Hinterhalt gelegt und, sich selbst an die Spitze der Dragoner begebend, war er auf dem Wege Vèlizy nach Versailles aufgebrochen. Die feindliche Reiterei bestand aus zwei Regimentern, brandenburgischer und pommerischer Hussaren, 1500 Pferde stark, unter General von Sohr. Exelmans, welcher dieselben vor Versailles wahrgenommen, hatte sie mit dem 5ten und 15ten Dragonerregiment heftig angegriffen, während das 6te Hussaren- und das zwanzigste Dragoner-Regiment unter dem tapfern Obersten von Briqueville ihnen in die Flanke gefallen. Nach Rocquencourt

zurückgedrängt durch das lebhafte Feuer des 44. Regiments der Linie, sowie das des 1. und 6. der Jäger, waren die beiden feindlichen Abtheilungen über den Haufen geworfen und vollständig zersprengt worden. Kaum konnten einige Flüchtlinge in das preußische Hauptquartier die Nachricht von dem Unheil bringen. Die preußische Infanterie, welche zu St. Germain lag, hatte sich sofort auf den Marsch begeben, aber zu spät, sie war nicht im Stande gewesen, ihrer Cavallerie Beistand zu leisten.

Diese Waffenthat, wenn auch noch so glänzend, änderte nichts an der Lage der Dinge. Das Resultat der Verhandlungen im Kriegsrath, entsprach den Wünschen des Herzogs von Otranto.

Es blieb mithin kein anderer Ausweg mehr, als die Waffenstillstandsunterhandlungen wieder anzuknüpfen. Es war nunmehr leicht und zwar ohne auf die neuen Instruktionen, welche die Commissäre vom englischen Hauptquartiere aus gefordert, Rücksicht nehmen zu müssen, mit Blücher direkt zu verkehren, da man mit ihm im Kampfe lag. Ein an die Vorposten von Vaugirard und Issy abgesandter Parlamentär konnte auf die einfachste Weise einen Vergleich nach Kriegsgebrauch zu Stande bringen. Man hatte hiebei den Vortheil, Blücher, welchen man auf Wellington eifersüchtig wußte, als dem am schwersten Zugänglichen, durch ein sehr motivirtes militärisches Benehmen, welches überdies die Lage, in welcher man sich befand, nicht noch demüthigender machen konnte, zu schmeicheln. Von Wellingtons ruhigerem Raisonnement hatte man ohnehin nichts zu besorgen. Aber Fouché, stets zu heimlichen Communicationen geneigt,

wollte, bevor er einen Parlamentär abschickte, den Oberst Macirone an den Herzog von Wellington und den General Tromelin an Marschall Blücher zurückbeordern, um im Vertrauen und ganz genau die Bedingungen zu erfahren, unter welchen es möglich sei, einen Waffenstillstand zu erhalten. Er wünschte unter Anderem, mittelst dieser neuen Sendung, zu erfahren, ob man hinsichtlich der Bourbonen sich zu resigniren gezwungen werden solle und ob in diesem Falle dieselben bestimmt würden, die nöthigen Concessionen zu machen, um ihre Wiederherstellung weniger zu erschweren. Er rieth dem Herzoge von Wellington, mit dem Einzuge in Paris nicht zu eilen, den Leidenschaften Zeit zu lassen sich zu beruhigen, die Armee zu schonen, ihr die dreifarbige Fahne zu lassen, den Kammern gewisse Genugthuungen zu gewähren, ihnen das Recht der Initiative zu bewilligen, sie beide in Funktion zu erhalten und endlich das vollkommene Vergessen alles Dessen, was vor und nach dem 20. März sich ereignet. — Mit dieser Schonung, sagte Fouché, überwinde man die Schwierigkeiten des Augenblickes und hätte Diejenigen sogar als Werkzeuge zur Zurückberufung der Bourbonen, welche dieser bis jetzt am allerentschiedensten entgegengetreten. Mit dem Fürsten Blücher sollte Tromelin weniger in solche Details eingehen, sondern von ihm nur die Bedingungen zu erfahren suchen, unter welchen man mit dem unversöhnlichen Preußen sich verständigen könne. Es war am Abende des 1. Juli, als der Kriegsrath den Entscheid, welchen wir kennen, gegeben. Die provisorische Regierung hatte am Morgen des 2. Juli ihren Entschluß gefaßt. Die beiden Abgesandten, Macirone

und Tromelin begaben sich am selben Nachmittage auf den Weg, — jener gegen Gonesse, dieser gegen St. Cloud sich wendend. — Macirone ward von den englischen Vorposten arretirt und bis zum nächsten Morgen zurückgehalten. Tromelin glückte es, durch die preußischen Vorposten zu gelangen und ward zu Marschall Blücher geführt, welcher mit großer Befriedigung sah, daß man endlich daran dachte, sich an ihn zu wenden. Seitdem dieser Feldherr die Schwierigkeiten auf dem linken Seine-Ufer erkannt, wo die Engländer nicht im Stande waren, ihn zu unterstützen, verlangte er nichts sehnlicher, als zu unterhandeln, selbst die Frage zu entscheiden, und den heranrückenden Bayern, Oestreichern und Russen jede Theilnahme am Ruhme dieses Feldzuges zu rauben. Er empfing den Parlamentär gebührend, theilte ihm jedoch seinen festen Willen mit, die Uebergabe von Paris zu erhalten. Er gestand zu, daß in politischer Beziehung nichts stipulirt sei, ließ aber durchblicken, was die Verbündeten in Frankreichs Hauptstadt beginnen würden, wenn sie Herren derselben geworden. Damit in General Tromelin kein Zweifel über die Intensionen der Mächte bliebe, zeigte ihm Fürst Blücher den Brief Nesselrode's und Metternich's vom 26. Juni, von welchem Wellington den fünf Commissären gesprochen. Derselbe schrieb den beiden verbündeten Generalen förmlich vor, nicht eher ihre Operationen einzustellen, bis sie in Paris wären, keine der seit dem 20. März eingesetzten Autoritäten anzuerkennen und unter Anderem darnach zu trachten, sich der Person Napoleons zu bemächtigen. Dieser Brief, es ist wahr, sprach nicht von den Bourbonen und es stund daher frei,

sich Illusionen hinzugeben und zu hoffen, daß die Russen und Oestreicher nicht so unnachgiebig auf der Wiedereinsetzung der königlichen Dynastie beständen; aber der feste Wille: in Paris einzuziehen und keine der vorhandenen Autoritäten anzuerkennen, war unverkennbar.

Nach diesen Präliminarien verließ Tromelin den Marschall Blücher, um dem Herzoge von Otranto hierüber Bericht zu erstatten. Man wußte noch nichts von dem Abgesandten Macirone, welchem es noch nicht gelungen war, bis zum Herzoge von Wellington durchzudringen. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen, denn die Armeen waren auf beiden Ufern der Seine angelangt. Die Preußen hatten den Fluß sämmtlich überschritten und sich auf den Höhen von Sèvres und Meudon, ihren linken Flügel gegen St. Cloud, ihren rechten weiter zurück, längs des kleinen Flusses Bièvre aufgestellt. Die Engländer waren beschäftigt, eine Brücke bei Argenteuil zu schlagen und näherten sich, über Courbevoie und Suresnes, St. Cloud, um Blücher mit einem Theile ihrer Macht zu unterstützen. Das Gros ihrer Armee befand sich in der Ebene von St. Denis.

Marschall Davoust seinerseits, hatte als erfahrener Kriegsmann Stellung genommen, und, nachdem er die Armirung der Werke des rechten Ufers beendet, die Tirailleurs der Nationalgarde, die Depots sowie einen Theil der Truppen von Waterloo in dieselben geworfen und für das linke Ufer den Rest dieser Streitkräfte, nebst dem Vandamme'schen Corps bestimmt. Die kaiserliche Garde stand, wie schon gesagt, als Reserve auf dem Marsfelde, von dem mehrere Schiffbrücken

über die Seine führten, aufgestellt, um diesseits wie jenseits je nach Bedürfniß schnell verwendet werden zu können. Eine ansehnliche schwere Artillerie, auf die Höhen von Auteuil gepflanzt, war bereit, über den Fluß feuernd, die Ebene von Grenelle zu bestreichen. Am 3. Juli, gegen 4 Uhr des Morgens, unternahm Davoust eine starke Recognoscirung über Issy, welches von den Preußen besetzt worden, und nachdem er diese daraus verdrängt, hielt er an, um nicht, ohne ausdrückliche Ordre zur Lieferung einer Schlacht, etwas Ernsteres herbeizuführen; aber er befand sich auf allen Punkten gerüstet und war entschlossen, wenn der Feind unerträgliche Ansprüche erheben sollte, auf Leben und Tod loszuschlagen. Die Soldaten waren auf das Aeußerste exaltirt und verlangten lärmend die Schlacht. — Es waren ihrer 80,000 und folglich viel Chancen, siegreich zu sein gegen 120,000, auf die beiden Ufer der Seine vertheilte Feinde. Das alte Herz Davoust's erbebte freudig, als er die Rufe hörte und war geneigt, einen Kampf zu beginnen, um Angesichts der Hauptstadt zu siegen oder zu sterben; aber er wartete die letzten Befehle der Exekutiv-Commission ab und war nicht vermessen genug, das Schicksal Frankreichs ohne den Willen der Regierung zu entscheiden

Nach der Rückkehr des Generals Tromelin hatte die Exekutiv-Commission sich entschlossen, drei Bevollmächtigte an die preußischen Vorposten zu senden; diese waren Bignon, interimistischer Minister des Auswärtigen, General Guilleminot, Generalstabschef Davoust's und de Bondy, Präfekt des Seinedepartements. Die Interessen der Politik, der Armee und der Haupt-

stadt waren durch diese Legation vertreten. De Caulaincourt war beauftragt worden, Projekte einer Uebereinkunft in Vorschlag zu bringen, welche unsere Unterhändler zu proponiren und nur Punkt für Punkt aufzugeben angewiesen waren.

Diesen Projekten zufolge, sollten die Personen für ihre Handlungen und Meinungen Vergessenheit, das Privat- und öffentliche Eigenthum, die Kunstdenkmale und Museen Schutz und Schonung erhalten, die vorhandenen Autoritäten respektirt werden. -- Aber das Einzige, was bewilligt wurde, war die Art der Einnahme von Paris. Dem ersten Vorschlage zufolge sollte Paris neutral erklärt werden, die französische Armee die Stadt verlassen und in einiger Entfernung davon, gleich der des feindlichen Heeres, sich halten. Nach der zweiten Proposition war wie das Erste: Paris sollte nur nach Empfang der Nachrichten von den, an die Souveraine abgesandten, Commissären, eingenommen werden (man wußte nichts von einem Resultate der ersten Unterhändler, schmeichelte sich aber von Kaiser Alexander Manches bewilligt zu erhalten). Endlich auf's Aeußerste getrieben, fügte man sich in die Uebergabe der Hauptstadt; die französische Armee würde sich hinter die Loire nach einer so vortheilhaft als möglich für sie festgesetzten Frist, zurückziehen und der Dienst in Paris der Nationalgarde übertragen werden, welche allein die Ordnung aufrecht zu erhalten und dafür Sorge zu tragen hätte, daß die bestehenden Autoritäten respektirt würden.

Als diese Bedingungen unterzeichnet werden sollten, wurde Carnot's wie Grenier's Hand von einem förmlichen Zittern befallen; — ihre Seelen waren

tödtlich verwundet. — Fouché selbst, welcher aus dem gemeinschaftlichen Unglücke zuerst seine Person, dann aber auch gerne sein Land zu retten gesucht, Fouché — ward corsternirt. Er unterzeichnete jedoch und schärfte den Unterhändlern ein: das Hauptquartier des Generals Davoust zu passiren, dessen letzte Instruktionen entgegenzunehmen und ihn erst dann zu verlassen, wenn der Marschall bestimmt erklärt hätte, daß man nichts Anderes mehr zu thun im Stande wäre. — Bignon, Guilleminot und de Bondy fanden im Hauptquartiere eine außerordentliche Bewegung. Man agirte, drohte und schrie „Verrath!“ um Marschall Davoust her. Es war eine sehr ungewöhnliche Sache, daß der strenge Marschall nicht Stillschweigen auferlegte. Der Schmerz zeichnete sich auf seinen in der Regel so unbeweglichen Gesichte. Die Generale Flahault und Exelmans äußerten, es wäre besser unter den Mauern der Hauptstadt zu sterben, als in das Lager der Verbündeten zu gehen, um daselbst zu kapituliren. Bei einem solchen Lärmen zögerten die drei Gesandten, die Vorposten zu passiren; der beste der Männer jener Zeit, Drouot, Bignon betrachtend, welcher ihn zu fragen schien, antwortete, es wäre grausam, nicht als Soldat auf dieser Ebene, welche man vor Augen habe, sterben zu können; aber als Bürger müsse man anerkennen, daß es klüger sei, zu unterhandeln. Diese von dem Manne der Rechtlichkeit geäußerten Worte, tröstete die drei Unterhändler einigermaßen, einen so schmerzlichen Auftrag übernommen zu haben. — Davoust, einer unwillkürlichen Bewegung folgend, verlangte, die Commissäre sollten einige Augenblicke warten und sprengte mit mehreren Officieren

davon, um einen letzten Blick auf die Positionen des Feindes zu werfen. Nach einer kurzen Recognoscirung kehrte er zurück. Jene geheime Stimme, welche des Menschen Herz in großen Augenblicken leitet, hatte gesprochen und ihm gesagt, daß der Soldat dem Bürger weichen müsse. „Ich habe einen Parlamentär abgeschickt,“ sagte er zu Bignon, „Sie können abreisen.“

Die drei Unterhändler reisten hierauf ab und begaben sich zu den preußischen Vorposten. Sie wurden Anfangs von Seiten des Generals Ziethen schlecht behandelt, aber bald wurden sie empfangen und in das Schloß von St. Cloud geführt, in welchem Marschall Blücher sein Hauptquartier aufgeschlagen. So rauh auch Blücher war, so schmeichelte es ihm doch, die französischen Botschafter bei sich zu sehen und nicht immer als der Zweite nach dem Herzoge von Wellington angesehen zu werden. Er ließ sie die Unmöglichkeit erkennen, daß er und sein brittischer College sich mit weniger, als der Einnahme von Paris und der Entfernung der französischen Armee begnügen könnten. — Bezüglich der andern Punkte wolle er die Diskusion offen lassen. Kaum hatte man diese ersten Worte gewechselt, als der Herzog von Wellington, von dieser Unterredung in Kenntniß gesetzt, anlangte, wodurch die Unterhandlung ernster, bestimmter und auf die wesentlichsten Punkte beschränkt ward. — Die beiden Feldherren zeigten sich, abgesehen von der Besetzung der Stadt und der Entfernung unserer Truppen, hinsichtlich aller übrigen Punkte nicht abgeneigt, hie und da Concessionen eintreten zu lassen.

Wellington, in Allem bestimmt und genau, frug

die Commissäre, ob ihnen die Bedingungen nicht schriftlich mitgegeben worden? Bignon übergab die dritte Fassung, da die beiden ersten Friedens-Instrumente, durch die vorhergegangene Unterredung, annullirt waren. Der Herzog conferirte hierauf mit Blücher allein und nach einer halbstündigen Unterredung mit diesem wiederkehrend, brachte er das Dokument zurück, auf dessen Rande die Modifikationen der Vorschläge mit Bleistift angefügt waren. — Nach einer neuen Debatte über verschiedene Punkte, kam man endlich hinsichtlich nachstehender Bestimmungen überein:

Die französische Armee, deren sofortigen Rückzug man reclamirt hatte, sollte drei Tage Frist erhalten, Paris zu räumen und acht, sich hinter die Loire zurückzuziehen.

Am nächsten Morgen, den 4ten Juli solle man St. Denis, St. Ouen Clichy und Peully übergeben; am 5ten Montmartre und am 6ten die verschiedenen Barrièren.

Die Armee solle das Recht haben, ihre ganze Ausrüstung nebst den Kassen mitzunehmen. Die Officiere der Föderirten, auf welche sich die Verpflichtung der Entfernung nicht erstreckte, weil sie einen Theil der Nationalgarde bildeten, wurden, da man ihren Einfluß auf die Bevölkerung der Hauptstadt fürchtete, in die Armee eingereiht.

Nachdem diese Punkte geordnet waren, handelte es sich noch darum, das Verhalten der fremden Truppen in Paris zu bestimmen. Die französischen Unterhändler wollten folgende Bestimmungen in den Vertrag aufgenommen wissen: „Die Oberbefehlshaber der englischen und preußischen Ar-

mee verpflichten sich, die Regierung, die National-Autoritäten und die hiervon abhängenden Administrationszweige zu respektiren und respektiren zu lassen, sowie sich in keiner Weise in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen."

Es war, in Betracht der vorangegangenen Gespräche, die Unmöglichkeit klar, eine solche Fassung unserer Forderungen zu erhalten. Die feindlichen Generale setzten folgenden Text fest, dessen Gleisnerei ans Lächerliche gränzte: Die Oberbefehlshaber der englischen und preußischen Armee, hieß es, verpflichten sich, die gegenwärtigen Autoritäten so lange sie bestehen, zu respektiren und respektiren zu lassen. Die Nationalgarde sollte allein den Dienst in Paris versehen.

Schließlich blieben noch zwei Punkte von großer Wichtigkeit, nämlich: die Sicherheit des Eigenthums und der Personen. Die französischen Commissäre hatten unter dem Eigenthume, das der Feind sich verpflichten solle, zu schonen, die öffentlichen Denkmale und Museen mit einbegriffen. Die verbündeten Generale, welche zu dieser Unterhandlung mehr Hintergedanken gebracht, als Militärs gewöhnlich in Verträge aufzunehmen für gut finden, verweigerten nichtsdestoweniger auf das Entschiedenste die proponirten Ausnahmen, denn sie erinnerten sich, daß im vergangenen Jahre ihre Herrscher daran gedacht hatten, die Kunstgegenstände, welche Paris zur Metropole der höchsten Civilisation erhoben, wegzunehmen, aber darauf verzichtet hatten, weil sie nicht wagten, Frankreich so viele Schläge zu versetzen. Die Generale ga-

rantirten nur in allgemeinen Ausdrücken die Sicherheit des Privat- und öffentlichen Eigenthums, mit Ausnahme desjenigen jedoch, welches Bezug auf den Krieg habe. Man dachte, daß es sich hierbei nur um die Artillerie handle und ging darüber weg, aber in wenigen Tagen sollte man lernen, welche List unter diesen anscheinend unbedeutenden Ausdrücken gelegen. Die Personen anbelangend, ward der zwölfte Artikel (berühmt geworden durch das edle Blut, welches vergossen wurde), so angenommen, wie er von den französischen Commissären verfaßt gewesen. Er lautete: Die Personen und das Privat-Eigenthum werden gleichermaßen respektirt; die Einwohner und die Individuen im Allgemeinen, welche sich in der Hauptstadt befinden, sollen ferner ihre Rechte und Freiheiten genießen, ohne beunruhigt, oder bezüglich ihrer Funktionen, welche sie gehabt oder haben würden, sowie wegen ihres Benehmens und ihrer politischen Meinungen in Untersuchungen gezogen zu werden.

Ein solcher Artikel schien Jedermann, Civil- und Militärpersonen, ehemalige und neuere Revolutionärs, Königsmörder, welche Ludwig den XVI. verurtheilt und Marschälle, welche Ludwig den XVIII. verlassen, zu schützen und niemals hätte man glauben sollen, daß derselbe einer so ganz abscheulichen Rache Eingang gestatten würde. Die feindlichen Generale erhoben nicht eine einzige Einwendung dagegen und man suchte sich zu überreden, daß der Herzog von Wellington und der Fürst Blücher, die für ihr Land einen so hohen Patriotismus gezeigt, gut gesinnt wären, und daß ihr Schweigen keinen Hintergedanken verberge. Unglücklicherweise aber scheint eben dieses Schweigen

dem Bestreben entsprungen, zu keiner Erklärung genöthigt zu werden. Sie verpflichteten sich in der That nur als englische und preußische Generale, die Personen zu respektiren, behaupteten aber in Gedanken, nicht dieselben Verbindlichkeiten der Regierung Ludwigs des XVIII. auferlegen zu dürfen, welche, einmal wiederhergestellt, allein damit betraut wäre, die Justiz in Frankreich zu handhaben. Die geringste Erklärung über diesen Gegenstand, welche die Unbestimmtheit unmöglich gemacht, würde ohne Zweifel Alles wieder abgebrochen haben. — Sie schwiegen — und dieses Schweigen kostete Frankreich Opfer der edelsten Leben. Die Unterhändler langten, nachdem sie ihr Möglichstes für die Vertheidigung der Interessen ihres Landes gethan, am Morgen des 4. Juli in den Tuilerien bei der provisorischen Regierung an.

Die Capitulation ward angenommen und den Kammern mit dem Bemerken Vorlage gemacht, daß, was möglich gewesen, geschehen sei.

Die Unklarheit, welche bezüglich der demnächstigen Regierung Frankreichs obwaltete, war sowohl den Kammern, den feindlichen Generalen, als auch der provisorischen Regierung genehm. Die Repräsentantenkammer nahm die Capitulation des 3. Juli, wie man sie ihr vorgelegt, an und dankte der Armee, welche dies auch verdient, denn sie hatte durch ihre energische Haltung dem Feinde diejenigen Zugeständnisse abgedrungen, welche in Betracht der Sachlage möglich gewesen.

Wenn sich aber auch alle Machthaber in dieser Art von Gleisnerei gefielen, so war dies doch nicht der Fall bei der Armee, welche von ihr jene Lobes-

erhebungen geärntet hatte. Als ihr die Convention angekündet wurde, sah sie wohl ein, daß ihre Entfernung aus Paris nur deßhalb geschah, um die Stadt den Feinden und durch diese den Bourbonen zu übergeben. Ihre Erbitterung war außerordentlich. Soldaten verließen ihre Reihen, warfen ihre Waffen weg und mischten sich unter die Föderirten, welche schreiend die Straßen durchzogen; Andere sagten, man dürfe sich nicht ergeben, man müsse den Gehorsam verweigern und die feigen und perfiden Generale absetzen. Bald wollte man Diesem, bald Jenem übel, aber dem Herzoge von Otranto widerfuhr dies von allen Seiten; man nannte ihn nur den „Verräther“, wie wenn er ganz allein der Urheber dieser Situation gewesen wäre.

Es gelang endlich dem strengen Davoust, unterstützt von einigen Generalen, besonders von dem achtungswerthen und stets hochgeachteten Druot, sich Gehör zu verschaffen und der aufgeregten Armee die Stimme der Pflicht vernehmen zu lassen. Nach den ersten Augenblicken der Verzweiflung defilirte sie die Straßen der Hauptstadt, welche sie dem Feinde ausliefern mußte. Gewisse Corps hatten ihren Sold nicht erhalten, Alles verloren und empfanden daher das doppelte Leid der Capitulation und des Elends. Lafitte, der großmüthiger Weise dem Schatze einige Millionen voraus entnommen, unterstützte die unglücklichsten Corps, welche hierauf den Weg nach der Loire einschlugen. Der Rückzug begann also in guter Ordnung vor sich zu gehen. Marschall Davoust, welcher nicht in Paris bleiben wollte, obgleich sein weiser Vorschlag, die Bourbonen ohne die Fremden zu empfan-

gen, ihm ihrerseits eine bessere Behandlung als im Jahre 1814 versprach, zog es vor, bis zuletzt seine Pflicht gegen die Armee und das Land zu erfüllen; er gab seine Demission als Kriegsminister ein, um nur noch General-Chef der Loire-Armee zu sein, welche durch ihre Haltung und Disciplin in Mitten der Beleidigungen, deren Gegenstand sie war, mehrere Monate hindurch Ursache gewesen, daß Frankreich ganz Europa Achtung gebietend gegenüber gestanden und eine Stütze für die Bourbonen ward, welche sie nicht liebte und von ihnen nicht geliebt wurde, die aber nun einmal die Regierung Frankreichs geworden und die mehr als einmal den intoleranten Anforderungen unbarmherziger Sieger zu widerstehen hatten. Marschall Davoust kommandirte seiner würdig diese Armee und bedrohte die Oestreicher, welche die nach Uebereinkunft gezogene Grenze an der obern Loire zu überschreiten beabsichtigt und zwar zu einer Zeit, da 600,000 Feinde Frankreichs Boden bedeckten.

Während zu Paris die Convention zu Stande kam, mußte endlich der Schatten von Wirklichkeit und die dem 20. März entsprungene Macht den sich nähernden Bourbonen weichen. Der von den Vorposten zurückgehaltene Oberst Macirone konnte den Herzog von Wellington erst am Morgen des 4. Juli sehen und zwar in dem Augenblicke, in welchem dieser nach Unterzeichnung der Capitulation von St. Cloud nach Gonesse zurückkehrte. Derselbe empfing ihn, umgeben von Talleyrand, welcher Ludwig den XVIII., von Sire Charles Stuart, der England, vom Grafen Pozzo di Borgo, welcher Rußland und dem von Goltz, welcher Preußen repräsentirte. Diesmal sprach sich der brit-

tische Generalissimus offen gegen den Agenten des Herzogs von Otranto aus. Er äußerte gegen ihn, daß es nun an der Zeit wäre, dem lächerlichen Zustande der Dinge ein Ende zu machen; die provisorische Regierung und die Kammern müßten klar und einfach ihre Entlassung nehmen, wonach Ludwig der XVIII., welcher gegenwärtig noch in Roye sich befinde, in Paris einziehen werde und zwar mit den Vorsätzen, welche man sich von seinem ausgezeichneten Verstande versehen und nach den guten Rathschlägen, die ihm ertheilt worden, erwarten könne. Nach dieser Erklärung überließ der Herzog das Wort an Talleyrand, der nun mündlich die Versprechungen seines Königs wiederholte und alsdann schriftlich noch bestätigte. — Es folgt hier das Resumé, welches Talleyrand ihm einhändigte: — Die ganze ehemalige Charte, die Abschaffung der Confiskation mit einbegriffen; — die Nichterneuerung des Gesetzes vom vorigen Jahre über die Preßfreiheit; — die unverzügliche Zusammenberufung von Wahlkollegien zur Bildung einer neuen Kammer; — die Einheit des Ministeriums; die gegenseitige Initiative bezüglich der Gesetze durch Botschaften seitens des Königs und Vorschläge seitens der Kammern; — die Erblichkeit der Pairswürde.

Talleyrand fügte noch die lebhaftesten Versicherungen hinsichtlich einer weisen Leitung bei, ganz verschieden von Derjenigen, welche man im vergangenen Jahre beobachtet.

Der Herzog von Wellington, hierauf wieder das Wort ergreifend, sagte zu dem mit diesen Botschaften beauftragten Vermittler: „Ist Fouché aufrichtig gegen uns, werden wir es auch gegen ihn sein: wir erkennen

die Dienste an, welche er geleistet und der König wird denselben Rechnung tragen. Bedarf er der Hilfe, so werden wir ihm solche in einigen Stunden schaffen." — Man kam darin überein, daß der Herzog von Wellington und Talleyrand am nächsten Morgen den Herzog von Otranto zu Neuilly erwarteten, um mit ihm Alles, was noch zu thun bliebe, zu regeln, damit man ohne Gewalt, den Einzug Ludwigs des XVIII. in Paris herbeiführe. Macirone verließ jetzt ungesäumt Gonesse, um sich zum Herzoge von Otranto zu begeben, dem er das ihm Anvertraute mittheilte. Fouché würde sich gehütet haben, die ihm vorgeschlagene Zusammenkunft zurückzuweisen, denn er näherte sich dem gewünschten Resultate, d. h. dem eingebildeten alleinigen Verdienste, die Rückkehr der Bourbonen, die er doch hätte niemals verhindern können, ermöglicht zu haben. Er entschloß sich, seine Collegen von Dem, was in Aussicht stand, in Kenntniß zu setzen, indem er Sorge trug, sich in ihren Augen den Anschein eines Mannes zu geben, welcher aus dem gemeinschaftlichen Schiffbruche die Trümmer zu retten suche, und jetzt für die Wiederbesteigung des Thrones durch Ludwig den XVIII. erst noch Bedingungen zu machen vermöchte.

Plötzlich sollte ein Umstand Fouché unvorhergesehene Schwierigkeiten bereiten. Es war dies die Zurückkunft der ersten Unterhändler: Lafayette, Sebastiani, de Pontécoulant, d'Argenson, de Laforest und Benjamin Constant. Nachdem diese Botschafter Laon verlassen, hatten sie sich, wie man sich erinnern wird, zu den Herrschern begeben, welche sie in Hagenau getroffen, ohne eine Unterredung mit ihnen erhalten zu können. Es war ihnen nur vergönnt gewesen, ihre

Minister zu sprechen, welche, das angenommene System der Verstellung bewahrend, sich den Anschein gaben, als beabsichtige man nichts weniger, als Frankreich eine Regierung aufzudringen. Die nach einer kurzen Besprechung wieder abgewiesenen Commissäre waren, von dieser Illusion voll, nach Paris zurückgekommen und bestanden auf ihrem Glauben, daß die Bourbonen nicht unvermeidlich wären. Dieser Irrthum beraubte Fouché seines Hauptargumentes; denn die Nothwendigkeit, sich den Bourbonen zu unterwerfen, war seine Entschuldigung hinsichtlich einer Unterredung mit Wellington. Er bemühte sich, diese Nothwendigkeit als dennoch geboten, darzulegen, indem er zu diesem Zwecke zahllose Erkundigungsresultate vorbrachte und ankündete, daß sich die Sache Abends im Lager der Alliirten aufklären werde. Man bevollmächtigte ihn daher, sich dahin zu begeben, aber Lafayette erklärte ihm, daß jedes Sonder-Arrangement, das nicht wesentlicher Gegenstand die allgemeinen Interessen wahre, ein Akt des Verrathes wäre, welcher Infamie verdiene und auch ernten würde.

Fouché ließ sich durch diese Erklärung nicht abhalten und begab sich am Abende des 5. Juli nach Neuilly. Er fand daselbst außer dem englischen Generalissimus, Talleyrand, Stuart, Pozzo di Borgo und Goltz. Der Herzog von Wellington wollte vor Allem wissen, ob sich die französische Armee entfernt habe, — ob alle bestehenden Autoritäten bereit wären, ihre Demissionen zu fordern und endlich, ob es möglich wäre, daß man den Mächten die Person Napoleons ausliefere, — eine Bedingung, an welcher die Verbündeten mit wahrer Hartnäckigkeit festhielten. Der

Herzog von Otranto antwortete: daß die Armee sich nach und nach zurückziehe, aber es geschehe dies nicht ohne Mühe, — die Bevölkerung der Hauptstadt wäre sehr aufgebracht, die Nationalgarde von Paris selbst, auf welche man zu zählen scheine, sei weit entfernt davon, sich zu alle Dem, was man von ihr erwarte, bereit zu erklären; man müsse also bedeutende Vorsichtsmaßregeln treffen, um von einer Autorität nach der anderen die gewünschte Demission zu erhalten und den König nach Paris zu führen. Was die Auslieferung Napoleons beträfe, so könne keine Rede mehr davon sein, indem derselbe sich bereits nach den vereinigten Staaten eingeschifft. In Folge dieser letztern Erklärung ward man sehr ungehalten, indem man eine Schurkerei Fouché's zu erkennen glaubte, der bei den Bonapartisten dafür galt, Napoleon verrathen und bei den Royalisten, ihn entwischen lassen zu haben. Man fragte ihn, was er unter den Maßregeln verstehe, auf welche er ein so großes Gewicht zu legen scheine. Fouché setzte dieselben auseinander und als verständigerer und praktischerer Mann als jeder der an den Herzog jüngst abgesandten Unterhändler, die nur daran gedacht hatten, die Initiative für die Kammern zu erlangen, verlangte er noch das Zugeständniß zweier wesentlicher Bedingungen, nämlich: einen neuen königlichen Erlaß, welcher ohne Ausnahme die vor, während und nach der Revolution des 20. März compromittirten Personen schütze, sowie die Annahme der Tricolore. Ohne diese Bedingungen, setzte er hinzu, glaube er nicht, daß der Einzug des Königs, ohne Gewalt, möglich wäre. Die Discussion über diesen Punkt dauerte bis vier Uhr Morgens und blieb ohne

Resultat. Fouché, über dessen persönliche Interessen keine Zeit geblieben zu sprechen, begab sich unzufrieden, sowohl bezüglich des Einzelnen wie des Allgemeinen hinweg und ließ die Repräsentanten Europa's und des Königreichs ebenso unzufrieden über sich zurück. Wellington gewährte ihm während des Tages noch eine Zusammenkunft und man schied aus derselben, ohne übereingekommen zu sein, aber auch ohne gebrochen zu haben.

Nach Paris zurückgekehrt, legte Fouché von Dem, was in Neuilly sich ereignet, nach seiner Weise Rechnung ab und erklärte dabei noch bestimmter, daß die Bourbonen schlechterdings unvermeidlich seien; daß man in dieser Beziehung dem entschiedenen Willen Europa's nicht widerstehen könne; er wäre als ehemaliger Revolutionär und Königsmörder nicht verdächtig, wenn er sich dieser Nothwendigkeit füge, — die einzige Aufgabe bestünde darin, zu versuchen, genügende, versichernde Bedingungen zu erhalten, und daß er in dieser Beziehung nichts versäumt habe. Man glaubte ihm weniger, als er diesmal verdiente und bildete sich ein, er habe lediglich nur an sich gedacht, denn von allen Seiten wurde er als Verräther angesehen. Seine Collegen setzten ihm Stillschweigen entgegen. Carnot allein erhob Klagen und ließ Vorwürfe hören, auf welche für Fouché leicht zu erwiedern war, indem er einfach frug, was jener wolle. In der That, Carnot hatte an keine Möglichkeit einer Vertheidigung geglaubt, folglich war die Wiedereinsetzung der Bourbonen eine durch die Ohnmacht, welche er selbst erklärt hatte, nothwendige Consequenz, und Fouché, der anfing, sich um die Meinung seiner Collegen nicht mehr zu

beunruhigen, behandelte diese ziemlich leicht und beschäftigte sich einzig damit, Alles für den Einzug Ludwigs des XVIII. in Paris vorzubereiten und zwar mit dem geringsten Nachtheile für seine Partei und dem größtmöglichen Vortheile für sich selbst. Seine vornehmste Sorge war jetzt, die Abreise Napoleons von Rochefort zu beschleunigen. Er hatte bemerkt, daß, so lange Napoleon sich in Frankreich befände, man im Lager der Verbündeten die Aufrichtigkeit seiner Abdankung bezweifle und eigensinnig auf der Reclamation seiner Person beharre. Nun wollte Fouché dieses Mißtrauen zerstreuen und nicht länger bezüglich einer Gefangenschaft Napoleons, im Falle Dieser in die Hände seiner Feinde fiele, verantwortlich sein, denn wenn er bemüht gewesen, ihn vom Throne zu stoßen, so war er doch nie gewillt, ihm Leben und Freiheit zu rauben. Wie wir gehört, waren die Fregatten davon dispensirt, auf die Sicherheitspässe warten zu müssen. Fouché ging noch weiter und drängte von Neuem General Beker, den erhabenen Flüchtling zur Abreise zu nöthigen, indem er alle nöthigen Ermächtigungen sandte, ausgenommen die, mit englischen Kreuzern zu verkehren, aus Furcht, Napoleon könnte in Folge eines befremdenden Vertrauens zu den Engländern, sich ihnen selbst ausliefern. Am 6. Juli schickte Fouché wiederholt und zum letzten Male einen von der Exekutiv-Commission ausgefertigten Beschluß an Beker, worin ihm eingeschärft wurde, Napoleon zur Einschiffung zu zwingen, ihm fühlbar zu machen, daß dies für seine persönliche Sicherheit geboten sei und ihm anzubieten, daß wenn die Fregatten zu sehr beobachtet seien, alle anderen leichten Fahrzeuge, über

die man verfügen könne, zu seiner Disposition zu stellen; — ja selbst den vorhergegangenen Befehlen entgegen, mit den englischen Kreuzern zu verkehren; aber nur auf sein schriftliches Verlangen hin, um nicht die Verantwortlichkeit der Folgen zu haben.

Nachdem er so für die Sicherheit Napoleons Sorge getragen, suchte Fouché die Argumente für die neuen Conferenzen vorzubereiten, welche er zu Neuilly haben sollte. Es gab unter jenen kein besseres, als das über die Haltung der Nationalgarde von Paris. Diese Garde, welche die Rückkehr Napoleons nur mit Schmerz gesehen, welche sogar die Bourbonen wünschte, aber ohne die verjährten Ideen, die Leidenschaften und die Anmaßungen der Emigranten, hatte nicht aufgehört, die dreifarbige Cocarde zu tragen und die weiße Fahne abzunehmen, wo man es gewagt, dieselbe aufzupflanzen. Fouché veranlaßte, mittelst der Verbindungen, welche er unter den Hauptchefs der Nationalgarde hatte, eine Erklärung, in welcher diese ihre unwandelbare Zuneigung für die Tricolore, gegründet auf den Ruhm und die politische Bedeutung derselben kundthaten; diese Erklärung war von den achtungswerthesten Namen der Hauptstadt begleitet.

Fouché begnügte sich aber mit dieser Demonstration noch nicht. Unterstützt von Jay, Manuel und den zahlreichen Repräsentanten, welche seinem Rathe folgten, erlangte er noch seitens der Repräsentantenkammer, eine Erklärung anderer und bedeutungsvollerer Art. Die Constitution, welche man zu verfassen unternommen, war lang, weitschweifig und hatte keinerlei Chancen, von den Bourbonen acceptirt zu werden; aber wichtiger, als dieser banale Text, waren die Prin-

zipien, welche er enthielt. Auf Ansichten Fouché's trennte man in Form von Artikeln, die wesentlichen Grundsätze im Ganzen, nämlich solche, wie man sie von jeder Regierung, welche es auch sei, fordern kann, und fertigte daraus eine Erklärung, welche der Monarch, (es war keiner bezeichnet worden) der den Thron bestieg, annehmen mußte. Dieser Monarch, den man also nicht bezeichnet, war aber offenbar kein anderer, als Ludwig der XVIII., wenn er die vorgelegten Grundsätze unterschrieb. Diese Prinzipien, deren Wiederholung hier unnöthig ist, da sie sehr mittelmäßig abgefaßt waren, enthielten ihrem Hauptinhalte nach: Frankreich habe seit 1789 mit einer Festigkeit, welche demselben zur Ehre gereiche, nicht aufgehört, zu proclamiren, daß man ihm, auch unter dem Vorwande Ordnung zu schaffen, es niemals seiner Freiheit zu berauben vermocht.

Während Fouché sich diesen, unglücklicherweise verspäteten und unnöthigen Sorgen hingab, beschäftigte sich der Hof Ludwigs des XVIII., nach und nach von Gand nach Cambray und von da nach Schloß Arnouville übergesiedelt, mit Dem, was man nach dem Einzuge in Paris zu thun habe. — Die Hauptpersönlichkeiten dieses Hofes, König, Prinzen, Hofleute, Minister, Ambassadeure, fremde Generale und noch eine Menge Bewunderer des neu emporstrahlenden Glückes, besprachen sich in buntem Durcheinander über die zu fassenden Entschlüsse. Der Emigrant de Blacas und der Königsmörder Fouché waren Hauptgegenstände dieser Discussionen. Diesen Royalisten zufolge war durch Blacas seiner Zeit Alles verloren worden, hingegen würde durch Fouché Alles gerettet worden sein,

wenn man seine Dienste angenommen hätte. Aus diesem Grunde einigte man sich dahin, ihn als Minister Ludwig dem XVIII. vorzuschlagen.

Talleyrand, welcher die Rivalen nicht liebte, ermuthigte dennoch diese befremdliche Leidenschaft für Fouché. Er fühlte sich unfähig, über die inneren Angelegenheiten zu wachen und erkannte in dieser Beziehung die Ueberlegenheit Fouché's an; denn ihm schien die Aufgabe zu spioniren, zu bestechen, zu sprengen, einzukerkern, zu verbannen und wenn nöthig, die hervorleuchtendsten wie dunkelsten Parteigänger erschießen zu lassen, weit unter Derjenigen zu stehen, mit Europa's Mächten zu unterhandeln. Unterstützt von außen, wo im Augenblicke die Kraft war, wollte er sich Fouché's bedienen, um im Innern aufzuräumen und Frankreich souverain zu regieren. Er hatte mithin dem Könige, Fouché längst schon als Polizei-Minister vorgeschlagen und war hierin von Wellington unterstützt worden, welcher außer dem angeführten, noch einen besonderen Grund geltend machte, Fouché zu begünstigen. — Man mußte in Paris einziehen und die Bourbonen wieder einsetzen; aber man war genöthigt, dem vorgeblichen Programme der Mächte gemäß einzuziehen, einem für Lord Castlereagh sehr wichtigen Programm, darin bestehend, daß man nicht offen Frankreich eine Regierung aufdringe. — Ohne diese pflichtgemäße Vorsicht, hätte man die Angelegenheit ja nur Blücher überlassen dürfen, welcher in zwei Stunden damit fertig gewesen wäre. — Fouché allein war es, welcher dieselbe mit Hilfe der Nationalgarde ohne Bajonnette zum Ziele zu führen im Stande war. Der Hof durch eine Art Aberglauben, Talleyrand,

weil er einer gewandten und zugleich cynischen Hand zur Leitung der inneren Angelegenheiten bedurfte, der Herzog von Wellington, um einen eigentlichen Einsetzer der Bourbonen zu haben, welcher hiezu nicht der Gewalt benöthigt war, hatten alle Fouché gepriesen und sich bemüht, den Widerwillen Ludwigs des XVIII. gegen ihn zu besiegen. Man war erst gewaltthätig mit dem Fürsten verfahren, indem man ihm de Blacas entriß, und that dies zum Zweitenmale, da man ihn zwang, einen der Richter seines Bruders anzunehmen. Es kostete ihn viel, denn er war stolz und liebte die Intriguanten nicht, besonders diejenigen nicht, welche mit dem Grafen von Artois Ränke spannen und Fouché besaß in seinen Augen all dieses Unangenehme. — Aber wenn man inständig und anhaltend bat, ergab er sich. Er hatte also eingewilligt, die Polizei Fouché zu überlassen; eine neue Erklärung seiner Prinzipien lehnte er jedoch ab, sowie auch die Annahme der Tricolore.

Dies war der Zustand der Dinge am Hofe, als Fouché am Abende des 6. Juli in Neuilly anlangte. Er begann noch einmal mit seinen Beschwerden Betreffs der sehr schwierigen Situation in Paris, die, wie er sagte, noch schwieriger geworden, erstens: durch die Rückkehr der Botschafter von Hagenau, welche die falsche Idee mitgebracht, die verbündeten Monarchen bestünden nicht auf der Wiedereinsetzung der Bourbonen, zweitens: durch den Entschluß der Nationalgarde von Paris, die dreifarbige Cocarde beizubehalten und drittens: durch die Darlegung der Grundsätze seitens der Repräsentantenkammer. Man schien diese Bedenken Fouché's nicht ernst zu nehmen, — überdies ant-

wortete ihm Wellington: man habe ja die Engländer und Preußen zu Diensten, wenn man sie auch nur so wenig als möglich zu verwenden gedenke. Bezüglich der eben erwähnten Abgesandten, äußerte der Herzog, daß dieselben sich und Andere getäuscht hätten, und zeigte Briefe von Lord Stewart, der bei der Zusammenkunft in Hagenau anwesend war; diese ließen keinen Zweifel über die Gesinnungen der Herrscher bezüglich der Forderung einer neuen Erklärung und somit diene zur Antwort, daß diejenige von Cambray vollkommen genüge. Hinsichtlich der Amnestie redeten sie Fouché folgendes wichtige Wort zu Gehör: „Die Amnestie sind Sie, — Sie beim Ministerium der Polizei. Welcher Mann könnte noch zittern, wenn Sie an der Spitze des Ministeriums der Strenge sein werden!“ Es schien in der That, daß wenn ein Königsmörder angenommen wurde, sich Niemand mehr zu beunruhigen brauchte. — Aber wenn man auch geneigt war, den Opferpriestern Ludwigs des XVIII. zu verzeihen, so verzieh man doch nicht den angeblichen Urhebern des 20ten März. Fouché fühlte unbestimmt, daß er in seiner demnächstigen Stellung diese nicht zu schützen vermöge. — Man sprach jedoch in einem so bestimmten Tone und bot ihm ein solches Geschenk, daß er auf seinen Präpositionen nicht zu bestehen wagte. Hinsichtlich der drei Farben machte man ihm begreiflich, daß es eine Beleidigung für Ludwig den XVIII. wäre, wollte man noch einmal auf diesen Punkt zurückkommen. Er unterwarf sich, indem er als einzige Concession für sich, für sich allein — das gefürchtetste Ministerium erhalten hatte.

Man begab sich hierauf zur Tafel und nach der-

selben nach Arnouville, um Fouché Ludwig dem XVIII. vorzustellen. — Es war dies die Erfüllung der sehnlichsten Wünsche Fouché's; er hatte dies unter der ersten Restauration nie erlangen können. Er empfand eine lebhafte Genugthuung und beim Anblicke des Monarchen, der sich, um ihn zu empfangen, große Gewalt angethan, glaubte er, daß ihm mit einem Male der Königsmörder von der Stirne gewischt sei. Der König, welcher, seiner Gewohnheit gemäß, bei wichtigen Anläßen seine Rolle einstudirt hatte, empfing Fouché mit großer Höflichkeit, wie wenn er einen Theil seines Lebens nicht gekannt hätte. „Sie haben mir viele und große Dienste geleistet,“ sagte er ihm, „und werden mir noch welche leisten. Ich wollte Sie schon seit längerer Zeit an meine Regierung fesseln, — ich kann es endlich und hoffe, daß Sie mir nützlich und treu dienen werden.“ Fouché verbeugte sich mit der Unterwürfigkeit eines Begnadigten und verdiente in diesem Augenblicke die Wuthausbrüche seiner Feinde, indem er sich für Verräthereien, von welchen er nicht alle begangen, danken ließ. Er ging sehr erfreut über diese Zusammenkunft weg und passirte ein Gewoge von Höflingen, welche begierig waren, eine Persönlichkeit zu sehen, die für sie eine Art Ungeheuer war, aber ein nützliches, dessen sich, wie man sagte, der König bediene, weil er ihn vor neuen Katastrophen bewahren könne. Der Herzog von Wellington, der Fouché's Ernennung guthieß, aber lebhaft auf der Annahme der Tricolore bestanden hatte, damit nicht die Feinde der Bourbonen eine so populäre Fahne behielten, rief mißmuthig aus: „Welche Leute! — es

ist leichter, sie zur Annahme eines Königsmörders, als zu der einer vernünftigen Idee zu bewegen."

Nach Paris zurückgekehrt, empfand der Herzog von Otranto eine gewisse Verlegenheit, seinen Collegen das Vorgefallene mitzutheilen. Er hatte ihnen seine Zusammenkünfte mit den Chefs der Coalition eingestanden, indem er seinen Wunsch, eine zweite Restauration zu vermeiden, oder wenigstens gute Bedingungen zu machen, zum Vorwande genommen. Aber ihnen nun bestimmt ankündigen, daß die Bourbonen empfangen werden müssen, daß außer dem Manifest von Cambray er nichts erhalten gekonnt, weder allgemeine Amnestie, noch Tricolore, noch Beibehaltung der bestehenden Kammern und daß alle Garantieen sich nur auf ein Portefeuille für ihn beschränkt, war schwierig. Indessen, da er genöthigt war, die Sache zu Ende zu bringen, erklärte er ihnen, daß die von Hagenau zurückgekehrten Botschafter sich geirrt hätten; man habe nie daran gedacht, Frankreich eine andere Dynastie, als die der Bourbonen wählen zu lassen; daß die in dieser Beziehung beobachtete Zurückhaltung nur eine scheinbare gewesen, — daß man ohne Verzug Ludwig den XVIII. empfangen müsse, — daß man überdies, Alles, was Talleyrand versprochen, erhalte, das heißt: Ueberlassung des Preßgesetzes, gewisse Modifikationen der Charte, Einheit des Ministeriums, Vergessen des Vergangenen und als Probe der Aufrichtigkeit dieses Vergessens: seine eigene Ernennung zum Polizeiminister. Fouché machte dieses Geständniß, indem er zugleich behauptete, er habe diese Rolle aus lauter Anhänglichkeit für die Männer der Revolution, des Kaiserreiches und des 20. März angenommen; nur um

diese zu retten, habe er eingewilligt, Minister Ludwigs des XVIII. zu werden.

Quinette und Grenier, nicht aktive Persönlichkeiten, sowie Caulaincourt, entmuthigt, schwiegen; der heftige Carnot aber, der wider Willen zur Herbeiführung der Bourbonen, die er nicht ertragen konnte, mitwirken gemußt, ward empört, und sprach von Verrath, ohne dadurch die Unempfindlichkeit seines Collegen zu alteriren, welchem niemals Seelenstolz das Blut ins Gesicht trieb.

Nach diesen Vorgängen konnten Fouché und seine Collegen keine Stunde länger sich einander gegenüber stehen; sie kamen überein, ihre sofortige Demission bei den Kammern einzureichen und sandten diese sogleich dahin ab. — Die Pairskammer trennte sich, ohne ein Wort zu verlieren, um sich nicht wieder zu versammeln; die der Repräsentanten beobachtete bei Empfang der Demission der Exekutiv-Behörde, gleichfalls Schweigen, beharrte aber in der traurigen Comödie: über eine Constitution zu debattiren, welche ephemerer, als die ephemerste war und nicht einmal vierundzwanzig Stunden dauern sollte. — Fouché hatte in Uebereinstimmung mit General Dessoles, welcher wieder Commandant der Nationalgarde geworden, aus derselben Männer gewählt, deren royalistische Ansichten, für ihr Betragen Garantie boten; diese wurden beordert, die Eingänge des Palastes der Legislative zu besetzen, um den Repräsentanten den ferneren Zutritt zu verweigern. In den Moniteur ward eine Akte eingerückt, welche die Kammern für aufgelöst erklärte und den Einzug Ludwigs des XVIII. auf den Nachmittag des 8. Juli ankündete. Fouché begab sich am Abende

nochmals zum Könige, um ihm zu melden, daß Alles zu seinem Empfange bereit wäre. Er ward als der Mann aufgenommen, welchem die Bourbonen, nach dem Sieger von Waterloo, am Meisten verpflichtet waren.

Beenden wir diese traurige Erzählung und fügen wir nur noch hinzu, daß die Repräsentantenkammer kaum vierzehn Tage Napoleon überlebte und Talleyrand und Fouché diese nur um einige Monate; der eine ging, bekleidet mit einer hohen Hofcharche vom Schauplatze, der andere in eine Art Verbannung, um sich in der Unthätigkeit oder dem Unglücke allen den großen Akteurs des Kaiserreiches anzuschließen. Dies ist der Gewinn, den die Einen wie die Andern, durch den letzten Versuch des 20ten März, so beklagenswerth am 8. Juli endend, und bekannt unter der Benennung „die hundert Tage" erlangt. — Napoleon hatte daraus eine Niederlage und ein grausames Gefängniß, — die Kammern, welche ihn gestürzt, zwei Wochen lang die demüthigendste Rolle erlitten, — Fouché (welcher sie mißbraucht und verabschiedet) das Exil und einen gebrandmarkten Ruf, — Ney und Labédoyère einen tragischen Tod, — Frankreich eine zweite Verheerung, den Verlust mehrerer wichtiger Festungen, Beraubung der Meisterwerke der Kunst, eine Contribution von zwei Milliarden, eine lange Occupation, eine Fluth trauriger Leidenschaften und Niemand einen unzweideutigen Ruhm davongetragen, als die Armee allein, welche ihre Fehler durch einen Heldenmuth ohne Beispiel wieder ausgeglichen.

St Helena.

Uebersicht.

— Gereiztheit der Bourbonen und der feindlichen Generale gegen Fouché, den sie beschuldigen, Napoleon entschlüpfen lassen zu haben. — Reise Napoleons nach Rochefort; sein Empfang auf dem Wege und in Rochefort selbst. — Er verlängert seinen Aufenthalt an der Küste, in der Hoffnung auf irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß. — Einen Augenblick denkt er daran, sich in die Reihen der Loire-Armee zu begeben — Er verzichtet darauf. — Verschiedene Vorschläge zur Einschiffung. — Napoleon verwirft sie alle und sendet eine Botschaft an den englischen Kreuzer. — Kapitain Maitland, Kommandant des „Bellérophon“ antwortet hierauf, daß er keine Instruktionen habe, aber vermuthe, daß die brittische Nation Napoleon eine ihrer und seiner würdige Gastfreundschaft bewilligen werde. — Napoleon begibt sich an Bord des Bellérophon. — Sein Empfang daselbst. — Reise an den Küsten Englands hin. — Napoleon wird der Gegenstand der außerordentlichsten Neugierde seitens der Engländer. — Entscheidung des brittischen Ministeriums in Bezug auf ihn. — Man wählt St. Helena zum Orte seiner Gefangenschaft. — Er soll daselbst als einfacher General angesehen, bewacht und nur auf drei Ver-

bannungsgenossen beschränkt werden. — Napoleon wird vom Bellérophon auf den „Northumberland" verbracht. — Sein Abschied von Frankreich und seinen Freunden, welche ihm nicht folgen können. — Reise über den atlantischen Ocean. — Napoleon ist der Gegenstand der Theilnahme und Sorgfalt seitens der Matrosen — Seine Beschäftigungen während der Ueberfahrt. — Er erzählt sein Leben und auf die dringenden Bitten seiner Begleiter, fängt er an, es zu Papier zu bringen, indem er ihnen dictirt. — Länge dieser Fahrt. — Ankunft in St. Helena nach siebzig Tagen. — Anblick der Insel. — Ihre Beschaffenheit, ihr Boden und Klima. — Ausschiffung Napoleons. — Seine erste Niederlassung zu Briars. — So bald er sich am Lande befindet, ist er einer persönlichen und unausgesetzten Bewachung unterworfen. — Verdruß, welchen er hierüber empfindet. — Erste Nachrichten aus Europa. — Lebhaftes Interesse Napoleons für Ney, Labédoyère, Lavallette und Druot. — Nach zwei Monaten wird Napoleon nach Longwood verbracht. — Seine Wohnung daselbst. — Vorsichtsmaßregeln, um ihn zu bewachen. — Sein Leben und seine Beschäftigung daselbst. — Napoleon empfindet bald Widerwillen gegen seinen Aufenthaltsort und schätzt die Sorgfalt des Admiral Cockburn nicht genug. — Im Anfange des Jahres 1816 wird Sire Hudson Lowe mit der Eigenschaft eines Gouverneurs geschickt. — Charakter dieses Gouverneurs und die Stimmung, in welcher er anlangt. — Seine erste Zusammenkunft mit Napoleon unter ungünstigen Umständen. — Sire Hudson Lowe fürchtet den Vorwurf zu verdienen, den sich Admiral Cockburne zugezogen, dem Einflusse des Gefangenen unterworfen gewesen zu sein. — Er erläßt die strengsten Bestimmungen. — Verschiedene kleinliche Quälereien. — Unwürdiger Streit über den Aufwand zu Longwood. — Napoleon läßt sein Silberzeug verkaufen. — Abreise des Admirals Cockburne und Ankunft des neuen Admirals Sire Pulteney Malcolm. — Ausgezeichneter Charakter dieses Officiers. — Seine vergeblichen Bemühungen um eine Annäherung zwischen Napoleon und Sire Hudson Lowe herbeizu-

führen. — Napoleon wird heftig und beleidigt Sire Hudson Lowe. — Vollständiger Bruch. — Bitterkeiten des Lebens Napoleons. — Seine Beschäftigungen. — Seine Auseinandersetzungen über seine Regierung. — Seine historischen Arbeiten. — Ende des Jahres 1816. — De las Casas wird von St. Helena ausgewiesen. — Trauer Napoleons hierüber. — Der Neujahrstag auf St. Helena. — Das Jahr 1817. — Da Napoleon nicht immer gefolgt sein will, wenn er ausreitet, so unterläßt er die Leibesbewegung, wodurch seine Gesundheit leidet. — Er erhält Nachrichten aus Europa. — Seine Familie bietet ihm ihr Vermögen und ihre Gegenwart an. — Napoleon lehnt diese Anerbieten ab. — Besuche einiger Engländer und ihre Unterredungen mit Napoleon. — Hudson Lowe, beunruhigt hinsichtlich des Gesundheitszustandes Napoleons, läßt anstatt ihm Plantation-House anzubieten, ein neues Gebäude aufführen. — Das Jahr 1818. — Conversation Napoleons über Literatur und Religion. — Abreise des Generals Gourgaud. — Napoleon wird nach und nach des Admirals Malcolm und des Doktors O'Meara beraubt. — Grund der Abreise dieses letzteren. — Napoleon befindet sich ohne Arzt. — Unnöthiges Drängen Hudson Lowe's zur Annahme eines englischen Arztes. — Das Jahr 1819. — Die Gesundheit Napoleons ist erschüttert; — seine Beine schwellen und oftes Erbrechen läßt auf eine Magenkrankheit schließen. — Man bewegt ihn, einige Spazierritte zu machen. — Sein Zustand bessert sich etwas — Napoleon vergißt seine eigene Geschichte und beschäftigt sich mit der großer Kriegshäupter. — Seine Arbeiten über Cäsar, Turenne und Friedrich den Großen. — Die Gesundheit Napoleons beginnt von Neuem zu wanken. — Schwierigkeit, ihn zu sehen und seine Gegenwart zu constatiren. — Vergeblicher Versuch Sire Hudson Lowe's, sich Zugang zu verschaffen. — Das Jahr 1820. — Ankunft eines von Cardinal Fesch geschickten Arztes und zweier Priester in St. Helena. — Napoleon findet sie sehr ungenügend und bedient sich der beiden Priester, um jeden Sonntag die Messe in Longwood lesen zu lassen. — Genugthuung, welche

er hiebei findet. — Napoleon, welcher sich nicht entschließen kann, auszureiten, weil man ihm stets folgt, gibt dem Drängen des Doktors Antomarchi nach und beschäftigt sich mit Gärtnerei. — Die von ihm und seinen Verbannungsgenossen ausgeführten Gartenarbeiten. — Diese Beschäftigung füllt einen Theil des Jahres 1820 aus. — Napoleon findet hiedurch einigermaßen seine Gesundheit wieder. — Diese Rückkehr ist jedoch nur momentan. — Bald empfindet er heftige Magenschmerzen, seine Beine schwellen an, seine Kräfte schwinden und er nimmt rasch ab. — Befriedigung, die er beim Herannahen des Todes empfindet. — Sein Testament, sein Todeskampf und sein am 5. Mai 1821 erfolgter Tod. — Sein Begräbniß. — Schätzung des Genie's und Charakters Napoleons. — Sein ursprünglicher und sein durch den Einfluß der Begebenheiten sich gestalteter Charakter. — Seine besondern Eigenschaften. — Sein Genie als Gesetzgeber, Administrator und Feldherr. — Sein Platz, den er unter den großen Männern des Krieges einnimmt. — Fortschritte des Militärwesens seit den Alten, bis zur französischen Revolution. — Alexander, Hannibal, Cäsar, Carl der Große, die Nassauer, Gustav Adolph, Condé, Turenne, Vauban, Friedrich und Napoleon. — Bis zu welchem Punkte Napoleon die Militärkunst gehoben. — Vergleich Napoleons mit den vornehmsten Männern aller Jahrhunderte in Bezug auf das Ensemble der Talente und der Bestimmungen. — Lehren, welche aus seinem Leben hervorgehen. — Ende dieser Geschichte.

In Mitte der Freude, welche die Bourbonen und Repräsentanten bei ihrem Einzuge in Paris empfanden, fühlten sie einen lebhaften Kummer, als sie ver-

nahmen, daß Napoleon wirklich entwischt sei. Weder die Einen noch die Andern glaubten sich in Sicherheit, wenn der große Weltfriedensstörer in Freiheit bliebe, und wußten in ihrer Verwirrung nicht, ob er nicht ein der allgemeinen Wohlfahrt nöthiges Opfer sei. Das Unglück dieser Entweichung ward Fouché zugeschrieben und man vergaß bereits, daß er die Thore von Paris geöffnet, um ihm bitter vorwerfen zu können, Napoleon nicht ausgeliefert zu haben, wobei man Gelegenheit nahm, zu sagen: er verrathe alle Parteien. Die Bourbonen und die Alliirten waren von außerordentlicher Bewunderung zu einem heftigen Wüthen gegen ihren Günstling der letzten Tage, übergegangen. Talleyrand und der Herzog von Wellington allein hatten gewagt, Fouché zu vertheidigen. Trotz der weisesten Vorstellungen war man sehr aufgebracht in den Tuilerien, und der am Abende des Einzugs in Paris, d. h. am 8. Juli, vor den König gerufene Fouché, wagte nicht, die gute Handlung, welche er am 6ten dadurch begangen, daß er Napoleon zur Abreise von Rochefort drängte, zu behaupten. — Er vertheidigte sich im Gegentheile unterthänigst und auf das Dringen Ludwigs des XVIII. versprach er, sein Möglichstes zu thun, um des gefürchteten Flüchtlings auf dem Lande oder Meere wieder habhaft zu werden. — Dessenungeachtet hielt er nicht Wort, schickte, in das Polizeiministerium zurückgekehrt, keinen Courier und ließ so seine früheren Befehle in Kraft.

Napoleon hatte Malmaison am 29. Juni um 5 Uhr Abends verlassen. Die Hitze war erstickend und die stummen und tiefbetrübten Begleiter Napoleons ehrten sein Schweigen. Zu Rambouillet angekommen,

wollte er die Nacht zubringen, um „auszuruhen“, wie er sagte; aber in Wirklichkeit, um langsamer von dem Throne sich zu entfernen, von welchem er gestiegen. um in eine schmachvolle Gefangenschaft zu gerathen. Eine Reue, ein einfaches Nachdenken jener Männer, welche ihn im Angesichte feindlicher Armeen seines Degens beraubt hatten, konnte ihm den Heerbefehl wieder zurückgeben, an welchem er mehr festhielt, als am Throne selbst. Nachdem er die Nacht und den Morgen des 30. Juni gewartet, reiste er gegen Tagesmitte ab, kam am 1. Juli durch Tours, unterhielt sich eine kurze Zeit mit dem Präfekten, nahm alsdann den Weg nach Poitiers, hielt außerhalb dieser Stadt einige Stunden während der Hitze an, ward, durch St. Maixent kommend, einiger Gefahr seitens der vendée'schen Bevölkerung ausgesetzt und traf am Abende in Niort ein, ohne während dieser ganzen Reise ein Wort gesprochen zu haben. In letzterer Stadt erkannt, ward er der Gegenstand eines lebhaften Interesses, denn die Einwohner waren der Ausdrucksweise des Landes zufolge „Blaue“ aus Haß gegen die Weißen, von denen sie umgeben waren. Es befanden sich zu Niort kaiserliche Truppen, zur Unterdrückung der Insurgenten geschickt und Napoleon befand sich daselbst in vollkommener Sicherheit. Der kleine Gasthof, an dem er abgestiegen, war bald von Soldaten, Leuten aus dem Volke und Bürgern umgeben, welche riefen: „Es lebe der Kaiser!“ und ihn dringend zu sehen verlangten. Trotz seiner geringen Neigung, sich zu zeigen, willigte er ein, an einem Fenster zu erscheinen und sein Anblick brachte ein Freudengeschrei hervor, welches sein schwergepreßtes Herz für eine kurze Zeit

etwas erleichterte. „Bleiben Sie bei uns!“ rief man von allen Seiten und fügte das Versprechen bei, ihn tapfer zu vertheidigen. Der Präfekt kam, um ihn zu ersuchen, sein Nachtquartier im Präfekturgebäude zu nehmen und er gab so vielen, gewiß uneigennützigen Anhänglichkeitsbezeugungen nach. — Er brachte den 2. Juli in Niort, in Mitten einer unaussprechlichen Bewegung zu, welche er theilte und der sich zu entziehen, er keinen Wunsch fühlte. Am Morgen des 3. indessen, ließ ihn General Beker, stets voll Rücksicht und Nachgiebigkeit, die Gefahr dieses Zögerns fühlen, denn von Augenblick zu Augenblick konnte die Rhede von Rochefort blokirt werden, wodurch es ihm alsdann unmöglich geworden wäre, nach den Vereinigten Staaten abzusegeln. — Er entschloß sich, zur Weiterreise, ungeachtet der Mühe, welche es ihn kostete, eine so gastfreie und freundschaftliche Bevölkerung zu verlassen. Lebhaft erregt, sein Gesicht in den Händen verbergend, entfernte er sich und ward von der Cavallerie so lange eskortirt, als die Kräfte der Pferde es erlaubten. Am Abende des 3. Juli langte er in Rochefort an.

Der Marine-Präfekt de Bonnefoux, kannte seine Pflicht so gut wie General Beker; er wollte der Regierung gehorchen, aber indem er dies that, allen Respekt beobachten, welchen er dem großen Manne, den das Schicksal auf einige Tage seiner Diskretion übergab, schuldig zu sein fühlte. Die Bevölkerung theilte die Gesinnungen derjenigen von Niort. Sie war Napoleon wirklich verpflichtet, welcher ausgedehnte Bauwerke auf ihrem Territorium hatte ausführen lassen und hatten in ihrer Mitte eine Menge Seeleute, welche

kürzlich erst aus den Gefängnissen von England gekommen. Es lagen in Rochefort ein Marine-Regiment, auf der Insel Aix einkasernirt, eine zahlreiche Garnison, 1500 Mann auserwählte Nationalgarde, viel Gensdarmerie, seiner Zeit versammelt, die Royalisten niederzuhalten, folglich alle Kräfte, um den gestürzten Kaiser zu beschützen, ja selbst bei einem etwaigen letzten Wagniß zu unterstützen. Als sich am Morgen des 4. die Nachricht von der Ankunft Napoleons verbreitet, strömten die Einwohner unter seinen Fenstern zusammen, verlangten ihn zu sehen und riefen, als sie ihn erblickten, begeistert: „Es lebe der Kaiser!“ Gerührt durch diesen Empfang, dankte ihnen Napoleon mit der Hand und, versichert durch das seinen Augen sich bietende Schauspiel, daß er in Mitte dieser ihm so geneigten Menschen, keine Gefahr zu gewärtigen habe, entschloß er sich, daselbst einige Tage zu verweilen, um reiflich zu erwägen, was er thun solle; den Boden Frankreichs zu verlassen, war für ihn das grausamste Opfer. Er bedachte nicht, daß Angesichts des bewaffneten Europa's, die Männer, welche regierten, seine Hilfe selbst nicht als einfacher General annehmen gewollt. Er hoffte, die Armee würde im letzten Augenblicke in anderer Weise urtheilen und gleich dem zum Tode Verurtheilten, heftete er sich an die geringsten und selbst unwahrscheinlichsten Hoffnungen.

Wenn aber die Zögerung auch Zeit ließ zu seiner Rückkehr (welche nur sehr wenig wahrscheinlich), so raubte sie ihm die Chancen, den Engländern zu entkommen und einer harten Gefangenschaft sich zu entziehen. Es war in der That nicht möglich, daß die zahlreichen Emissäre, welche unaufhörlich mit der eng-

lischen Flotte verkehrten, die Ankunft Napoleons in Rochefort nicht bekannt und die Blokade der Küste enger machten. Bis zum 29. Juni waren die kreuzenden Schiffe wenig zahlreich und sehr entfernt geblieben; aber von diesem Tage an hatten sie sich um zwei Schleußen, die Schleuße Breton und Antioche, welche Rochefort mit dem Meere verbinden, genähert. Die Fregatten "la Saale" und "la Meduse", neugebaut, und als die besten Segler in der französischen Marine bekannt, lagen im Hafen, bereit, beim ersten Signale die Anker zu lichten. Die erst kürzlich erneuerten Befehle der provisorischen Regierung schrieben vor, Napoleon zu gehorchen, ihn überallhin zu verbringen, wohin er wolle, ausgenommen an die französische Küste. Der Kommandant der „Saale", Kapitain Philibert, der auch die andere Fregatte unter seinem Befehle hatte, war ein erfahrener Seemann, treu seinen Pflichten, aber weniger verwegen, als sein erster Officier, Käpitain Ponée, Befehlshaber der „Meduse", der bereit war, Alles zu versuchen, um Napoleon auf freien Boden zu verbringen. Dieser tapfere Officier sah darin eine gegen das Unglück, sowie gegen den Ruhm Frankreichs zu erfüllende Pflicht, nach seinem Dafürhalten in Napoleon personificirt, welcher ihm auch als Besiegter von Waterloo nicht minder glorreich erschien.

Kaum angekommen, wollte Napoleon, daß man in einem Marinerath die verschiedenen Ansichten, wie man sich den englischen Kreuzern entziehen und das offene Meer gewinnen könne, prüfe. Der Marinepräfekt berief zu diesem Zwecke die erfahrensten Seeleute zusammen, unter Andern auch Admiral Martin, einen

alten Seehelden des amerikanischen Krieges, sehr vernachläßigt unter dem Kaiserreiche, der sich aber bei dieser Gelegenheit benahm, wie wenn er immer in Gunst gestanden hätte. Trotz der Annäherung der englischen Kreuzer, waren die beiden Fregatten als so gute Segler bekannt, daß man nicht daran zweifelte, daß, wenn dieselben die Schleußen passirt, sie aller Verfolgung spotten könnten. — Aber hiezu war ein günstiger Wind nöthig und unglücklicher Weise wehte derselbe hartnäckig conträr. Der Kapitain eines dänischen Schiffes, Franzose von Geburt, erbot sich, Napoleon nach Amerika zu bringen und ihn während der Fahrt so gut zu verbergen, daß die Engländer ihn nicht entdecken könnten. Er verlangte nur, daß man die Rheder für eine solche Expedition entschädige. Alles sprach für die Treuherzigkeit dieses tapfern Mannes, aber es widerstritt Napoleon, daß er sich in dem untern Raume des neutralen Schiffes verberge, und sich dadurch der Gefahr aussetze, in einer seiner unwürdigen Situation betroffen zu werden. — Admiral Martin ersann ein anderes Mittel. An der Mündung der Gironde lag eine gut ausgerüstete Corvette, unter dem Befehle des Kapitains Baudin (späteren Admirals) eines Officiers von seltener Verwegenheit. Es war nach seiner Meinung leicht, auf einem gutbewaffneten Boote aus der Charante in die Soudre überzulaufen und dann noch eine Strecke von einigen Meilen zu Lande zu machen, Royan zu erreichen, wo Napoleon sich alsdann einschiffen konnte. Die Gironde zog weit weniger die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich, als die Charante; es war daher große Chance, die hohe See zu gewinnen und wohlbehalten nach Amerika

zu gelangen. — Dieser Gedanke schien Napoleon zuzusagen und ohne ihn noch bestimmt anzunehmen, ward beschlossen, daß man den Plan vor der Hand prüfen solle. Während dieser Zeit konnte sich ein günstiger Wind erheben und es war nicht unmöglich, daß man die von dem Herzoge von Wellington geforderten Sicherheitspässe erhielte. — Dies Alles bildete Vorwände, um Zeit zu gewinnen, Vorwände, welche Napoleon mehr gefielen, als er sich selbst eingestand. — In diesem Augenblicke langte sein Bruder Joseph, nach mehreren Gefahren, in Rochefort an. Er hatte die französischen Armee-Colonnen auf ihrem Marsche gegen die Loire gesehen und mit der Mehrzahl der Chefs gesprochen, welche inständig baten, Napoleon möge sich an ihre Spitze stellen.

Diese Nachrichten bewegten Napoleon heftig; es sprach Manches für die Sache. Die französische Armee, welche sich den westlichen Provinzen näherte und Alles um sich sammelte, was in die Provinzen geschickt worden, konnte sich auf 80,000 Mann verstärken, die, hinter der Loire aufgestellt, die Mittel besaß, diese Grenze den Feinden streitig zu machen, welche, sowie sie in Frankreich weiter eindrangen, sich mehr und mehr schwächten. Mit der Verzweiflung von 1814 schlagend, vermochte jene einen folgenreichen Sieg zu erringen.

Napoleon erwog hochbewegt die verschiedenen Chancen, welche sich ihm darboten; aber wenn er die Sache schärfer ins Auge faßte, so mußte sein Eifer nothwendig wieder erlöschen. Derartige Abenteuer wären eher zu versuchen gewesen, als er noch in Paris war und die Gewalt und alle Hilfsquellen Frank-

reichs in Händen hatte. Jetzt, da er abgedankt, die legale Macht verlassen, den in Paris eingezogenen Bourbonen gegenüber, stand er als Rebell da. Hinter die Loire sich zurückgezogen, hätte er Frankreich nicht nur moralisch getheilt, wie vor der Abdankung, sondern auch materiell. Die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges war zu nichte geworden. — Ohne Zweifel würde der Kampf längere Zeit gedauert haben, aber nur um das Land mit Ruinen zu bedecken und die Schrecken des Krieges, aus dem Norden Frankreichs, welcher diese seither allein kennen gelernt, in das Centrum und den Süden, die denselben höchstens durch die Conscription empfunden, zu verpflanzen. Napoleon mußte sich selbst sagen, daß Alles vorüber wäre. Aber wenn er solche Gedanken beseitigt, so kehrten dieselben nichtsdestoweniger immer wieder. Er ließ auf diese Art den 5., 6. und 7. Juli vorüber gehen, unter dem Vorwande, die verschiedenen Einschiffungsprojekte zu prüfen und günstigen Wind abzuwarten; in Wahrheit aber nur, um die Zeit dazu zu verwenden: einen Entschluß zur Reife zu bringen, ob er sich zur Loire-Armee begeben solle. — Ein Entschluß, welcher, wenn er sich verwirklicht hätte, noch weit Unheilvolleres geboren haben würde, als der, welcher ihn von der Insel Elba zurückgeführt.

Der würdige General Beker sah mit Schmerz dieses lange Zögern und wagte es doch nicht, den Mann von dem Territorium zu treiben, welcher in den Augen jedes aufgeklärten und patriotischen Franzosen zwar manches Unrecht gegen sich, aber auch ebensoviel Rechtsgründe für sich hatte. Weiterer Aufschub war unmöglich; jede Stunde bedrohte mehr Napoleons

Sicherheit. In der That, sowohl die provisorische Regierung, als auch der seinem Herrn treugebliebene Marineminister Decrès, wiederholten General Beker, daß man Napoleon, in seinem, wie im Interesse des Staates, zur Abreise drängen müsse, indem die Verlängerung seines Aufenthaltes an der Küste die Friedens-Unterhandlungen erschwerte und den Engländern Zeit ließe, die Blokade zu verengern. — Der Marineminister bevollmächtigte General Beker, indem er ihn aufforderte, diese Abreise zu beschleunigen, nicht nur die Fregatten zu diesem Zwecke zu requiriren, sondern jedes der im Hafen zu Rochefort ankernden Fahrzeuge, ohne irgendwie die Interessen desselben zu berücksichtigen. Was der Minister nicht sagte, General Beker jedoch vollkommen errieth, war, daß die provisorische Regierung nur noch einige Stunden zu leben hatte und diejenige, welche ihr folgte, neue, vermuthlich strengere Befehle, bezüglich des gestürzten Kaisers geben würde.

Am Morgen des 8. theilte General Beker Napoleon das Drängen der provisorischen Regierung mit. Auch machte er ihm bemerklich, daß wohl eine Ueberraschung hinsichtlich neuer Befehle bevorstünde, wenn, wie Alles anzukünden scheine, die provisorische Regierung zu Gunsten der siegreichen Emigration gestürzt würde. Dieser Grund war so triftig, daß Napoleon nichts dagegen einwenden konnte und Alles zu ordnen befahl, um am selben Tage noch nach der Insel Aix überzusetzen.

Wirklich bestieg er Abends den Wagen, um sich nach Fouras, an die Mündung der Charante und den Hafen von Aix zu begeben. Die von der Abreise benach-

richtigte Bevölkerung eilte herzu und begleitete ihn mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ Aller Herzen waren lebhaft bewegt und Thränen rannen über manche von Meer und Krieg gebräunte Gesichter. Napoleon ebenso ergriffen, winkte mit der Hand ein schmerzliches Lebewohl und reiste ab. — Mehrere Wagen, die Begleiter enthaltend, folgten dem seinigen. Als der Tag sich neigte, erreichte man die Ufer des Meeres. Es wehte kein günstiger Wind, demungeachtet zog Napoleon vor, an Bord der „Saale“ zu gehen, statt direkt nach der Insel Aix, um die erste Brise zu benützen; er ward daselbst mit hoher Ehrerbietung empfangen. Er richtete sich unverzüglich und so gut als möglich, da zu seiner Aufnahme noch keine Vorbereitungen hatten getroffen werden können, auf dem Schiffe ein, welches bestimmt war, ihn nach Amerika zu bringen.

Da der Wind am folgenden Tage der gleiche blieb, besuchte Napoleon die Insel Aix. Die Bewohner derselben kamen an den Landungsplatz gelaufen und begrüßten ihn mit Jauchzen. Er ließ das daselbst befindliche aus 15000 Mann bestehende Marine-Regiment (auf welches er zählen konnte) Revue passiren. Sie alle riefen: „Es lebe der Kaiser!“ und fügten noch bedeutungsvoll hinzu: „Zur Armee an der Loire!“ Napoleon dankte ihnen für ihre Ergebenheitsbezeugungen und ging alsdann, um die ausgedehnten Arbeiten zu besichtigen, welche unter seiner Regierung für die Sicherheit dieser großen Rhede ausgeführt worden. Immer gefolgt von der Bevölkerung und den Truppen verfügte er sich an den Einschiffungs-Quai und übernachtete an Bord der Fre-

gatte. Am nächsten Tage mußte man sich entscheiden. Der Marinepräfekt Bonnefoux überbrachte neue Depeschen aus Paris für General Beker. Diese waren noch entschiedener als die vorhergehenden. Sie raubten jede Hoffnung; die verlangten Sicherheitspässe, schrieben die unverzügliche Abreise vor, bevollmächtigten von Neuem, auf jede Gefahr hin, die Fregatten zu expediren und wenn diese, als zu auffallend, nicht passend schienen, die Wachsamkeit des Feindes zu täuschen, sich eines gut segelnden Avisoschiffes zu bedienen, das Napoleon überallhin verbringen sollte wohin er wollte, ausgenommen auf irgend einen Theil der französischen Küste. — Nur in einem Punkte motivirten diese Depeschen die vorhergehenden. Seither den Fall in Betracht nehmend, Napoleon könnte versucht sein, sich den Engländern anzuvertrauen, hatten sie das Verbot enthalten, ihn hierin zu unterstützen, indem die provisorische Regierung fürchtete, in einem solchen Falle des Verrathes beschuldigt zu werden; jetzt aber, da diese Regierung, Angesichts der mehr und mehr sich entwickelnden Parteileidenschaften zu glauben anfing, daß Napoleon in den Händen Englands weniger in Gefahr wäre, als in denen der siegreichen Emigration, so ertheilte sie Vollmacht, mit den englischen Kreuzern in Verbindung zu treten, aber nur auf ein schriftliches Verlangen Napoleons, derart abgefaßt, daß er selbst alle Folgen seines Entschlusses übernehme.

Nach solchen Instruktionen war nicht mehr zu zögern. Der französische Kapitain Besson, Befehlshaber des neutralen dänischen Schiffes, bestand auf seinem Anerbieten, Napoleon so zu verbergen, daß die Engländer ihn sicher nicht entdecken könnten; dieser aber ver-

schmähte eine solche Entweichung. Mit den Fregatten abzureisen, war nicht leicht, obgleich der Wind weniger ungünstig geworden. In dieser Lage sandte man eine Barke aus, um die Durchfahrten, sowie die Positionen der Engländer zu recognosciren. Unter Anderem nahm man den Vorschlag des alten Admirals Martin wieder auf. Ein Officier ward an Kapitain Baudin abgesandt, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Endlich, um keinen Weg zu vernachläßigen, auf welchem man sich aus dieser Verlegenheit ziehen könnte, dachte Napoleon daran, einen seiner ihn begleitenden Freunde an die englischen Kreuzer zu schicken, um zu erfahren, ob, wenn er zufällig die Sicherheitspässe nicht erhielte, man geneigt wäre, ihn in einer ihm gebührenden und Sicherheit bietenden Weise zu empfangen. Napoleon neigte in der That mehr zu einem Vertrauensakt gegen die brittische Nation, als durch Tollkühnheit einen wenig wahrscheinlichen und durch die Art selbst einen seinem Ruhme nicht angemessenen Erfolg zu erzielen. Wenn er nach einem Kampfe mit den Fregatten verhaftet würde, so könne man sagen: Nachdem dieser Mann so viel Blut für seinen Ehrgeiz vergossen, mache er auch noch welches für seine Person fließen. In beiden Fällen konnte man vom Kriegsrecht gegen ihn Gebrauch machen. — Vorausgesetzt, es gelänge ihm, Amerika zu erreichen, wäre er ohne Zweifel versichert gewesen, daß man ihn dort mit Bereitwilligkeit aufnehmen würde, denn er erfreute sich daselbst einer großen Popularität; aber er war nicht gewiß, ob es ihn gegen eine Reclamation Europa's, welches sicher nicht ermangeln würde, ihn nöthigenfalls sogar mit Gewalt zurückzufordern, zu vertheidigen vermöchte.

Durfte er, nachdem er die alte Welt mit den Schrecken des Krieges erfüllt, mit diesen auch die neue heimsuchen? Obgleich er ein freies, friedliches Leben am Busen der Natur Amerika's träumte, besaß er doch zu viel Scharfblick, als daß er hätte glauben können, die alte Welt würde ihn gutwillig in diesem seinem Asyle lassen. — Er zog also vor, sich an die Engländer zu wenden, um durch sein ehrendes Vertrauen in ihre Großmuth von dieser ein friedliches und seiner würdiges Asyl zu erhalten. Sie hatten es Ludwig dem XVIII. und allen Fürsten, welche dasselbe angerufen, gewährt. Sollten sie ihm verweigern, was sie allen großen Unglücklichen bewilligt? Ohne Zweifel zwar, war er kein unantastbarer Flüchtling, wie jener Ludwig, aber, indem er im Namen seiner Ehre und seines Ruhmes unterhandelte und die Verbindlichkeit einging, die Ruhe der Welt nicht mehr zu stören, konnte man alsdann seinen Worten nicht Glauben schenken?

Ohne ihn förmlich als Gefangenen zu halten, war es doch möglich, daß man Vorsichtsmaßregeln gegen ihn gebrauchen mußte, welche Europa beruhigten. Auf ein großes, bewegtes Leben verzichten, seine Laufbahn in Ruhe, umgeben von Freundschaft, den Ergebnissen der Wissenschaft und aufgeklärten Geistern, war sein Traum in diesen Augenblicken. Und dieser schien ihm eines Versuches werth. Er beauftragte de Las Cases, welcher englisch sprach und den Herzog von Rovigo, der sein ganzes Vertrauen besaß, sich an Bord des Bellérophon zu begeben, auf welchem die Commandanten-Flagge wehte, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Diese Beiden wurden daselbst von dem Kapitain Maitland, dem Befehlshaber der eng-

lischen Kreuzer, mit außerordentlicher Höflichkeit, jedoch auch mit einer Zurückhaltung empfangen, welche in keiner Weise die Intensionen der brittischen Regierung erkennen ließ. Capitain Maitland kannte von den letzten Begebenheiten nur die Schlacht von Waterloo. Die Abreise Napoleons und seine Gegenwart zu Rochefort waren für ihn ganz neue Umstände. Er hatte keine Sicherheitspässe für Napoleon empfangen, woraus natürlich hervorging, daß er jedes Kriegsschiff anhalten würde, welches die Blokade durchbrechen und jedes neutrale, das entwischen wolle, einer Durchsuchung unterwürfe. — Die Person Napoleons anlangend, sagte er, habe er weder Befehl noch Verbot, ihn aufzunehmen, da der Fall nicht vorhergesehen war; doch sei dieser sehr einfach: er empfange ihn an Bord, denn man empfange stets einen Feind, der sich ergibt und er zweifle nicht daran, daß die englische Nation den ehemaligen Kaiser der Franzosen mit der seiner früheren Größe und seinem Ruhme gebührenden Rücksicht behandeln werde. Kapitain Maitland bot schließlich an, seinem Vorgesetzten, dem Admiral Hotham, welcher gegenwärtig auf der Höhe von Quiberon kreuzte, Nachricht zu geben. Die beiden Abgesandten Napoleons willigten in diesen Vorschlag und zogen sich, erfreut über die Höflichkeit dieses Stationschefs, aber sehr ungenügend über Das, was man von der brittischen Großmuth zu erwarten hätte, unterrichtet, zurück. Kapitain Maitland folgte ihnen mit dem Bellérophon und ging in der Rhede von Basques vor Anker, um, wie er sagte, bereit zu sein, die begonnene Verbindung fortzusetzen.

Am 11. erhielt Napoleon die Rapporte von Rovigo und Las Cases, wie man sieht, ziemlich unbe-

stimmte, nicht beunruhigend, aber auch nicht beruhigend, hinsichtlich der Folgen eines gegen England geäußerten Vertrauensaktes. Der auf Recognoscirung der Schleußendurchfahrten ausgesandte Officier berichtete, die Engländer wären näher, wachsamer als je und es wäre unmöglich, ohne von ihnen bemerkt zu werden, zu passiren. Es blieb mithin nur noch die gewaltsame Durchfahrt übrig und um diese zu bewerkstelligen, war jetzt der bei Basques ankernde Bellérophon ein großes, aber nicht unüberwindliches Hinderniß. Dieser war ein altes Schiff von 74 Kanonen und ein nur mittelmäßiger Segler gegenüber zwei ganz neuen, gut ausgerüsteten, mit ergebener Mannschaft versehenen, sehr schnell segelnden Fregatten. — Die andern englischen Fahrzeuge anlangend, welche die Station bildeten, waren von so schwacher Beschaffenheit, daß man sich um sie nicht zu kümmern nöthig hatte. Im Innern der Rhede befanden sich noch eine Corvette und verschiedene andere kleine Fahrzeuge, deren man sich bedienen konnte und, wenn man keine Zeit, um einen Gewaltstreich auszuführen, verlor, so war es wahrscheinlich, daß es gelang, eine Durchfahrt zu erzwingen.

Napoleon wandte sich an die Befehlshaber der „Saale“ und „Medusa“, um zu erfahren, was sie von einem solchen Versuche hielten. Der Wind war günstiger geworden und die durch Säumniß erwachsende Schwierigkeit nicht mehr so groß. Dieser Umstand weckte in Kapitain Pouër, Befehlshaber der Medusa einen heroischen Entschluß. Er hielt dafür, man könne mittelst eines Aktes der aufopferndsten Ergebenheit allein, zum Zwecke gelangen und erbot

sich, sowohl diese That auszuführen, als auch sie zu verantworten. Er wolle, sagte er, bei Sonnenuntergang da gewöhnlich eine günstige Brise zum Auslaufen aufspringe, die Anker lichten; alsdann würde er sich Bord an Bord des Bellérophon begeben, einen hartnäckigen Kampf beginnen und an dessen Flanken geheftet bleiben, bis derselbe geworfen sei; das hieße also: daß er, indem der Bellérophon an jeder Bewegung gehindert würde, die Medusa opfere. Während dieser Zeit gewänne die Saale mit Napoleon das offene Meer, indem sie hinter sich und kampfunfähig die schwachen Fahrzeuge ließe, welche ihrem Laufe in den Weg zu segeln versucht sein könnten. Napoleon urtheilte, daß dieser Plan viele Chancen für sich habe. Aber Kapitain Philibert, welcher den weniger gefährlichen Theil des Wagstückes übernehmen sollte und mehr zur Vorsicht neigte, schien die Verantwortlichkeit zu fürchten, die auf ihm lastete, wenn er eines der beiden unter seinem Befehle stehenden Fahrzeuge, einem fast sicheren Untergange preisgab. — Bei gleicher Ergebenheit der Kapitaine würde Napoleon das dargebotene Opfer angenommen haben. Die Hand des Kapitain Pouér bewegt ergreifend und drückend, lehnte er das ganze Erbieten ab, indem er sagte, er wolle für seine Person allein, so tapfere Leute, wie er, nicht opfern; er wünsche, daß solche Frankreich erhalten blieben.

Von diesem Augenblicke an, konnte also an den Dienst der Fregatten nicht mehr gedacht werden; mithin blieb nur noch die Einschiffung auf der Gironde. Der an Kapitain Baudin abgeschickte Officier war mit sehr befriedigenden Rapporten zurückgekehrt. Jener

erklärte seine Corvette für vortrefflich und ließ sagen, er sei bereit, Napoleon hinzuführen, wohin er wolle. Unglücklicher Weise war der Weg zu Lande dahin fast unmöglich geworden, denn er führte durch Gegenden, in welchen die Royalisten die Oberhand hatten. Die Gemüther waren erregt und man lief, wenn man in geringer Zahl war, Gefahr, aufgehoben zu werden, befand man sich dagegen in größerer, um sich mit Erfolg vertheidigen zu können, so stand wieder zu befürchten, die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich zu lenken.

Am nächsten Morgen, den 12., erhielt Napoleon Besuch von seinem Bruder sowie Depeschen aus Paris, welche die Erzählung der letzten Begebenheiten enthielten. Die provisorische Regierung war gestürzt, Fouché Herr von Paris im Namen Ludwigs des XVIII. und neue, höchst feindselige Befehle standen zu befürchten. Von diesem Augenblicke an, war geboten, gleichviel auf welche Weise, von Frankreichs Küsten zu scheiden, denn weniger noch waren für Napoleon die Engländer, als die siegreichen Emigranten gefährlich. Er verließ also die „Saale“, da die Fregatten nicht mehr dienen konnten, ihn nach der andern Hemisphäre zu befördern. Von den warmen Abschiedsgrüßen der Mannschaft begleitet, schiffte er sich nach der Insel Aix ein, deren Bevölkerung ihn wie an den vorhergehenden Tagen empfing. Aber ein neuer Gedanke, ebenso plausible und ebenso heldenmüthig, wie der des Kapitain Ponée, tauchte jetzt auf. Da sich die Nachricht verbreitet hatte, daß die Fregatten, in Folge der außergewöhnlichen Vorsichtigkeit des einen ihrer Kapitäne, nicht die Ehre haben wür-

den, Napoleon zu retten, ersannen die hierüber ärgerlichen jungen Officiere ein anderes Mittel, um ihn und sich dem Feinde zu entziehen. Sie erboten sich, zwei Fischerfahrzeuge (eine Art gedeckter Boote) zu nehmen, sie mit vierzig bis fünfzig entschlossenen Leuten zu bemannen und entweder mittelst Rudern oder einem Segel das offene Meer zu erreichen, sich alsdann der Gunst des Windes zu überlassen, der sie vielleicht einem Kauffahree begegnen ließe, dessen sie sich alsdann bemächtigten und ihn nöthigten, seinen Curs nach Amerika zu nehmen. Es war außer allem Zweifel, daß, von der Nacht begünstigt und mit Hilfe der Ruder es gelang, unbemerkt hinauszukommen. Indessen erhob sich doch ein ernster Einwurf gegen diese neue Combination. In diesen Gewässern war es möglich, daß, wenn man nicht unverzüglich einem Handelsschiffe begegnete, man an die spanische Küste getrieben wurde und daselbst der größten Gefahr ausgesetzt war.

Demungeachtet ward das Projekt angenommen und diese tapfern Officiere wurden ermächtigt, Alles zur Ausführung vorzubereiten. Sie wählten unter ihren Kameraden die kräftigsten und verwegensten, hiezu eine genügende Zahl der besten Matrosen und am nächsten Tage, am Abende des 13. Juli führten sie ihre beiden Fahrzeuge auf den Ankerplatz der Insel Aix. Napoleon hatte seinen Entschluß gefaßt, — er wollte diese Art Entweichung versuchen, — als eine unsägliche Verwirrung sich um ihn her verbreitete. Die ihn begleitenden Personen waren zahlreich und unter diesen befanden sich die Familien mehrerer seiner Verbannungsgenossen. Diejenigen, welche nicht ab-

reisten, empfanden den Schmerz der Trennung, die Andern den Schrecken eines Versuches, der sie auf zerbrechlichen Booten dem tückischen Golfe von Gascogne aussetzen sollte. Die Frauen schluchzten. Dieses Schauspiel erschütterte die sonst so feste Seele Napoleons. Man suchte ihm verschiedene Gründe geltend zu machen, bei welchen er zuvor nicht geneigt gewesen, zu verweilen: wie zum Beispiel: die Möglichkeit, daß wenn man nicht alsbald einem Kauffahrer begegne, man an die spanische Küste getrieben würde, wo Einen ein sicherer Untergang erwarte, — sowie auch die hohe Wahrscheinlichkeit, von den Engländern bemerkt zu werden, welche nicht säumen würden, sie zu verfolgen und der beiden Boote sich zu bemächtigen. „Nun wohlan!“ sagte er beim Anblicke der Thränen, „enden wir damit und übergeben wir uns den Engländern, weil wir auf jegliche Weise so wenig Chancen haben, ihnen zu entwischen!“ — Er dankte den tapfern jungen Leuten, welche mit Gefahr ihres Lebens ihn retten gewollt und war entschlossen, sich am nächsten Tage der englischen Marine auszuliefern.

Am Morgen des 14. schickte er nochmals an Bord des Bellérophon, um zu erfahren, welche Antwort der Kapitain Maitland von seinem Vorgesetzten dem Admirale Hotham, erhalten hätte, der, wie wir sagten, auf der Höhe von Quiberon kreuzte. Wieder war Las Cases, diesmal aber von General Lallemand begleitet, mit diesem Auftrage betraut. Kapitain Maitland wiederholte, daß er bereit sei, Napoleon an Bord zu empfangen, aber ohne auf irgend eine Verbindlichkeit einzugehen, da man nicht Zeit gefunden, Instruktionen von London zu verlangen. Er bestätigte von

Neuem — immer jedoch nur nach seiner persönlichen Meinung — daß der Kaiser in England diejenige Gastfreundschaft finden würde, welche seither so vielen erlauchten Flüchtlingen zu Theil geworden. Kapitain Maitland konnte das Schicksal Napoleons nicht vorhersehen, aber wahrscheinlich der Wunsch, den ehemaligen Herrn der Welt an Bord zu bringen und diesen seinen, über eine solche Gefangennehmung staunenden Landsleuten, zuzuführen, veranlaßte ihn, ein wenig mehr, als er hoffen konnte, zu versprechen, denn unmöglich war es, vorauszusehen, daß die englische Regierung Napoleon soviel Freiheit gönne, wie Ludwig dem XVIII. — General Lallemand, welcher zum Tode verurtheilt war, hatte gefragt, ob es wahrscheinlich wäre, daß England ihn und mehrere seiner Unglücksgenossen ausliefere. Kapitain Maitland wies eine solche Befürchtung als eine Beleidigung von sich und gab in dieser Beziehung die besten Versicherungen, was ein Beweis war, daß er zwischen Lallemands und Napoleons Lage scharf distinguirte, sowie daß er nicht vollständig die Gefahr verkannte, welcher sich Letzterer aussetzte, indem er sich an Bord des Bellérophon begab. Bezüglich der Person des gestürzten Kaisers wiederholte er übrigens immer: er habe nicht das Recht, Verbindlichkeiten einzugehen und beschränkte sich darauf, als englischer Bürger zu sagen, was er von der Hochherzigkeit seiner Nation voraussetzen müsse.

Durch diese Sprache, mehr als es hätte sein sollen, versichert, kehrten Las Cases und Lallemand auf die Insel Aix zurück, um Napoleon von dem Resultate ihrer Sendung in Kenntniß zu setzen. Dieser

hörte sie aufmerksam an, und, da er gezwungen war, sich den Engländern anzuvertrauen, sah er in Dem, was man ihm mittheilte, einen Grund mehr, wenigstens eine erträgliche Behandlung hoffen zu dürfen und dies war Alles, was er sich schmeicheln konnte, erhalten zu können. — Bevor er sich indessen entschloß, berieth er sich noch einmal mit den ihn umgebenden Freunden. Es blieben nur zwei Wege: entweder sich England anzuvertrauen oder eine verzweifelte That in Frankreich selbst zu unternehmen, indem er sich an die Spitze der Loire-Armee stellte. — Obgleich der letztere Ausweg, in Betracht der günstigen Berichte und Ergebenheitsversicherungen, sowohl von der bezeichneten Armee, als auch der Garnison von Rochefort, sehr verlockend waren, so wollte er doch nicht, nachdem sein Erscheinen für Frankreich schon zweimal so unheilvoll gewesen, zum dritten Male wiederkehrend, es vollständig seinem Ruine entgegenführen. Er entschloß sich also, sich den Engländern auf jede Gefahr hin zu ergeben. Er that dies mit der ihm eigenen Größe und schrieb an den Prinzregenten Englands folgenden Brief, den General Gourgaud demselben persönlich behändigen sollte:

„Königliche Hohheit! — Den Parteiungen, welche mein Land theilen, sowie der Feindschaft der Großmächte ausgesetzt, habe ich meine politische Laufbahn beendet. Ich komme, wie Themistokles, um mich an den Herd des brittischen Volkes zu setzen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, welchen ich von Eurer Königlichen Hohheit beanspruche, als dem Mächtigsten, Großmüthigsten und Zuverläßigsten meiner Feinde.“

Dieser Brief hätte zu jeder Zeit die Ehre Englands mächtig bewegt. Im Zustande des Hasses, des Schreckens, den Napoleon einflößte, war es nur ein unnöthiger Anruf an seine Würde. Napoleon beauftragte Las Cases und Gourgaud, an Bord des Bellérophon zurückzukehren, daselbst seine Ankunft am folgenden Tage anzuzeigen und für den Letzteren zugleich freien Paß nach England zu verlangen. Die Ankunft dieser Herren an Bord des Bellérophon und deren Mittheilung von dem Entschlusse Napoleons, verursachte daselbst eine aufrichtige Freude. Man versprach ihnen, den Kaiser — so drückte man sich aus — mit den ihm gebührenden Ehren zu empfangen und ihn sogleich, nebst den Personen, welche ihn begleiteten, nach England zu verbringen. Ein leichtes Schiff ward General Gourgaud zur Verfügung gestellt, damit derselbe seinen Auftrag an den Prinzregenten sofort erfüllen konnte.

Der Augenblick war also nun gekommen, da Napoleon für immer Frankreich verlassen sollte. Am Morgen des 15. Juli schickte er sich an, die Insel Aix zu verlassen und richtete an General Beker folgende rührende Abschiedsworte: „General! ich danke Ihnen für Ihr edles und rücksichtsvolles Benehmen. Warum habe ich Sie so spät kennen lernen? Sie würden mich nie verlassen haben. Seien Sie glücklich und überbringen Sie Frankreich meine Wünsche für dasselbe!“ Also sprechend, schloß er den General tief bewegt in seine Arme. — Dieser wollte ihn an Bord des Bellérophon begleiten, aber Napoleon nahm dies nicht an. — „Ich weiß nicht, was die Engländer mir aufbewahrt haben“, sagte er ihm — „aber wenn diese meinem Vertrauen nicht entsprechen sollten, könnte

man behaupten, Sie hätten mich ihnen ausgeliefert.“ Diese Worte, welche bewiesen, daß Napoleon sich keine großen Illusionen machte, indem er sich den Engländern übergab, waren von wiederholten Bezeugungungen der Zuneigung für General Beker begleitet, der bis zu Thränen bewegt war. Hierauf stieg Napoleon unter den schmerzlichsten Abschiedsrufen der Menge, an's Ufer herab und schiffte sich, nebst seinen Verbannungsgenossen, in verschiedenen Booten ein, um sich an Bord der Brigg „Sperber“ zu begeben. Kapitain Maitland erwartete ihn unter Segel und hatte die größte Angst, seinen Händen noch die Trophäe entschlüpfen zu sehen, welche er seinen Landsleuten bringen wollte. Als er aber den Sperber gegen den Bellérophon steuern sah, verbarg er seine Freude nicht und ließ seine Mannschaft unter die Waffen treten, um den großen Besiegten zu empfangen, welcher ihm seinen Ruhm und sein Unglück darbrachte. Er stieg bis an den Fuß der Schiffsleiter herab, um Napoleon, den er Kaiser nannte, die Hand zu reichen. Auf dem Verdecke angelangt, stellte er ihm seinen Stab vor, wie er dies dem Herrscher Frankreichs gegenüber gethan hätte. Napoleon antwortete mit ruhiger Hohheit auf die Höflichkeiten des Kapitain Maitland und sagte ihm, daß er vertrauungsvoll komme, den Schutz britischer Gesetze zu suchen. Der Kapitain antwortete: noch habe Niemand es zu bereuen Ursache gehabt. sich Englands Großmuth anvertraut zu haben. Er richtete Napoleon so gut er konnte, auf dem Bellérophon ein und kündete ihm den baldigen Besuch des Admirals Hotham an. In der That langte dieser auf dem „Superb“ an und präsentirte sich Napoleon unter

den ehrerbietigsten Formen. Er bat ihn, ihm die Ehre seines Besuches auf dem Superb zu erzeigen und daselbst zu diniren. Napoleon willigte ein und ward an Bord des Superb wie ein wirklicher Herrscher behandelt. Nachdem er sich daselbst einige Stunden aufgehalten, kehrte er nach dem Bellérophon zurück, trotz des Wunsches des Admirals, ihn an Bord zu behalten. — Napoleon hätte auf dem Süperb eine bequemere Einrichtung gefunden, aber er fürchtete, Kapitain Maitland zu kränken, der ihm den größten Eifer bezeigt hatte und neidisch darauf war, ihn auf seinem Schiffe zu haben. Er blieb also auf dem Bellérophon, der nun sein Segel gegen England wandte. Der Wind war schwach; man hatte Mühe, den Kanal zu erreichen, indem man die Küsten Frankreichs entlang steuerte. Napoleon zeigte sich sanft und ruhig und ging unablässig das Deck auf und nieder, die Maneuvres beobachtend und an die Matrosen Fragen richtend, auf welche diese mit der größten Ehrerbietung antworteten, indem sie ihm alle seinen Titel gaben. Niemand hätte nach seiner Ruhe und dem Respekte, welchen er einflößte, geglaubt, daß er vom höchsten Throne in den tiefsten Abgrund gestürzt worden.

Die Fahrt ging langsam. Am 23. Juli bemerkte man Quessant und am Morgen des 24. warf man in der Rhede Torbay Anker, um die Befehle des Admiral Krith, Chef der verschiedenen Kreuzer des Oceans, entgegenzunehmen. Diese ließen nicht lange auf sich warten und der Bellérophon ward beordert, in der Rhede Plymount zu ankern. Kaum befand er sich da, als zwei stark bewaffnete Fregatten sich an seine

Seiten legten und ihn so unter ihren Kanonen hielten. Man sah mehrere englische Beamte von Kapitain Maitland Mittheilungen empfangen, sowie ihm dergleichen bringen, ohne daß von dem Gegenstande derselben etwas verlautete. Admiral Keith begab sich an Bord des Bellérophon, um Napoleon einen kurzen Convenienzbesuch zu machen, bei welchem er nicht ein Wort sprach, das auf die Intensionen der brittischen Regierung hätte schließen lassen können. Während dieses unheilkündende Schweigen um den erlauchten Gefangenen herrschte, nahm man auf allen Gesichtern, besonders auf dem des Kapitain Maitland die Verlegenheit derjenigen Leute wahr, welche eine unangenehme Nachricht zu verbergen oder ein Versprechen zurückzuziehen haben. Und was am Beunruhigendsten erschien, war, daß dieselben Leute, welche Lust hatten, ihm noch respektvoll zu begegnen, es nicht mehr wagten, es zu sein. In diesem Augenblicke langte General Gourgaud mit der Nachricht an, daß es ihm nicht gelungen, Napoleons Brief dem Prinzregenten zu übergeben und daß er genöthigt worden sei, denselben Admiral Keith einzuhändigen.

Napoleon konnte sich jetzt leicht von Dem, was in der Rhede von Torbay sich gegen ihn ereignete, nach der Wirkung, die ein geheimes Etwas auf den einen Theil seiner Umgebung äußerte, eine Vorstellung machen. Kaum war die Nachricht von seiner Ankunft in das Innere des Landes und endlich nach London gedrungen, als eine tolle Neugierde sich ganz Englands bemächtigte, das nun Denjenigen persönlich sehen wollte, der seit zwanzig Jahren so viel von sich reden gemacht. Die Engländer hatten Napoleon stets

als ein Ungeheuer betrachtet, das die Menschen durch den Schrecken beherrscht. — Aber die Neugierde ist nicht scrupulös und indem man ihn verabscheute, trachtete man doch, ihn zu sehen. — Die brittischen Journale, welche mit einer wilden Freude seine Gefangennehmung feierten, tadelten zu gleicher Zeit die wüthende Neugierde, welche ihre Landsleute zu ihm hinzog und suchten dieselbe durch ihren Tadel zu dämpfen; aber sie bewirkten damit weit mehr das Gegentheil und alle Pferde zwischen London und Plymouth wurden nur zum Transporte Neugieriger verwendet. Tausende von Booten umgaben beständig den Bellérophon und brachten daselbst, eines gegen das andere stoßend und sich ernsten Gefahren preisgebend, indem es auch täglich mehrere Ertrunkene setzte, viele Stunden zu, ohne daß sich dadurch der Eifer vermindert hätte. Man wußte, daß jeden Morgen Napoleon für einige Augenblicke auf das Verdeck kam, um frische Luft zu athmen, diese wurden abgewartet und sobald man ihn bemerkte, — herrschte Schweigen auf dem Meere. Dann, durch unwillkürlichen Respekt getrieben, entblößte die Menge das Haupt, ohne dabei weder in feindliche, noch freundliche Rufe auszubrechen. — Die englischen Minister, welche bemerkten, daß das Mitleid für das Unglück, die Sympathie für den Ruhm, dahin wirkten, den Haß zu mindern, befahlen endlich, die Besucher entfernt zu halten. Sie waren über die Selbstauslieferung Napoleons ebenso erstaunt, wie dies Kapitain Maitland gewesen. Von Paris aus nur von einer Entweichung Napoleons in Kenntniß gesetzt, hatten die englischen Minister die Unzufriedenheit der europäischen Diplomatie in Bezug auf Fouché

getheilt und geglaubt, dem großen Friedensstörer sei es geglückt, außer Bereich zu kommen und, immer noch in Freiheit, könne er bei erster Gelegenheit, Europa aufs Neue erschüttern. — Ihre Freude, als sie erfuhren, daß sich Napoleon auf einem ihrer Marineschiffe in der Rhede von Plymouth befinde, kam nur ihrem Erstaunen gleich. Der Vertrauensakt Napoleons rührte sie nicht und rief selbst bei Manchen den barbarischen Gedanken hervor, ihn Ludwig dem XVIII. auszuliefern, welcher vor der Geschichte die Verantwortlichkeit auf sich nehmen würde, die Erde von ihm zu befreien. — Aber ein so abscheulicher Entschluß war in einem Lande unmöglich, in welchem alle großen Maßregeln öffentlich verhandelt werden. Indessen jeden Entschluß dieser Art verwerfend und nur bestrebt, das strikte Recht zu beobachten, erwuchsen ernste Schwierigkeiten, denjenigen Standpunkt zu erhalten, von welchem aus die Lage, in welcher der erhabene Flüchtling sich befand, in's Auge gefaßt werden mußte. — Wäre er auf dem Meere gefangen genommen worden, indem er versuchte, zu entfliehen, so wäre er mit Recht Gefangener gewesen; es handelte sich deßhalb darum, ob, nachdem der Krieg beendet, es erlaubt war, den Urheber desselben zurückzuhalten? Ehe man jedoch diese Frage zur Sprache brachte, erhob sich eine noch viel delicatere, nämlich die: zu wissen, ob man einen Feind als kriegsgefangen ansehen könne, welcher sich selbst freiwillig ausgeliefert? — Die gelehrtesten Juristen Englands bei dieser Gelegenheit zu Rathe gezogen, waren in ziemlich großer Verlegenheit. Hinsichtlich der allgemeinen Ruhe, welche durch Napoleon stets bedroht war, durfte diese Verlegenheit nicht von

langer Dauer sein. Als Franzosen eine ganz natürliche Sympathie für den alten Gefährten unseres Ruhmes bewahrend, darf uns doch eine augenscheinliche Wahrheit nicht verkennen lassen, daß das seit zwanzig Jahren erschütterte und erst kürzlich wieder von Neuem aus seiner Ruhe emporgeschreckte und zum Vergießen von Strömen Blutes genöthigte Europa, nicht darauf verzichten konnte, sich gegen neue Unternehmungen, die immer von diesem verwegenen Genie zu befürchten blieben, zu schützen. Wäre er ein gestürzter Herrscher gewöhnlicher Natur gewesen, wie Ludwig XVIII., so hätten die Pflichten der Gastfreundschaft geboten, ihm in dem freien England einen Ort anzuweisen, wo er im Frieden sein Dasein beschließen konnte. Aber den Mann sich in den Straßen Londons ergehen zu lassen, welcher von der Insel Elba entwischt und die Armeen Europa's auf das Schlachtfeld von Ligny und Waterloo gerufen, war doch wohl unmöglich. Wenn Staaten die Existenz anderer respectiren müssen, so haben sie auch das Recht, die ihrige zu vertheidigen, und die englischen Rechtsgelehrten fußten daher auf dem Rechte der gesetzlichen Vertheidigung, welches Jeden ermächtigt, auf seine eigene Sicherheit bedacht zu sein, wenn sie bedroht ist. — Jede Gesellschaft legt die von ihr als gefährlich erkannten Individuen in Ketten und ganz Europa, Frankreich mit einbegriffen, das über die Maßen erfahren, wie gefährlich Napoleon für es sei, hatte das Recht, ihn der Mittel zu schaden, zu berauben. — Im Jahre 1814 hatte es ihm den Thron geraubt und nur die Insel Elba gelassen; im Jahre 1815, nach seiner Entweichung von da, war ihm das

Recht geworden, ihm die Freiheit zu entziehen. Diese Wahrheit leugnen, hätte die Augen vor dem Lichte schließen geheißen. Das lediglich gesetzliche Vertheidigungsrecht hört mit der Gefahr auf. Wenn man aber Napoleon zurückhielt, so hatte man doch nicht das Recht, ihn zu quälen, sein Leben zu kürzen oder ihn in irgend einer Weise zu demüthigen. Sein Genie zu respektiren, war ebenso gut Pflicht, als ihn festzuhalten. — Alles, was nicht unvermeidlich war, um einer abermaligen Entweichung vorzubeugen, war eine willkürliche Grausamkeit, welche auf immer an dem Andenken Derer haften blieb, die sich einer solchen schuldig machten. In dieser letzteren Beziehung waren die brittischen Entschließungen nicht so lobenswerth, als in der ersteren und das traurige Ende unserer Erzählung wird beweisen, daß England seinen Ruhm compromittirte, indem es den Napoleons nicht berücksichtigte.

Man beschäftigte sich zuerst mit einem ihm zu bestimmenden Wohnorte. Das Mittelmeer erschien hiefür nicht mehr geeignet. Der indische Ocean war zu entfernt, denn es lag im Interesse der Allgemeinheit, von dem wichtigen Gefangenen häufig Nachricht zu erhalten. Isle de France, die einzige, welche man im indischen Meere wählen konnte, war zu bevölkert und zu sehr frequentirt, um sie als Gefangenschaftsort zu gebrauchen; man hätte daselbst Napoleon unter Schloß und Riegel bewahren müssen und dies wäre eine Unwürdigkeit gewesen, deren sich selbst damals Niemand schuldig machen wollte. Es gab mitten im atlantischen Meere, auf der südlichen Halbkugel, in ziemlich gleicher Entfernung von Afrika und Amerika

eine vulkanische, schwer zugängliche Insel, deren Unfruchtbarkeit die Colonisten stets abgehalten und deren Einsamkeit der Art war, daß man einen Gefangenen, sei dieser auch wer immer, daselbst halten konnte, ohne ihn hinter Festungsmauern einzuschließen. Diese Insel war St. Helena und hatte bereits dieser ihrer Vortheile halber die Aufmerksamkeit derjenigen Staatsmänner auf sich gezogen, welche Napoleon aus den europäischen Meeren entfernt wissen wollten. Sie wurde einstimmig als der geeignetste Ort bezeichnet und die indische Compagnie überließ sie dem Staate für die Dauer der Gefangenschaft. Das Clima war nicht als ungesund bekannt; es war so ziemlich das aller, zwischen den Tropen gelegenen Inseln und, wenn es für einen, an die gemäßigte Zone gewöhnten Bewohner gefährlich werden konnte, so war es dies einzig für Denjenigen, welchem die alte Welt kaum für seine überschwängliche Thätigkeit zu entfalten, genügt hatte. Aber, seien wir gerecht! Wenn man ein für diese Thätigkeit geeignetes Gefängniß finden wollte, so hätte man ihm die ganze Erde überlassen müssen; aber durch Napoleon war diese so sehr erschüttert worden, daß man das Recht hatte, ihm nur noch einen einzigen Punkt auf derselben zu überlassen.

Man nahm also St. Helena an und kam darin überein, im Innern der Insel, weit von dem bewohnten Theile derselben entfernt, eine Gegend auszuwählen, in welcher Napoleon nach Belieben sich ergehen und sogar auch reiten konnte, ohne zu sehr zu fühlen, daß er Gefangener war. Bisher war Alles in den Grenzen der Nothwendigkeit geblieben; aber man durfte weder Beschränkungen noch Demüthigungen dem

erlauchten Gefangenen zufügen, welche ebenso grausam, als die Gefangenschaft selbst werden mußten. Das brittische Cabinet, den schlimmen Leidenschaften der Zeit gehorchend, erklärte, daß Napoleon, dem man seither den Titel Kaiser gegeben, selbst auf der Insel Elba, von nun an nur noch General Bonaparte genannt werden sollte. Dieser Titel war ohne Zweifel sehr ruhmvoll und die größten Potentaten der Erde hätten sich ohne einen andern, damit zufrieden geben können; aber Napoleon den Titel, den er zwölf Jahre getragen und den die ganze Welt anerkannt, zu verweigern, den England selbst im Jahre 1806 ihm gegeben, indem es in Paris durch das Ministerium Lauderdale und 1814 zu Chatillon durch dasjenige des Lord Castlereagh unterhandelte, — war ein aller Würde und, wie man bald sehen wird, sogar der gewöhnlichen Klugheit entbehrender Beschluß. In diesem Jahrhunderte, in welchem wir so viele Fürsten von dem Throne in das Exil, vom Exil auf den Thron haben wandern sehen, würde Jedermann, der von Ludwig dem XVIII. oder Karl dem X., die ihrer Kronen beraubt worden, sprechend, ihnen den Königstitel verweigert hätte, der Beleidigung erhabener Unglücklicher beschuldigt worden sein. — Diese unbestrittenen Erben einer langen Reihe von Königen waren die Repräsentanten alles Ehrwürdigen in der Geschichte, bezüglich des alten und oft vielhundertjährigen Besitzes; aber das Genie, — wohlverstanden: in dem Grade, in welchem es bei Napoleon sich kundgegeben, — war ein ebenso Ehrerbietung heischender Titel und die Herrscher, die durch diesen Titel ihre Entschuldigung für ihre Demuth vor dem französischen Kaiser

und für ihren Eifer, ihn als Verbündeten zu gewinnen, fanden, indem sie sogar ihr Blut mit dem seinigen mischten, brachten die Beugung dieses moralischen Werthes sehr am unrechten Orte an, wenn sie in Napoleon jetzt nur die brutale Gewalt anerkennen wollten, denn hierdurch wurden die Völker berechtigt, zu sagen: jene hätten selbst nichts Anderes gethan, als dieser Gewalt sklavisch nachgegeben. Indem sie dem Besiegten von Waterloo den Titel „Kaiser" entzogen, machten sie eben dadurch Ludwig den XVIII. nicht legitimer oder auf seinem Throne sicherer; im Gegentheile: sie verminderte den Glanz des Charakters der Souveränität, weil sie diese dadurch als eine Sache des Zufalls darstellten, vom Glücke gegeben und genommen.

Es war mithin beschlossen: Napoleon solle nur noch den Titel „General" führen und als Kriegsgefangener angesehen werden; er, sowie die Officiere seiner Suite seien zu entwaffnen und ihm nur drei von den letzteren (General Lallemand und den Herzog von Rovigo, welche als gefährlich angesehen wurden ausgeschlossen) als Begleiter gelassen werden. Seine Effekten, wie diejenigen seiner Begleiter sollten durchsucht, das baare Geld, das Tafelgeschirr, die Kostbarkeiten, in deren Besitz sie waren, ihnen genommen werden, um sie dadurch alles Dessen zu berauben, wodurch eine Entweichung ermöglicht werden könnte; ferner sollten sie unverzüglich nach St. Helena verbracht werden, wo Napoleon auf einem genau begrenzten Raume spazieren gehen oder reiten konnte, sobald er jedoch denselben überschritt, von einem englischen Officier begleitet werden mußte.

Endlich ward noch bestimmt, daß, da der Bellérophon zur Ueberfahrt nicht mehr seetüchtig war, Napoleon auf den Northumberland, ein ausgezeichnetes Kriegsschiff verbracht werden, daß eine, aus verschiedenen Fahrzeugen bestehende, Division ihn begleiten solle und daß Admiral Cockburn diese zu befehligen den Auftrag habe: sowie auch auf St. Helena die ersten Einrichtungen zur Aufnahme der Gefangenen zu besorgen. Der Admiralität wurde befohlen, nur die dringendst nothwendige Zeit zur Ausrüstung des Northumberland in Anspruch zu nehmen, denn der Gegenstand der leidenschaftlichsten Neugierde in Plymouth war unbequem und man beeilte sich, England und Europa von demselben zu befreien.

Diese eben erst erfolgten Beschlüsse gingen Lord Keith mit der Weisung zu, sie Demjenigen, welchen sie betrafen, sofort mitzutheilen. Der Lärm hievon war indessen schon durch die Journale an Napoleon gelangt und dieser war hiedurch nicht überrascht worden, da er sich keine Hoffnung auf die Behandlung wie sie einem unbetheiligten Fürsten zukam, hatte machen dürfen. Aber seinen Unglücksgefährten, welche sich dazu verurtheilt sahen, entweder sich von ihm zu trennen oder lebend in das Grab St. Helena zu steigen, bereitetete diese Nachricht großen Schmerz. Lord Keith, begleitet von dem Untersekretär des Bunbury-Stabes, präsentirte sich an Bord des Bellérophon und las Napoleon die in Bezug auf ihn gefaßten Beschlüsse vor. Napoleon hörte mit Kälte und Würde diese Vorlesung an und zählte alsdann — ohne heftig zu werden, aber mit Festigkeit — Lord Keith die Gründe auf, welche er gegen die Beschlüsse der

brittischen Regierung geltend machen zu müssen glaubte. Er sagte: er sei kein Kriegsgefangener, denn er habe sich freiwillig an Bord des Bellérophon begeben; er wäre nicht einmal durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen gewesen, denn es würde ihm leicht gefallen sein, sich an die Spitze der Loire-Armee zu stellen und den Krieg auf unbestimmbare Zeit zu verlängern, sowie auch unter seinen Feinden eine andere Macht, als England zu wählen, um sich derselben auszuliefern; — wenn er sich dem Kaiser Alexander, während längerer Zeit sein persönlicher Freund, oder dem Kaiser Franz anvertraut hätte, so würde ihn weder der Eine noch der Andere auf solche Weise behandelt haben; — um den Leiden der Menschheit ein Ende zu machen, habe er sich ergeben und aus Achtung für England sei er gekommen, um von ihm ein Asyl zu fordern: es rechtfertige daher in diesem Augenblicke die Ehre nicht, die er ihm angethan und das Betragen, das es gegen einen entwaffneten Feind einhalte, vermehre seinen Ruhm vor der Nachwelt nicht; er protestire also gegen die an seiner Person begangenen Verletzung der Humanität, — er appellire an die englische Nation selbst wegen der Handlungsweise ihrer Regierung, besonders aber an die Geschichte, welche dies so ungroßmüthige Verfahren streng richten werde. — Napoleon verachtete es, nach der ihm gewordenen Behandlung, sich noch mit den Einzelheiten, bezüglich seines künftigen Aufenthaltsortes, zu beschäftigen und verließ Lord Keith mit dem Stolze, welcher seiner Größe, die weder von den Launen des Glückes, noch von der Gewalt seiner Feinde abhing, zukam.

Er war dessenungeachtet sehr empfindlich gegen

die unwürdigen Details bei der gegen ihn ausgesprochenen Gefangenhaltung. Er war zu hellsehend, um nicht zu erkennen, daß diese Gefangennahme für Europa ein Recht und eine Nothwendigkeit war, aber er fühlte lebhaft die nicht gebotenen Demüthigungen, durch welche man seine Gefangenschaft erschwerte, wie zum Beispiel: ihm seinen Degen, den Herrschertitel und überhaupt alle Reste seines Schiffbruches zu nehmen. Doch äußerte er hierüber nichts; — er war entschlossen, diese unwürdige Behandlung nicht zu dulden. Sein erstes Projekt war gewesen: einen jener Namen sich beizulegen, welche oft Fürsten, um ihre Beziehungen zu vereinfachen, anzunehmen pflegen. So hatte er die Idee, den Titel „Oberst Muiron“ zu führen, als Erinnerung an einen tapfern Officier, welcher auf der Brücke d'Arcole, indem derselbe ihm den Körper deckte, getödtet ward. Aber von dem Augenblicke an, da man ihm den Titel streitig machte, den Frankreich ihm gegeben, Europa anerkannt und sein Ruhm legitimirt hatte, wollte er das Vorhaben seiner Feinde, ihn zu demüthigen, nicht dadurch erleichtern, daß er zugab, man könne den Franzosen das Recht negiren, ihn zu ihrem Chef gewählt zu haben. Er bestand darauf, Kaiser Napoleon genannt zu werden. Seinen Degen betreffend, war er entschlossen, ihn Demjenigen durch den Leib zu rennen, der es wagen würde, ihm denselben nehmen zu wollen.

Als er nach obigen Mittheilungen seine Unglücksgefährten wiedersah, sprach er ruhig mit ihnen und drang in sie, vor Allem ihre Familieninteressen bei dem jetzt zu fassenden Entschlusse zu berücksichtigen. Er fand sie jedoch alle entschlossen, ihm zu folgen,

wohin man ihn auch verbringen würde, selbst unter den härtesten Bedingungen, welche die Sieger von Waterloo ihm auferlegen möchten. Er beklagte sehr die Ausschließung der Generale Savary und Lallemand, aber hiegegen ließ sich nicht streiten. Da ihm, wie gesagt, nur drei Begleiter zugestanden worden, so wählte er als solche den großen Marschall Bertrand, den Grafen von Montholon und General Gourgaud. Es war selbstverständlich, daß deren Frauen und Kinder sie begleiteten und auf diese Weise die kleine Colonie, welche Napoleon in sein Exil folgen sollte, vergrößerten. Unter den Persönlichkeiten indessen, welche mit ihm nach England gekommen, befand sich eine, welche, obgleich Napoleon erst seit Kurzem näher bekannt, ihm sehr werth geworden, es war dies der Graf von Las Cases, ein unterrichteter Mann, in Unterhaltung angenehm, der englischen Sprache vollkommen mächtig und ehedem Marine-Officier, ein Mann also, welcher ihm in jenem fernen Meere sehr nützlich werden konnte. Napoleon wünschte sehr, ihn mit nach St. Helena zu nehmen, auch war dieser bereit, ihm aller Orten hinzufolgen. Man deutete nun deßhalb den brittischen Befehl so, als seien unter den drei zugestandenen Begleitern nur Militärs verstanden und nahm Las Cases unter dem Titel Civilbeamter an. Von der Regierung wurde übrigens noch ein Arzt und zwölf Domestiken bewilligt. Nachdem die Einzelheiten geordnet waren, bereitete man Alles zur nahen Abreise vor.

Sobald der Northumberland ausgerüstet war, wandte man ihn gegen die Rhede von Start-Point, wo der Bellérophon ihn erwartete. Lord Keith,

welcher bemüht gewesen, die Strenge der Befehle seiner Regierung zu mildern, hatte die Erfüllung der härtesten Maßregel, nämlich die Visitation der Effekten und die Entwaffnung für den Moment der Abreise aufgeschoben. Ersteres geschah durch einen Zollbeamten, welcher das baare Geld und alle Gegenstände von Werth in Verwahrung nahm. Hierauf wurden die Degen abverlangt. Napoleons Kammerdiener, der treue Marchand, welcher durch seine Erziehung seine unbedingte Ergebenheit so viele Dienste leistete, hatte geschickte Vorkehrungen getroffen, um seinem Herrn einige Hilfsmittel zu erhalten. — Es blieben dem einstigen Herrn der Welt nichts, als die vier Millionen, welche heimlich bei Laffitte deponirt worden, ferner 350,000 Franken in Gold und das Diamantenhalsband, welches die Königin Hortense ihn genöthigt, anzunehmen. Dieses Collier war de Las Cases anvertraut, welcher dasselbe in einer Leibbinde verbarg. Die 350,000 Franken wurden bis auf 80,000, welche man einzig offen darlegte und von dem Agenten der Duane in Verwahr genommen wurden, unter die Domestiken vertheilt, welche sie in ihren Kleidern unterbrachten. Da die Unwürdigkeit dieses ganzen Verfahrens nicht bis zur persönlichen Durchsuchung getrieben wurde, so wurden die verborgenen Sachen auch nicht entdeckt; — über die anderen ward ein Inventar aufgenommen, um sie den Gefangenen je nach Verhalten und Maßgabe ihrer Bedürfnisse zurückzugeben. Nachdem diese traurigen Formalitäten beendet waren, sollten die Gefangenen in Flottenbooten übergesetzt werden. Kapitain Maitland sich achtungsvoll nähernd, richtete an Napoleon ein Lebewohl,

welches diesen rührte. Da es der lebhafte Wunsch Kapitain Maitlands gewesen, Napoleon an Bord zu bekommen, so hatte er damals, ohne weder Urheber noch Theilnehmer der Perfidieen zu sein, sowie die Behandlung, welche dem erhabenen Gefangenen widerfuhr, aufrichtig beklagend, mehr versprochen, als er hoffen konnte. Napoleon machte ihm keinen Vorwurf und beauftragte ihn, der Mannschaft des Bellérophon seinen Dank für ihr Benehmen auszudrücken. Im Augenblicke, als er von dem einen Schiffe auf das andere sich begeben wollte, richtete Admiral Keith mit sichtbarem Schmerze und dem respektvollsten Tone folgende Worte an ihn: „General! England befiehlt mir, Sie um Ihren Degen zu bitten. Auf diese Worte entgegnete Napoleon mit einem Blicke, welcher anzeigte, bis zu welchem Aeußersten man schreiten müßte, wenn man sich versucht fühlen sollte, ihn zu entwaffnen. Lord Keith bestand nicht darauf, und Napoleon behielt seinen glorreichen Degen. Es war der Augeublick gekommen, sich von Denjenigen zu trennen, die nicht die Ehre haben sollten, ihn zu begleiten. Savary und Lallemand warfen sich in seine Arme und entrissen sich nur mit Mühe denselben wieder. Napoleon äußerte gegen sie: „Seien Sie glücklich meine Freunde! — — wir werden uns nicht mehr wiedersehen, aber meine Gedanken werden Sie nicht verlassen, — weder Sie, noch irgend Jemanden, der mir gedient. Sagen Sie Frankreich, daß ich ihm das Beste wünsche — —!“ Er bestieg hierauf das Admiralboot, das ihn an Bord des Northumberland bringen sollte und langte, von Lord Keith begleitet, daselbst an. Admiral Cockburn, umgeben von seinem

Stabe und der unter den Waffen aufgestellten Marinemannschaft, empfing ihn mit allen einem Obergeneral gebührenden Ehren. Hier wie anderwärts konnte Napoleon, dem nur sein Ruhm geblieben, sich einzig an dem Glanze erfreuen, den er um sich her verbreitete. Diese Seeleute, diese Soldaten, sich mit keinem gegenwärtigen Vornehmen ihrer Nation beschäftigend, verschlangen ihn mit ihren Blicken. Sie präsentirten die Gewehre und er grüßte sie mit seiner ruhigen liebevollen Würde. Der Admiral wollte nicht säumen, die Anker zu lichten, denn die Rhede war nicht sicher und er hatte Befehl, die Abreise zu beschleunigen. Der Northumberland ging daher unverzüglich am 8. August 1815 unter Segel, gefolgt von der Fregatte „Havane", mehreren Corvetten und mit Truppen versehenen Briggs. Die Division wandte sich gegen den Golf von Gasgogne, um das Cap Finisterrä zu umschiffen und längs der afrikanischen Küste südlich zu steuern. Als Napoleon bei der Ausfahrt aus dem Canal la Manche durch den Nebel die Küsten Frankreichs bemerkte, grüßte er sie tief bewegt, überzeugt, daß er sie zum letzten Male sehe.

Eine stumme Traurigkeit herrschte unter der kleinen Zahl Verbannter, welche der Wille Europa's in die andere Hemisphäre trieb. Ohne Gleichgültigkeit zu affektiren, zeigte sich Napoleon ruhig, höflich, für die Rücksichten Admiral Cockburns erkenntlich, welcher, streng sich innerhalb der Grenzen seiner Instruktionen bewegend, dennoch geneigt war, so viel wie möglich, die Haft seines ruhmgekrönten Gefangenen zu erleichtern. Admiral George Cockburne war ein alter Seemann, grau, trocken, entschieden, reizbar und eifersüch-

tig auf seine Autorität; aber unter diesen ungefälligen Aeußerlichkeiten verbarg er Herzensgüte und war nicht fähig, zu den harten Befehlen seiner Regierung noch Eigenes hinzuzufügen. Er hatte Napoleon auf seinem Schiffe nach bestem Vermögen eingerichtet und sich bestrebt, ihm die englischen Gewohnheiten angenehm zu machen. Da ihm verboten war, ihn als Kaiser zu behandeln, gab er ihm den Titel: Excellenz, und suchte durch die Form, in welcher er ihm denselben ertheilte, das Verletzende wieder aufzuheben, was eine Aenderung der Art in sich tragen mußte. Napoleon nahm an der Admiralstafel den Platz eines obersten Commandanten ein; seine Gefährten befanden sich dabei je nach ihrem Range zu seinen Seiten placirt; die der Reihe nach eingeladenen Officiere der Begleitschiffe wurden ihm nach und nach vorgestellt. Napoleon empfing sie wohlwollend, richtete Fragen, bezüglich ihres Berufes an dieselben, indem er sich hiebei Las Cases als eines Vermittlers bediente, zeigte weder Bewunderung noch Verachtung für Das, was er sah, lobte, was lobenswerth in der Führung der englischen Schiffe war und blieb in Allem einfach, wahr und ruhig. — Eines nur war ihm unbequem, was er auch nicht verbarg, und dies waren die langen englischen Mahlzeiten. Er, welcher in seiner strengen Thätigkeit, wenn er allein war, niemals mehr, wie einige Minuten bei Tafel geblieben, konnte sich nicht darein finden, mit den Engländern Stunden dabei zu verbringen. Der Admiral fühlte wohl, daß man den nationalen Gewohnheiten vor einem solchen Gaste nicht allzu viele Freiheit gönnen dürfe. Nachdem servirt war, erhob er sich mit seinem Generalstab und wohnte

stehend dem Weggange Napoleons an, bot ihm die Hand, wenn das Schiff durch die Wogen zu sehr schwankte und kehrte alsdann zurück, um mit seinen Officieren der englischen Sitte treu zu sein.

Napoleon ging alsdann auf dem Verdeck spazieren, manchmal allein, manchmal von Bertrand und den Anderen begleitet, bald schweigend, bald den seine Seele erfüllenden Gedanken und Empfindungen freien Lauf lassend. War er nicht zum Sprechen aufgelegt, dann setzte er sich nach seinem Spaziergange auf dem Vorderdeck auf eine Kanone, welche die ganze Mannschaft bald nur „die Kanone des Kaisers“ nannte. Hier betrachtete er das azurene Meer der Tropen und sah sich mehr und mehr dem Orte nähern, wo sein wunderbares Geschick ihn endlich in das Leichentuch hüllen sollte. Er zweifelte keinen Augenblick über die Zukunft, die seiner harrte und sagte sich, daß in diesem Süden, wohin das Schiff steuerte, er nicht einen vorübergehenden Aufenthaltsort, sondern nach einem mehr- oder minder verlängerten Todeskampfe, sein Ende finden werde. So zu sagen zum theilnahmlosen Zuschauer seines eigenen Lebensdrama's geworden, betrachtete er die verschiedenen Facen desselben mit einer Art Staunen — abwechselnd sich anklagend, sich lossprechend und beklagend, wie er es mit einem Anderen gethan haben würde, aber immer versichert, daß an dem unendlichen Horizonte der Weltgeschichte fast nichts der bizarren Größe seines Geschickes gleich kam. Aus diesen langen Träumen erwachte er selten bitter oder erregt, aber oft durch das Befriedigende in dem großen Schauspiele seines Lebens, zu Erzählungen der überraschendsten

Umstände desselben, angetrieben. Er suchte alsdann in solcher Stimmung seine Leidensgefährten auf, wandte sich an Denjenigen besonders, dessen Gesichtsausdruck seinem Augenblicke entsprach. Eine eigenthümliche, aber nichtsdestoweniger sehr erklärliche Erscheinung hiebei war, daß er sich vorzugsweise mit den beiden Endpunkten seiner Laufbahn beschäftigte; entweder sprach er von der letzten Begebenheit, welche in seiner Seele nachklang, gleich einem Tone, dessen Fibration noch nicht aufgehört, nämlich von Waterloo, oder er richtete seinen Geist auf den ruhmvollen Beginn seiner Laufbahn in Italien, welcher seine Jugend entzückt und ihm eine so große Zukunft in gewisse Aussicht gestellt. Wenn er seinen jüngsten Erinnerungen nachgab und von Waterloo sprach, so war es, um sich zu fragen, was an diesem verhängnißvollen Tage gewisse Führer irren und ihnen ein so seltsames Handeln eingab. „Ney, Erlon, Grouchy!“ rief er — „woran dachtet ihr?!“ Alsdann ohne zu richten, oder seine Fehler Andern aufzubürden, frug er, wie Ney, ohne seinen Befehl und um zwei Stunden zu früh es wagen konnte, den entscheidenden Schlag führen zu wollen, indem er seine Cavallerie vorrücken ließ? Er fand keine andere Erklärung, als die Verwirrung, die sich dieser Heldenseele bemächtigt hatte. Erlon anlangend, der ein so ausgezeichneter Infanterieofficier war, konnte er sich dessen Art an diesem Tage, seine Divisionen zu führen, nicht erklären, und setzte weder Zweifel in seinen Muth, noch in seine Ergebenheit und Fähigkeiten. Er entwickelte die Fehler, ohne sich zu beklagen und wenn er etwas strenger wurde, so geschah dies n Bezug auf Grouchy, denn die Irrthümer von Ney

und Erlon, sagte er, seien zu verbessern gewesen, während die Grouchy's tödtlich waren. Weder seine Treue, noch seinen Muth, Eigenschaften, welche ihm nicht bestritten werden konnten, in Abrede stellend, blieb ihm seine Abwesenheit bei Waterloo unerklärlich und da er nicht wußte, was wir seither wissen, so erschöpfte er sich in Vermuthungen. Er schrieb das Ganze dem Fatum zu, dem schweigenden Gott, den die Menschen so gerne anschuldigen, weil er nicht antwortet. Aber in das eigene Innere schauend, sah er wohl, daß dieses Verhängniß nichts anderes war, als der Rückschlag der Gewalt, die er hatte gebrauchen wollen. Er schien übrigens fest überzeugt, daß, die Engländer bei Waterloo besiegt, Europa auf's Aeußerste erschüttert worden wäre und obgleich es unversöhnlich geschienen, hätte es doch sicher alsdann nützliche Betrachtungen angestellt; in jedem Falle würden unter dem Einfluße des Erfolges die von ihm vorbereiteten Mittel genügt haben, um die Russen und Oestreicher zurückzuwerfen. Den Ernst der Situation, die Erschöpfung Frankreichs und die Erbitterung Europa's nicht verkennend, wiederholte er schmerzlich, daß ohne den Fehler eines Mannes, die nationale Sache triumphirt hätte.

Aber er kam nicht gerne auf diesen Gegenstand zu sprechen, und wenn er darauf geführt wurde, so that er es nur, weil der Eindruck noch ein zu neuer und mächtiger war. Er erinnerte sich lieber an die Jahre seiner Jugend, an seine Erziehung in Brienne, an die ersten Anzeichen seines militärischen Genie's, die er bei der Belagerung von Toulon gegeben und an die Freude, welche er bei seinen ersten Erfolgen

empfunden. Dann ward er belebt und erzählte mit einem Reiz und einer Frische, welche seine Zuhörer entzückte, von der Herkunft seiner Familie, welche bis in die Zeit der italienischen Republiken hinaufreichte, von seiner instinktiven Vorliebe für Frankreich, als Corsika seitens verschiedener Herren bestritten ward, von seinem Eintritte in das Collegium zu Brienne, von seinem Geschmacke am Studium, seiner zunehmenden Logik, welche für seine Jahre in Erstaunen setzte, von seiner Verschlossenheit, seinem Stolze, der ihm die einzige Strafe, die er in der Schule sich zuzog, unerträglich machte, — von seiner Zukunft, die mehrere seiner Lehrer vorausgesehen, von seiner Aufnahme in's Regiment, von seinen Beziehungen zu Valence, seiner ersten Neigung für eine junge Dame, die er später wiedergefunden und die er die Genugthuung hatte, aus einer peinlichen Lage zu befreien, sowie von seiner Ankunft vor Toulon, woselbst sein Ruhm begann, als er, umgeben von gewaltthätigen Conventsmitgliedern und unwissenden Generalen, mit einem Blicke den wahren Angriffspunkt, das Fort von Eguillette erkannt, die Erlaubniß es zu nehmen erhalten und durch dieses Manoeuvre den Rückzug der Engländer herbeiführte. Welch' glückliche Vorbedeutungen! welch' berauschende Träume! und alle tausendmal von der Wirklichkeit übertroffen!

Während die Zeit auf diese Weise dahinschwand, hatte man den Golf von Gasgogne passirt, die Vorgebirge Finisterrae und St. Vincent umschifft und den Cours — mit günstigem aber schwachem Winde — nach den afrikanischen Inseln genommen. Die Hitze war außerordentlich. Napoleon litt darunter, ohne zu

klagen. Am 23. August erreichte man Madeira und wollte daselbst landen, um frische Lebensmittel einzunehmen; aber plötzlich nöthigte ein heftiger afrikanischer Sturmwind, unter Segel zu gehen, um nicht vor Anker demselben widerstehen zu müssen. Er stieg bis zu solcher Wuth, daß die Fregatte Havane und die Brigg Furet von der Division getrennt und genöthigt wurden, nach besonderem Cours zu steuern. Nach achtundvierzig Stunden warf man abermals vor Madeira Anker, um den so nöthigen Proviant einzunehmen. Die durch den Sturm beschädigten und wie alle Portugiesen abergläubischen Einwohner schrieben der Gegenwart Napoleons ihr Unglück zu. Sie sagten: er wäre der Mann der Stürme und könne nirgends, ohne die Verheerung in seinem Gefolge zu haben, erscheinen. Am 29. August passirte man die Tropen, am 23. September den Aequator und es ist unnöthig, zu sagen, daß Napoleon der Einzige war, der von dem Gebrauche, dem die Seeleute Diejenigen, welche zum ersten Male die Linie passiren, unterwerfen, befreit blieb. Er entschädigte sie damit, daß er fünfhundert Louisd'or unter sie vertheilen ließ, was ihre Freude bis zum Delirium steigerte. Die Matrosen des Northumberland, welche Napoleon nur aus den Berichten der englischen Presse kannten, die ihn fünfzehn Jahre lang als ein Ungeheuer geschildert, erstaunten, ihn so friedlich, sanft und wohlwollend zu sehen; mit ihrem naiven Scharfblick jedoch erriethen sie seinen Kummer und gaben ihm tausend Beweise ihrer Sympathie. Sie trugen Sorge, die Kanone, auf welche er sich niederzulassen gewöhnt worden, stets sehr rein zu halten und sobald er sich derselben näherte

entfernten sie sich respektvoll, um ihn in seiner Einsamkeit nicht zu stören.

Napoleon fuhr im Erzählen seiner ersten Lebenszeiten fort. Er sprach von seiner Aechtung nach dem 9ten Thermidor, von seinen Beziehungen zu den Chefs des Direktoriums, von seinen Erklärungen, welche er ihnen gab, indem er ihnen die von der Armee gekommenen Depeschen einhändigte, von der Meinung, welche er ihnen von seinen Einsichten über den Krieg eingeflößt, von der Art Zuneigung, die sie für ihn empfanden und die sie bestimmte, ihm den Militärbefehl über Paris in den Tagen des Vendémiaire zuzuerkennen, sowie auch, einige Monate später das Commando über die italienische Armee; seine Erscheinung in Nizza in Mitte alter Generale, welche, über seine Erhebung eifersüchtig, sich ihm doch bald unterwarfen, als sie gesehen, wie er durch ein Wunder von Gewandtheit, zwischen den Piemontesen und Oestreichern Stellung nehmend, die einen nach Turin, die andern nach Genua zurückwerfend, den Po überschritten und sich an der Etsch festgesetzt, wo er ein Jahr lang für die östreichischen Waffen unüberwindlich geblieben. — Er lebte neu auf; er zählte wieder sechsundzwanzig Jahre und fand in diesen berauschenden Darstellungen sein Jugendfeuer wieder. Es war eine eigenthümliche Sache; wenn er auch ein wirkliches Vergnügen darin fand, seine merkwürdigen Thaten zu erzählen und sich durch eine Art Fata Morgana seine Jugendzeit widerspiegeln ließ, so fühlte er doch keine Neigung, die Ereignisse niederzuschreiben, wozu er auf der Insel Elba disponirt schien. Zu jener Epoche, da er Fontaine-

bleau verließ, war ihm der Gedanke, nach dem Beispiele so vieler großer Männer, seine Geschichte selbst zu schreiben, als ein, seiner würdiges, Ende erschienen. Jetzt hingegen hatte es den Anschein, als interessire ihn weder sein noch seiner Waffengenossen Ruhm. Er war seit Elba sehr verändert und bereits tief hinabgestiegen in den Abgrund, in welchem er schließen sollte. Auf der Insel Elba war der Schlag des Schicksals neu für ihn gewesen, derselbe regte ihn auf, statt ihn zu beugen, denn ihm schlummerte unbewußt auf dem Grunde seines Herzens eine letzte Hoffnung. Aber nach seiner Erscheinung am 20. März, nach Waterloo — welche Zukunft konnte er noch träumen? — — Gelang es ihm, die schweren Ketten, womit die Engländer seine Hände belastet, zu zerbrechen, gesund und wohlbehalten den ungeheuren Ocean zu durchschiffen, wo konnte er alsdann landen, allein, ohne eine Hand voll Tapferer, welche ihm helfen den Fuß auf die Erde zu setzen? Und Frankreich, das ihn damals empfangen, würde es sich zu einem dritten Versuche herbeilassen, da der zweite so unheilbringend gewesen? Die menschliche Seele vertheidigt sich lange, bevor sie alle Hoffnung aufgibt und es ist fast kein Beispiel in der Geschichte einer solchen, in welcher die Hoffnung gänzlich erloschen wäre. Marius auf den Ruinen von Karthago, Pompejus nach Pharsallus und Hannibal nach Zama hofften noch und hatten Grund zu hoffen; was aber konnte Napoleon nach Waterloo noch vom Glücke erwarten? Auch kam niemals eine Entmuthigung der seinigen gleich und wenn er den Mangel jedweder Hoffnung für sein kommendes Leben

seinen treuen Dienern verbarg, so empfand er denselben nichtsdestoweniger tief und in diesem Zustande war er unfähig zu der Arbeit, welche so großartiger Zusammenstellungen bedurfte. Er verstand seine Geschichte sehr gut zu erzählen, indem er nur der Lebhaftigkeit seiner Erinnerungen und seiner natürlichen Beredsamkeit folgte; aber sie zu schreiben, war eine Arbeit, zu welcher er weder Muth noch Lust hatte. Es schien fast, als ob es ihm gleichgiltig wäre, wie ihn die Nachwelt beurtheilte, da er darauf verzichtet hatte, noch in seinem ferneren Leben eine Rolle zu spielen. Oft, nachdem ihn seine Leidensgefährten gehört, drangen sie in ihn, das, was er ihnen mit so viel Lebendigkeit und Wärme vorgetragen, niederzuschreiben; Gourgaud, Las Cases, Montholon und Bertrand baten ihn, die Feder zu nehmen, boten ihm an, unter seinem Diktat, fast so schnell, als er spreche, schreiben zu wollen und auf diese Weise von dem Reste seines Lebens einen letzten und edlen Gebrauch zu machen. Er widerstand, wie wenn sein Ruhm keine solche Anstrengung verdient hätte. „Die Nachwelt," sagte er, „mag sich daraus ziehen, wie sie kann; sie suche die Wahrheit, wenn sie dieselbe kennen lernen will. Die Staatsarchive sind voll davon, — Frankreich wird darin die Denkmäler seines Ruhmes finden und wenn es darauf eifersüchtig ist, so soll es selbst sich bemühen, sie vor Vergessenheit zu bewahren. Und wie wenn plötzlich eine Flamme des Stolzes in seiner theilnahmlos gewordenen Seele aufloderte, rief er noch aus: „Ich setze mein Vertrauen in die Geschichte! — Ich habe zahlreiche Schmeichler gehabt und die Gegenwart gehört den erbitterten Tadlern; aber der

Ruhm hervorragender Männer ist, wie ihr Leben selbst, das heißt: den verschiedenen Glückswechseln ausgesetzt. Es wird eine Zeit kommen, in welcher einzig die Liebe zur Wahrheit unparteiische Schriftsteller wecken wird. Man wird in meiner Laufbahn ohne Zweifel Fehler hervorzuheben wissen, aber Arcole, Rivoli, die Pyramiden, Marengo, Austerlitz, Jena und Friedland sind Granite, denen der Zahn des Neides nichts anhaben kann. — —" Man erwiederte ihm: er müsse die Geschichte über Vieles aufklären, — er allein sei dies im Stande; es ginge sonst ein Theil seiner großen Gedanken verloren; es wäre eine solche Aufzeichnung eine edle und zugleich nützliche Nahrung für seinen mächtigen Thätigkeitstrieb und überdies würden sie ihn alle unterstützen bei Errichtung eines so schönen Monumentes. Nach und nach, da er immer dieselben Aeußerungen hörte und besonders durch die eigene Entmuthigung dazu getrieben, gewann er endlich Geschmack daran, denn des Menschen Seele muß sich an irgend etwas heften und kann manchmal ein letztes Vergnügen daran finden, Pflanzen zu begießen oder Uhren zu regeln, wie Diokletian und Carl der V. Napoleon willigte endlich ein, die Aufgabe, welche er sich gesetzt, als er nach der Insel Elba abgereist, zu erfüllen. — Da er den Ungestüm seines Geistes nicht soweit beherrschen konnte, um den langsameren Bewegungen seiner Hand zu folgen, war er unfähig zu schreiben. Er diktirte deßhalb und begann mit den italienischen Feldzügen, wobei er der Feder von Las Cases sich bediente. Seine Absicht war, die verschiedenen Theile seiner Geschichte so aufzeichnen zu lassen, daß jeder seiner Leidensgefährten die Ehre

haben sollte, an dem Ganzen mitzuwirken. Indessen, bedrängt von den Erinnerungen an Waterloo und um sein Herz zu erleichtern, entschloß er sich, dem General Gourgaud den Feldzug von 1815 zu diktiren und begann unverzüglich mit diesem Theile seiner Aufgabe. Die Zeit mangelte hiezu nicht, denn die Fahrt hatte sich, trotz der Bemühungen des Admirals, verlängert. Napoleon brachte gewöhnlich die Morgen in angegebener Weise zu, wobei er sich für Waterloo stets des Generals Gourgaud, für den italienischen Feldzug dagegen Las Cases bediente. Diese Herren, niemals wagend, ihn zu unterbrechen, folgten seinen Worten, so gut sie konnten und zogen sich alsdann zurück, um lesbar die Diktate abzuschreiben, deren sie sich gleichsam im Fluge hatten bemächtigen müssen. Sie legten die Reinschrift am nächsten Tage Napoleon vor, der sie aufmerksam durchlas, bald kürzend, bald erläuternd, was ihm zu unvollständig gesagt schien und große Sorgfalt auf die Sprache verwendend, für welche er bei vorrückendem Alter außerordentlich kritisch geworden. Eines nur war ihm bei Fortsetzung seiner Arbeit hinderlich, nämlich der gänzliche Mangel an Dokumenten, auf welche er sich, bezüglich der Daten, sowie gewisser Details stützen konnte. Wie alle Diejenigen, welche viel gehandelt und viel im Gedächtnisse zu behalten haben, täuschte er sich manchmal über das Datum mancher Ereignisse, verkehrte sie aber selten. Ueber den Charakter der Begebenheiten jedoch, über ihre Wichtigkeit, über Orte und Menschen, irrte sein Geist nie und er zeichnete Alles mit hoher Wahrheit. Er beklagte, auch seine Ordres und Briefe nicht zur Hand zu haben, welche ein so bedeutendes Licht auf

seine Operationen und deren Beweggründe warfen, und mit Hülfe welcher man jetzt, da er todt ist, wie wenn er noch lebte, seine Gedanken kennen lernt. Obgleich ihm das Wissen dieser Papiere sehr unangenehm war, setzte er dennoch seine Arbeit fort, welche fast seine einzige geistige Erholung geworden. Er ruhte nur davon aus, um sich mit Lektüre zu beschäftigen, in welcher die größern Erzeugnisse des menschlichen Geistes der ausschließliche Gegenstand blieb. Marchand hattte Sorge getragen, seines Herrn Feldbibliothek mitzunehmen, die jedoch unglücklicher Weise sehr beschränkt war. Eines Tages, als er sich gerade beklagte, nicht eine vollkommenere Bibliothek zu besitzen, ward ein Handelsschiff bemerkt, das sich dem Northumberland näherte. — Las Cases erinnerte sich, daß er einen Koffer mit Büchern an das Cap hatte expediren lassen. „Dies ist", sagte er zu Napoleon, „vielleicht das Schiff, welches meine Bücher mit sich führt." Es war in der That dasselbe und der im Vorübersegeln erlangte und unverzüglich geöffnete Koffer bereitete dem erhabenen Gefangenen, der nur noch eine rein geistige Freude genießen konnte, eine der kleinen Befriedigungen, welche von nun an sein ganzes Glück ausmachen sollten.

Es waren nun bald siebenzig Tage, daß man Englands Küste verlassen und der endlich vom Cap sich erhebende Südostwind trieb das Schiff gegen St. Helena. Am 15. Oktober bei Tagesanbruch bemerkte man in der Entfernung von etwa zwölf Meilen einen wolkenbedeckten Pic; es war dies der Pic Diana, welcher die Insel St. Helena beherrscht. Napoleon war an den Pforten seines Gefängnisses angekommen. Ungefähr gegen Mittag warf man Anker in der kleinen

Rhede James-Town und eine traurige, finstere, felsig zerrissene Küste breitete sich den Blicken dar. Die Fregatte „Havane“ und die Brigg „Furet“, welche bei Madeira von der Division getrennt worden, waren siebzehn Tage vor dem Admiralsschiff angelangt. Sie hatten den Gefangenen angekündet, die Befehle von London übergeben und einen Theil ihrer Truppen ausgeschifft. Die gewöhnlich so friedliche Insel bot mit einem Male, schon bei Annäherung des Mannes des Krieges, einen kriegerischen Anblick.

Die Insel St. Helena ist das Produkt einer vulkanischen Eruption und liegt in der Mitte des atlantischen Oceans, auf der südlichen Halbkugel, ein wenig vor dem Wendekreise des Steinbocks. Ihre Größe beträgt zehn Meilen im Umfang; ihre unnahbaren Küsten bestehen aus sterilen Felsen, welche ihre schwarzen Häupter gegen Himmel heben, einzig überragt vom Pic Diana. Auf der weiten Wasserebene, bietet St. Helena den ärmlichsten Halt für die Dünste und ist deßhalb beständig von Nebeln eingehüllt. Der Vulkan, der Vater dieser Insel hat seinen Krater nördlich; dieser am Fuße des Pic Diana gelegen, zeigt sich dem von Europa Kommenden weitgähnend, aber erkaltet. Mehrere Thäler münden von da gerade, lang und parallel in das Meer, wie wenn sie ehemals Lava-Kanäle gewesen wären, und bilden kleine Schlupfhäfen, von welchen einer ein wenig geräumiger als die anderen, der Hafen von James-Town ist, der einzig für größere Fahrzeuge nahbare der Insel. Auf der südlichen Seite breiten sich Hochebenen aus, durch tiefe Schluchten von einander getrennt und dem vom Kap kommenden Südostwind ausgesetzt. Während in

den engen Thälern des Nordens ein wenig Wasser angetroffen wird, das aus den Wolken des Pic Diana entsteht, — sich deßhalb hier einiges Grün zeigt und ein wenig Frische herrscht, — sind die entgegengesetzten, südlichen Hochebenen unaufhörlich von einem heißen und trockenen Wind bestrichen, alles Wassers und Rasens baar, kaum mit der magersten Vegetation bedeckt, welche von einem beständigen Winde niedergehalten, fast keinen Schatten unter einem Himmel gewährt, wo er so sehr nothwendig ist. Dies ist St. Helena, heiß, windig, trocken auf der südlichen Seite, etwas weniger unfruchtbar in den nördlichen Thälern, aber traurig überall; nicht ungesund für Den, welcher daselbst zu leben gewöhnt ist, jedoch tödtlich für Einen, der in Mitte der großen Schauspiele einer civilisirten Welt bisher seine Tage verbracht. — Auf diesem unwirthlichen, in ungeheurer Entfernung von den verschiedenen Continenten gelegenen Felsen war für Colonisten nie viel zu unternehmen gewesen, weßhalb sich auch nur sehr wenige daselbst angesiedelt. Da übrigens die von Indien kommenden Fahrzeuge durch den Capwind dahin getrieben werden und der Schiffer nach langer Fahrt geneigt ist, den Fuß auf festen Boden zu setzen, Grün zu sehen und Erfrischungen einzunehmen, so halten die Kauffahrer der indischen Compagnie gerne hier an, wie in einem, mitten im Oceane gelegenen Gasthofe. Unter den 4000 Einwohnern St. Helena's, von denen 3000 das kleine James-Town zählt, hat sich nur eine einzige Industrie entwickelt, nämlich: ein wenig vom Cap herübergebrachtes Vieh zu züchten, und etwas Gemüse nebst etlichen Früchten zu bauen; ihr einziges Glück besteht darin, daß sie von dem aus

dem äußersten Oriente nach Europa segelnden Schiffen für die Erfrischungen, welche diese einnehmen, etwas Geld erhalten.

Dies ist der Ort, wo Napoleon sein Leben beenden sollte. Allen Schiffern ist es eine Freude hier anzulangen. Zum Erstenmale vielleicht, ward diese an Bord des Northumberland nicht empfunden; wenigstens nicht von den erlauchten Passagieren, welche derselbe brachte. — Die ganze Bevölkerung der Insel befand sich auf dem Quai. Napoleon betrat das Verdeck und betrachtete traurig diesen abgerissenen, schwärzlichen Ort, wo er lebendig begraben werden sollte. Er sprach keinen Wunsch aus und überließ die Sorge über den Augenblick, in welchem er sich an das Land begeben sollte, sowie hinsichtlich seines einstweiligen Aufenthaltes, dem Admiral. Dieser beeilte sich, das Schiff zu verlassen, um ein Absteigequartier für Napoleon zu suchen, erwartend, daß man ihm bereits ein bleibendes Quartier zu bereiten begonnen habe. Nach zweitägiger Abwesenheit kehrte der Admiral zurück, entschuldigte sich der Verzögerung halber und theilte ihm mit, daß er ein kleines Haus entdeckt, welches genügend erscheine, ihm das Vergnügen sich an's Land zu begeben, zu gewähren. Am 17. Oktober verließ Napoleon den Northumberland, beklagt von der Mannschaft, welcher er für ihre viele Sorgfalt um ihn, dankte. In dem kleinen Hause, welches der Admiral ihm ausgesucht, angekommen, fand er dasselbe der Art den Blicken der Einwohner ausgesetzt, daß er für unmöglich hielt, hier länger als höchstens zwei Tage zu zu bleiben. Der Admiral versprach, ihm eine in

dieser Hinsicht besser gelegene Wohnung zu verschaffen.

Es war eine solche vorhanden, in welcher Napoleon hätte geziemend sich einrichten können; diese war Plantation-House, ein schönes Schloß, welches für den jeweiligen Gouverneur der Insel bestimmt war und in einem frischen, schattigen, gegen Norden sich öffnenden Thale lag, das mit dem Vortheile der Situation noch den einer eleganten und genügenden Ausdehnung verband. Aber in Folge einer Art Knickerei hatte die ostindische Compagnie bei Ueberlassung der Insel an England, dieses Schloß sich vorbehalten und durch eine schwer mit dem richtigen Ausdrucke zu bezeichnende Sorglosigkeit des Lord Bathurst, war versäumt worden, dieses Opfer von ihr zu verlangen. Nun blieb nur noch auf einer der südlichen Hochebenen, derjenigen von Longwood, eine Pachtung der Compagnie, welche dem Untergouverneur zur Wohnung diente und mittelst einiger Anfügungen ungefähr zwanzig Herren nebst ihren Dienern aufnehmen konnte. Die Longwooder Hochebene war ziemlich ausgedehnt, so daß sie zur Promenade zu Fuß und zu Pferde dienen konnte; zum Theil war sie mit Gummibäumen bedeckt und unglücklicher Weise dem Kapwinde ausgesetzt. — Es war dies eine Unannehmlichkeit, die mit der Zeit sehr fühlbar werden sollte. Sie bot übrigens ein, für die zur Bewachung Napoleons bestimmten Truppen geeignetes Lager und der gegen das Meer hin endende Theil war beinahe unnahbar. Dies waren für den Admiral Gründe des Vorzugs. Er lud Napoleon ein, einen Spazierritt dahin zu unternehmen, um zu entscheiden, ob der Ort ihm zusage.

Jener willigte ein, begab sich am folgenden Tage in Begleitung des Admirals nach Longwood und fand daselbst ein wenig Grün und besonders eine Einsamkeit, in welcher die Blicke Neugieriger ihn nicht entdecken konnten. Er erklärte, daß man sofort mit den Arbeiten, das Gebäude bewohnbar zu machen, beginnen könne.

Auf dem Wege von James-Town bis zum Pic Diana, um sich nach Longwood zu begeben, hatte Napoleon in diesem ziemlich frischen Thale einen kleinen Pavillon bemerkt, welcher ihm gefallen. Auf der Rückkehr von Longwood besichtigte er denselben, und drückte den Wunsch aus, sich vorübergehend daselbst einzurichten. Der Eigenthümer war ein Kaufmann des Landes, welcher mit seiner Familie in einem naheliegenden Hause wohnte. Er bot bereitwillig den Pavillon Napoleon an. Dieser war darin genöthigt, in einem und demselben Gemache zu essen, zu schlafen und zu arbeiten, aber er hatte die Aussicht in ein hübsches Thal, weßhalb er gerne diese ärmliche Wohnung, welche man im Lande Briars nennt, für einige Zeit wählte. Da man nicht wußte, wie man einige seiner Diener unterbringen sollte, so schlug man, dem Pavillon zur Seite, ein Zelt auf. Die größte Unannehmlichkeit dieses Aufenthaltes war, daß Napoleon sich von seinen Unglücksgefährten trennen mußte; diese waren jetzt, um ihn zu sehen, genöthigt, täglich eine große Strecke zurückzulegen. Es gelang indessen, für Las Cases, den Napoleon, da er ihm den italienischen Feldzug diktirte, durchaus bei sich haben wollte, eine Unterkunft zu finden. Er besaß also das unumgänglich Nöthige und trug den physischen Entbehrungen

keine Rechnung, wie er dies ja so oft in seinen Feldzügen gethan. Es ist wahr: Gefahr und Ruhm ließen damals Alles missen, nun aber machte es die Gefangenschaft fühlbar. Bisher, an Bord des Bellérophon Kaiser, Chef des Generalstabes auf dem Northumberland, konnte er sich, im Vergleiche zu jetzt, frei glauben, denn das Schiff war ein schwimmendes Gefängniß, für seine Hüter nicht minder wie für ihn. Keine Ueberwachung hatte an Bord des Northumberland stattgehabt; aber, einmal auf dem Lande, wagte der, seiner Verantwortlichkeit halber beunruhigte Admiral nicht, dem Gefangenen die ganze Insel zum Gefängnisse zu überlassen. James-Town, der einzig zugängliche Hafen war scharf bewacht und überdies noch auf dessen Seehöhe von mehreren Kreuzern beobachtet; hätte also Napoleon auch die Absicht gehabt, zu entweichen, so wäre ihm dies sicher außerordentlich schwer gefallen, besonders in diesen ersten Tagen, bevor er noch, um zu verschwinden und nach Amerika zu entfliehen, irgend einen Helfer gefunden. Um aber nichtsdestoweniger die physische Gewißheit von seiner beständigen Gegenwart zu haben, umgab der Admiral Briars mit Schildwachen, welche die Bewohner desselben im Auge behalten mußten. Napoleons scharfer Blick hatte dieselben bald entdeckt und war dies für ihn einer der lebhaftesten und schmerzlichsten Eindrücke seiner Gefangenschaft. Der übrigens von den besten Intensionen beseelte Admiral hatte vorausgesehen, daß Napoleon, — der fast sein ganzes Leben zu Pferde verbracht und dazu auch seine Umgebung genöthigt, — dieser Leibesübung nicht entbehren konnte und ihm deßhalb drei ziemlich gute, dem Cap, wie alle auf

dieser Insel befindliche, entnommene Pferde verschafft. Napoleon war geneigt, sich derselben zu bedienen, aber als er sah, daß zugleich mit ihm ein englischer Officier den Fuß in den Bügel setzte, um ihm auf seiner Excursion zu folgen, wollte er diese Erholung, so nothwendig sie ihm auch für Körper und Geist war, nicht mehr und befahl, die Pferde zurückzuschicken. Da er jedoch überlegte, daß dies der Aufmerksamkeit des Admirals schlecht lohnen hieße, nahm er seinen Befehl zurück und behielt die Pferde, jedoch ohne sich derselben zu bedienen.

Aber nicht nur Napoleon empfand diese Ueberwachung auf das Schmerzlichste, sondern auch seine Begleiter litten darunter und beklagten sich darüber bitter bei ihrem Herrn, dem der Schmerz der Freunde noch tiefer ins Herz schnitt als der eigene. Er beklagte sich, indem er die Worte, welche er an Lord Keith gerichtet, wiederholte. Napoleon erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, wie er einstmals mit dem Kaiser von Oestreich und dem Könige von Preußen verfahren, die er entthronen, sowie an den Kaiser von Rußland, den er bei Austerlitz hätte gefangen nehmen können und denen allen er größtentheils die Folgen ihres Unglücks erspart hatte, und verglich bitter ihr Benehmen mit dem seinigen. Er vergaß in seinen so beredten Klagen die wirkliche Ursache der verschiedenen Behandlung, — vergaß, daß Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz der II., als er sie so gut behandelte, ihm keine Furcht einflößten, während hingegen er, besiegt, wie er war, noch immer die Welt erzittern machte; daß er folglich seinem Genie und dem Mißbrauche desselben, die befremdende Form, in der man

ihn gefangen hielt, verdanke. Nach dieser Heftigkeit rief er plötzlich aus: „Uebrigens — mir gebührt es nicht, mich zu beschweren; meine Würde gebietet mir Schweigen, selbst in Mitte der Qualen, aber Sie, denen nicht so viel Zurückhaltung geboten ist, beklagen Sie sich; Sie haben Frauen und Kinder, — es ist unmenschlich, Sie derart leiden zu lassen und motivirt hinlänglich alle Beschwerden, welche Sie erheben können!“

Sie beklagten sich in der That; der Admiral, dessen Gesicht nur, nicht das Herz vertrocknet war, that sein Möglichstes, um ihnen den Aufenthalt zu James-Town erträglich zu machen. — Er schrieb seinen Officieren vor, die größte Rücksicht zu beobachten, ohne indessen die Hauptvorsicht, nämlich den vornehmsten Gefangenen aus den Augen zu verlieren.

Nach einigen Tagen besserte sich die Lage der Gefangenen etwas. Nach und nach richtete sich ein Theil der Gefährten Napoleons zu Briars ein und man erleichterte ihre Verbindung mit ihm. Er konnte sie wieder bei Tafel empfangen, seine Arbeit mit ihnen fortsetzen und endlich seinen Geist, der sich selbst verzehrte, wenn er keine andere Nahrung erhielt, beschäftigen. Er nahm seine Unterhaltungen wieder auf und versuchte einige Promenaden zu Fuß, welche man ihn machen ließ, ohne ihm zu folgen, da man sah, daß er nicht weit gehen konnte. Er durchlief die mit dem von James-Town gegen Norden parallellaufenden kleinen Thäler. Eines Tages hate sich Napoleon weiter als gewöhnlich entfernt und rastete in dem bescheidenen Landhause eines englischen Militärs, des Ma-

jors Hudson. Er ward daselbst respektvoll empfangen und er entfernte sich nach einiger Zeit wieder, gerührt von der cordialen Aufnahme, die er gefunden. Da er von Hause, für ihn, ziemlich weit entfernt war, so hatte man ihm Pferde geliehen. Dieser Ritt schien ihm nach so langer Entbehrung dieser Leibesbewegung, Vergnügen gemacht zu haben. Nach und nach gewöhnte er sich an seine sonderbare Behausung, in der Hoffnung, bald eine bessere zu bekommen und lebte daselbst wie in einem der vielen Bivouaks, in welchen er einen großen Theil seines stürmischen Lebens zugebracht.

Der gutherzige Wirth, dessen Gast Napoleon geworden, sann darauf, daß dieser sich seines Gartens und seiner bescheidenen Gesellschaft erfreuen möge. Er hatte zwei junge Mädchen, ein wenig französisch sprechend, leicht erregbar, sehr unschuldig, zwar mittelmäßig, aber mit dem Humor der Jugend singend. Sie waren gekommen, um den gestürzten Kaiser zu sehen, frugen ihn mit der Unschuld ihres Alters aus, und spielten ihm auf einem sehr wenig harmonischen Instrumente italienische Arien vor. Napoleon hörte und antwortete auf ihre naiven Fragen mit einer außerordentlichen Güte. Die Eine von ihnen, welche in einem historischen Romane den Namen Gaston de Foix gefunden und den Helden von Ravenna für einen General des Kaiserreichs hielt, frug, ob Gaston sehr tapfer gewesen und er vielleicht bereits gestorben sei. „Ja," antwortete Napoleon mit väterlicher Geduld, „er war tapfer und ist todt." — Er interessirte sich für diese Kinder, wie für die Vögel, welche er in sei-

nem Garten fliegen sah. Dies waren seine einzigen Zerstreuungen; er durfte keine andern suchen.

Die Monate Oktober und November vergingen in dieser Weise friedlich aber traurig. Zu dieser Zeit langten die ersten Nachrichten aus Europa an. Die Verbannten erhielten von ihren Familienangehörigen Nachricht, was für sie eine süße Beruhigung war. Napoleon allein erhielt keine von seinen. — Seine Mutter, seine Brüder und Schwestern, zerstreut, flüchtig, genöthigt, sich zu verbergen, konnten sich die Mittel, ihm zu schreiben, nicht verschaffen. Marie Louise hatte nicht einmal daran gedacht, ihm von seinem Sohne zu sprechen. Für ihn boten nur die Journale Berichte; sie sprachen ihm von Frankreich mit vielen Details und bewegten ihn tief. — Die im Jahre 1814 so sanft in Frankreich eingezogenen Bourbonen, kehrten diesmal, den Zorn im Herzen und eine unheilbringende Illusion im Kopfe, zurück. Sie glaubten, eine ausgedehnte Verschwörung habe sie am 20. März vertrieben und es wäre gerecht und politisch, dieselbe zu strafen. Die Journale kündeten zahlreiche Verbannungen, deßgleichen Verhaftungen unter den, Napoleon ergebensten Männern an; alle seinetwegen compromittirt. Ney, La Bédoyère, Drouot und Lavallette waren mit heftigen Verfolgungen und blutigen Exekutionen bedroht. Napoleon ward sehr erschüttert über das Schicksal, welches die drei Letzteren zu erwarten schien, die er aufrichtig liebte und hinsichtlich Ney's, für den er weniger Neigung als Bewunderung seines kriegerischen Genie's hegte, empfand er tiefes Mitleid. Er ward nicht verletzt, aber betrübt über das System der Vertheidigung, das man für den unglücklichen Marschall

angenommen hatte. Mit der mächtigen Logik, die er stets zeigte, sobald er über einen Gegenstand urtheilte, bewies er sogleich das wahre System der anzunehmenden Vertheidigung. „Man irrt sich," sagte er, „wenn man glaubt, die Richter Ney's milder stimmen zu können, wenn man ihn als meinen Feind bezeichnet, indem man sich seines Benehmens zu Fontainebleau erinnert. Es gibt nur eine Art Ney zu retten, wenn es überhaupt eine gibt, und diese ist: zu seinen Gunsten die ganze Macht der Wahrheit anzuwenden. Ney hat nicht, Niemand hat conspirirt; bei seiner Abreise von Paris wollte er mich gefangen nehmen; er wollte dies noch zu Lons-la-Saulnier und würde auch sein Vorhaben ausgeführt haben, wenn Truppen und Bevölkerung ihm nicht Gewalt angethan hätten. Aber als er mich erblickte, hatte ihn die allgemeine, unwiderstehliche Bewegung erfaßt und er gab nach. Ich muß hinzufügen, daß er mir bei dieser Gelegenheit in sehr ehrenwerthen Ausdrücken geschrieben, erklärend, daß er nicht für mich, sondern für das Vaterland so gehandelt, sowie, daß er sich sofort zurückziehe, wenn die Politik, welche ich mitbringe, nicht mit den Wünschen der Allgemeinheit übereinstimme. Bei unserem Begegnen zu Auxerre habe ich ihm das Wort abgeschnitten, indem ich, ihm die Hand drückend, sagte: er solle sich auf mich verlassen, — meine Politik wäre die, welche alle Franzosen wünschten, und welche der einfache, gesunde Sinn gebiete. Er hat sich selbst zu dieser Zeit noch bei Seite gehalten, aber er war innerlich bewegt durch das Gefühl seiner falschen persönlichen Stellung. Sein Benehmen zu Quatre-Bras und Waterloo hat darunter gelitten. Niemals war er heldenmüthiger,

niemals unüberlegter und indem er dazu beitrug, daß die Sache verloren ging, hat er sich selbst jetzt zu Grunde gerichtet. Aber weder die Bourbonen, noch ich, können ihm etwas Anderes vorwerfen, als daß er der Gewalt der Ereignisse erlegen. Er muß zu seinen Richtern sagen: „ich habe nicht verrathen, ich wurde fortgerissen und für diese Art von Vergehen, so oft begangen, so entschuldigend in Revolutionen, ward ein Gesetz gemacht, nämlich die Capitulation von Paris, die geheiligte Capitulation, mit welcher die Ehre der siegenden Generale und ihrer Souveraine verbunden ist, denn diese Capitulation stellt die politischen Vergehen unter deren Schutz gegen jedwede Verfolgung. — So muß Ney sprechen, dies muß seine einzige Vertheidigung sein, weil es die volle Wahrheit ist. Entweder hat die Capitulation von Paris keine Bedeutung, oder sie muß bei dem Vergehen Ney's in Anwendung kommen. Hält er an dieser Art Vertheidigung fest, so wird er vielleicht seine Richter besiegen, — gelingt ihm dies nicht, sie vor der Geschichte entehren und unter der Sympathie aller Redlichen sterben. Ney! armer Ney!" rief Napoleon, "welch' unheilvolles Geschick erwartet Dich!" — Ueber diesen Gegenstand sich weiter verbreitend, wiederholte er, daß weder der Marschall Ney, noch irgend ein Anderer am 20. März verrathen hätte; "Jeder that seine Pflicht," sagte er, "die Militär-Chefs so gut, wie die vom Civil. Die Armee, wie das Landvolk, haben Jedermann hingerissen." — Napoleon citirte bei dieser Gelegenheit eine bemerkenswerthe Thatsache, die werth ist, aufbewahrt zu werden. „Man hat Masséna beschuldigt," sagte er, "die Bourbonen verrathen zu

haben, — Sie werden sehen, daß Dem nicht so ist. Als ich mich in Paris wieder auf dem kaiserlichen Throne befand, war die Gelegenheit günstig, sich bei mir geltend zu machen und sich Dessen, was man zu meinen Gunsten gewagt, zu rühmen. Masséna kam nach Paris. Ich frug ihn, was er gethan hätte, wenn ich, statt über Grenoble, den Weg über Marseille, wo er befehligte, genommen hätte. Masséna war kein Schmeichler, dennoch ermangelte meine Frage nicht, ihn in Verlegenheit zu bringen und als ich weiter in ihn drang, antwortete er mir: „Sire! Sie haben gut gethan, den Weg über Grenoble zu wählen.“ Keiner meiner Marschälle hätte gewagt, mir so offen zu antworten, obgleich alle das Recht dazu gehabt hätten, ausgenommen Davoust, der nicht in Funktion gewesen, der unwürdig behandelt worden und allein in seinen Handlungen frei war. Niemand hat also die Bourbonen verrathen und wenn sie sich heute rächen, so geschieht es aus Schwäche für ihre Partei und um die Fehler ihrer Handlungsweise zu verbergen. Aber ich sehe eine wenig gesicherte Zukunft für sie voraus; indem sie sich den Leidenschaftlichkeiten der Emigration überlassen, entfernen sie Frankreich täglich mehr von ihrem Interesse. Mein Sohn wird nicht der Erste sein, der davon Vortheil zieht, — das Haus Orleans wird ihm vorangehen und nach demselben könnte die Reihe leicht wieder die Bonapartisten treffen.“ —

Nach diesen von einem so außerordentlichen Weitblick zeugenden Worten, kam Napoleon noch einmal auf die Ungerechtigkeit der Verfolgungen zurück und zeigte uns Ney, La Bédoyère, Drouot und Lavalette

große Unruhe. Er schien zu glauben, daß die so allgemein anerkannte Tugend Druot's, ein undurchdringlicher Schild für ihn sei, aber er zitterte für die Anderen und erwartete mit Ungeduld die Nachrichten über diese Opfer, die ebenso gut die seinen, wie die der Bourbonen waren.

Obgleich sich Napoleon fast erträglich in Briars eingerichtet hatte, so war er doch so sehr im Raume beschränkt und sah besonders seine Freunde so übel behandelt, daß er sich sehr ungeduldig zeigte, nach Longwood überzusiedeln. Der Admiral, den er seinen Menschenfresser nannte, aber dessen gutes Herz er nichtsdestoweniger zu schätzen wußte, hatte nichts versäumt, um die Arbeiten, die neue Wohnung in Stand zu setzen, zu beschleunigen. Er hatte hierzu Leute aus der Stadt und von der Flotte verwendet und dieselben mit Holz, getheertem Tuch und jeder Art Material versehen. Es war ihm gelungen, ein einstöckiges, ausgedehntes Gebäude aufzuführen, worin Napoleon mit seinen Verbannungsgenossen wohnen konnte. Sobald das Haus zu beziehen war, machte der Admiral Napoleon den Vorschlag, sich sogleich dahin zu verfügen, der auch angenommen ward.

Den 10. Dezember verließ Napoleon Briars, nahm von der Familie, welche ihn so gut aufgenommen hatte, Abschied, ließ Zeichen seiner Freigebigkeit zurück, und reiste zu Pferde, von dem Admiral zur einen und Bertrand zur andern Seite begleitet, ab. In Longwood angekommen, fand er das in der Nachbarschaft campirende, 53ste Regiment unter den Waffen. Der Admiral stellte ihm die Officiere desselben vor und führte ihn dann in die für ihn bestimmten

Gemächer; sie waren sehr leicht aufgebaut, mit getheertem Tuche gedeckt und äußerst bescheiden meublirt. Napoleon tadelte nichts; er hatte einige Zimmer zum Schlafen, Arbeiten und Empfangen seiner Freunde. Diese anlangend, waren dieselben um ihn her logirt und dies war Alles, was er wünschte. Er dankte dem Admiral, und nahm von der Wohnung Besitz, welche seine letzte sein sollte. Las Cases und sein Sohn, Montholon und dessen Gemahlin, sowie General Gourgaud bewohnten einen Flügel des Gebäudes. Marschall Bertrand, welcher ein einsiedlerisches Leben liebte, sowie seine Frau, welche von edlem Charakter, aber wenig für ein gesellschaftliches Zusammenleben geeignet war, hatten für sich und ihre Familie eine besondere Wohnung verlangt. Man hatte ihnen eine solche am Beginne der Hochebene von Longwood derart bereitet, daß sie nicht Tischgenossen, sondern Nachbarn des Kaisers waren.

Nachdem alle Einrichtungen getroffen waren, begann Napoleon seine neue Lebensweise, indem er strebte, sich darein zu finden. Da er von seinen Kriegen her die Gewohnheit hatte, einen Theil der Nacht zu wachen, war sein Schlaf unregelmäßig. Er erwachte oft, stand auf um zu lesen oder zu arbeiten, legte sich wieder und wenn er gar nicht schlafen konnte, so stieg er bei Tagesanbruch zu Pferde, kehrte wenn die Sonne sich fühlbar machte, zurück, frühstückte allein, diktirte oder ruhte, brachte auf gleiche Weise drei oder vier Stunden vom Nachmittage zu, empfing alsdann seine Verbannungsgenossen, fuhr mit diesen, ihren Frauen und Kindern spazieren, dinirte gegen Ende des Tages und brachte die Abende in ihrer Gesellschaft zu, bald

von seiner Vergangenheit sprechend und diese durch seine Erzählungen fesselnd, bald durch gemeinschaftliches Lesen guter Werke die Zeit zu kürzen suchend. Er wollte die Abende dadurch verlängern, denn je später er zur Ruhe ging, desto mehr hatte er Hoffnung, Schlaf zu finden. „Welch ein Sieg über die Zeit!“ rief er aus, wenn es elf Uhr oder Mitternacht geworden.

Hier wie zu Briars bildeten die Beziehungen zur brittischen Behörde, hinsichtlich der über seine Person verhängten Bewachung die Hauptschwierigkeit. Das ungefähr eine Meile von Longwood campirende 53. Regiment incommodirte wenig und die am Tage ausgestellten Schildwachen blieben außer dem Gesichte. Napoleon fand sie nur, wen er sich so weit entfernte, als er zu Fuße nicht leicht kommen konnte. Machte er einen Ritt von einigen Meilen, so mußte ihm ein englischer Officier folgen, doch so, daß seine intimen Gespräche nicht gehindert waren; — es geschah dies aber nur außerhalb gewisser Grenzen.

Um 9 Uhr Abends näherten sich die Schildwachen dem Gebäude, daß Niemand ungesehen sie durchschreiten konnte. Der im Innern von Longwood dienstthuende Officier mußte täglich einmal, selbst zweimal, je nach den Instruktionen des Lord Bathurst, Napoleon gesehen haben, um stets die faktische Gewißheit von seiner Anwesenheit auf St. Helena zu haben. — Die hervorragendsten Punkte der Insel waren mit Telegraphen versehen, um nach Plantation-House, der Wohnung des Gouverneurs, alles, was Wichtiges in Longwood sich ereignete, zu melden. Eine auf dem Pic de Diana ausgestellte Wache, mußte zu James-

Town die Annäherung jedes Fahrzeugs kund geben und eine Kriegsbrigg mußte alsdann auslaufen, um das signalisirte Fahrzeug in den Hafen zu eskortiren und verhindern, daß weder Personen noch Sachen ohne vorhergegangene Inspektionen ausgeschifft wurden. Die Schiffe, von welcher Region sie auch kommen mochten, durften nicht anders mit dem Lande verkehren, Briefe oder Paquete für die Bewohner von Longwood abgeben, als durch den Vermittler des Gouverneurs. Bei ihrer Abfahrt durften sie Niemand, ohne die Erlaubniß Ebendesselben an Bord nehmen und mußten sich vorher überdies noch einer strengen Durchsuchung unterwerfen. Deßgleichen verboten ernste Maßregeln den Bewohnern der Insel, ohne zuvor erlangte Erlaubniß der Behörde, mit Longwood zu verkehren und man verkündete denselben, daß jede Mitwirkung zu einem Entweichungsplane gleich dem Hochverrathe bestraft würde.

Schon in Folge der zu Briars getroffenen Vorsichtsmaßregeln, gegen den Admiral kalt geworden, ward dies Napoleon noch mehr und wollte über keinen der ihn betreffenden Angelegenheiten verhandeln, da er nicht sicher war, bei einer Besprechung dieser Art, sich bemeistern zu können. — Er beauftragte damit seine vier Begleiter. Diese durch das Unglück erbitterten Herren führten jedoch lediglich ein Raisonnement, was für den Admiral keinen Werth hatte; nämlich: der Kaiser habe sich freiwillig den Engländern anvertraut, man dürfe und könne ihn nicht als kriegsgefangen behandeln, und um so weniger, als es im Frieden keine Kriegsgefangenen gebe. Hierauf hätte der Admiral leicht antworten können, daß diese außer-

ordentlichen Vorsichtsmaßregeln gegen den außerordentlichen Mann rücksichtlich der Sicherheit Europa's geboten seien; — aber er war weder ein Gesetzkundiger noch ein Vernünftler, sondern ganz und gar Militär und streng in Erfüllung seiner Pflichten. Man hatte ihm Befehle ertheilt und er befolgte dieselben; sie schrieben vor allem Anderen die Bewachung der Gefangenen vor, dessen Verwahrung als eine gemeinschaftliche, die Sicherheit von ganz Europa gewährleistende, angesehen wurde. Obgleich nun die Bewachung unmöglich außer Acht gelassen werden konnte, so war er doch weit entfernt davon, unnöthige Strenge walten zu lassen und wenn er sich selbst täuschte, so geschah dies jedenfalls ohne Beimischung einer Intension, seine Autorität fühlbar werden zu lassen, eine Schwäche, deren sich so oft Subalterne schuldig machen, welche er aber nicht im Geringsten besaß. Die Vorsicht, Napoleon nie aus dem Auge zu verlieren war nun einmal geboten, weßhalb der Admiral auch nicht Umgang davon nehmen konnte, doch war er bestrebt, diese so wenig als möglich drückend zu machen. Der dienstthuende Officier zeigte sich nicht; er lebte in den Gebäuden von Longwood mit den Verbannten selbst und begnügte sich damit, Napoleon auf der Promenade oder aus einem Zimmer in das andere gehend, zu bemerken. Wenn Napoleon ausging, hütete er sich, ihm innerhalb gewisser Grenzen zu folgen, stieg nur dann zu Pferde, wenn diese überschritten werden sollten und folgte selbst dann nur in anständiger Entfernung, so daß er oft Napoleon aus dem Gesichte verlor, wenn dieser seiner Neugierde oder gewöhnlichen Verwegenheit gemäß, sich ungangbare Pfade wählte.

Oftmals gerieth der Officier in Sümpfe, ohne daß es ihm möglich geblieben wäre, dem Gefangenen zu folgen, und ohne sich deßhalb zu beklagen. Der Verkehr mit den Bewohnern, der gleichfalls untersagt war, ward doch geduldet und die Verbannten konnten, ihrer Bedürfnisse halber, ungehindert nach James-Town sich begeben. Bezüglich der Besucher, erlaubte der Admiral, der recht gut wußte, wer ging und kam, ihre Einführung in Longwood, wobei diese sich hier, wie in den Tuilerien, an Marschall Bertrand zu wenden hatten, um angenommen zu werden. Napoleon bot auf diese Weise nicht das Bild eines Gefangenen, zu dem man nur durch Bewilligung des Gefängnißwärters Eintritt erhalten konnte.

Ungeachtet dieser Schranken, faßte Napoleon in der ersten Zeit keinen Widerwillen gegen den Ort seines Aufenthaltes, in dem zu leben und zu sterben ihm bestimmt war. Er hatte bisher sich fortwährend wohl befunden; die Unannehmlichkeiten des Clima's und besonders das, was man auf dem Plateau von Longwood ertragen mußte, zeigten sich seiner Organisation nicht nachtheilig; er war nicht empfindlich gegen körperliche Leiden während der Thätigkeit, aber äußerst delikat und feinfühlend in der Ruhe. Man befand sich im Januar, d. J. 1816, d. h. in der schönen Jahreszeit unter diesem Breitegrade. Die Oertlichkeitserscheinungen waren neu und weder er noch irgend einer seiner Gefährten hatte bis jetzt die Qual der Langeweile empfunden. — Er litt unter der Unermeßlichkeit seines Sturzes, und dem Mangel aller Hoffnung, aber er zeigte noch keinerlei Abscheu gegen seinen Aufenthalt. Auf seinen Ausflügen zu Fuß oder

Pferde, unterhielt er sich manchmal mit einem oder dem andern der wenigen Bewohner, besonders häufig mit einem alten Neger, der einen Acker bebaute und einer alten Wittwe, Mutter zweier Töchter, welche ihm Blumen anboten und welchen er Wohlthaten erzeigte. Hie und da nahm er seinen Weg zu dem 53. Regiment, wo der Soldat von den Soldaten gut aufgenommen ward.

Indessen es kam die Zeit, in welcher er die Unannehmlichkeiten seines Exils, sowohl was ihn als seine Leidensgefährten betraf, empfinden sollte. — Nachdem er vielleicht zwanzig- bis dreißigmal das Plateau von Longwood gemessen, fand er dasselbe traurig und einförmig und wollte er dasselbe verlassen, so folgte ihm der englische Officier, was ihm im höchsten Grade verhaßt war. — Dessenungeachtet überschritt er einigemale die Grenzen seines Plateau's und versuchte in die entgegenliegenden, nördlichen Thäler einzudringen, wo das Briars lag und Plantation-House sich erhob. Diese frischen, schattigen Thäler, mit seiner unfruchtbaren, alles Schutzes gegen Sonne und Wind ermangelnden Hochebene vergleichend, konnte er nicht umhin zu bemerken, daß man, um ihn sicherer zu verwahren, ihn auf einen unwirthlichen und ungesunden Ort verbracht habe. — Seine Verbannungsgenossen sagten: man wolle ihn tödten; er selbst, minder extrem in seinen Worten, meinte nur, daß man, um sich seiner Person zu versichern, man eben gerade keinen Anstand nehme, ihn etwas Weniges zu martern. In der That, die Hochebene von Longwood war leicht zu überwachen, denn sie lag nach allen Seiten hin frei und gegen das Meer von schroffen Felsmassen umgrenzt.

Entweder war sie von den durch den Pic de Diana angezogenen Nebelschichten bedeckt, oder sie wurde vom Capwind derart überfegt, daß trotz der warmen Feuchtigkeit des Clima's kein Gras emporkommen konnte. Ein verkrüppelter, laubarmer Gummiwald bildete den einzigen kaum nennenswerthen Schutz gegen die Sonne. Stand diese gerade nicht über der Einöde, so drang eine höchst lästige Feuchte durch alle Kleider; sonst sandte sie ihre unabwehrbaren Strahlen durch die getheerten Tuchdächer von Longwood. Ueberdies gab es daselbst kein Wasser und die chinesischen Domestiken mußten dasselbe aus entfernten Thälern holen, wo es weder frisch noch rein anlangte. Zu all diesen Unannehmlichkeiten kamen noch diejenigen einer armen, wenig frequentirten Insel, wo die Lebensmittel theuer und schlecht waren. Für Napoleon selbst hatte dieser Umstand bei seiner gewohnten Einfachheit wenig Bedeutung, aber es betrübte ihn rücksichtlich seiner Freunde, welche ihre Frauen und Kinder, an den europäischen Luxus gewöhnt, mitgebracht hatten. „Es ist nicht zum Lachen“, äußerte er eines Abends, als er die schlechtbesetzte Tafel und die fast nakten Wände betrachtete, „wir werden überhaupt nichts Anderes mehr, als die Zeit **zu viel** haben.

Mit seinem tiefgehenden Feinblick beobachtete er bei seinen Leidensgefährten jetzt auch nachgerade die ersten Anzeichen des moralischen Uebels der Verbannung, die sich durch eine unwillkürliche Bitterkeit der einen gegen die andern kund gab. — Sie stritten sich um Vorzüge auf St. Helena, so gut wie in Paris und der empfängliche, eifersüchtige und reizbare General Gourgaud empfand bei der Vertraulichkeit Napo-

leons mit Las Cases einen wenig verhohlenen Unwillen. Die beiden Familien Montholon und Bertrand ließen gleichfalls Zeichen gegenseitiger Eifersucht blicken.

Napoleon erkannte in diesen Bitterkeiten die traurigen Consequenzen des Unglücks und fürchtete für die Zukunft dieser schiffbrüchigen, an einen abscheulichen Felsen geworfenen Colonie. Er bemühte sich, diesen Eifersüchteleien durch schmeichelhaftes Benehmen und kluggeführte Gespräche zu begegnen, wodurch er seiner eigenen Langweile einigermaßen abhalf und auch die der Andern kürzte, indem er ihnen eine bessere Zukunft, welche zu hoffen, er weit entfernt war, versprach.

Man hatte den vierten Monat des Jahres 1816 erreicht, den Anfang der guten Jahreszeit in Europa und der schlechten auf St. Helena, als man erfuhr, daß ein am 5. April aus England gekommenes Schiff, den neuen Gouverneur gebracht, denn die Mission Admiral Cockburn's war nur zeitweilig.

Dieser Gouverneur war General Sire Hudson Lowe, dessen Amt auf St. Helena, ihm eine so traurige Berühmtheit verschaffte. Sire Hudson Lowe war einer jener Officiere, halb Militärs, halb Diplomaten, welche die Regierungen bei Gelegenheiten verwenden, wobei mehr Gewandtheit, als Kriegstalent nöthig ist. Er war in der That schon mit verschiedenen Aufträgen betraut gewesen, deren er sich stets zur Zufriedenheit entledigt; namentlich im Hauptquartier der Alliirten, wo er zu allen, Frankreich feindlichen Leidenschaftsäußerungen, zugezogen worden, und obgleich er nicht so schlecht war, als sein Gesicht befürchten

ließ, war er doch keineswegs von wohlwollendem Charakter oder leichter Gemüthsart. Da ihm das militärische Avancement durch den Frieden gehemmt worden, hatte er', in der Hoffnung auf eine reiche Belohnung, jenen gehässigen Auftrag, begleitet von einer ungeheuren Verantwortlichkeit, sowohl von seiner Regierung als der Geschichte, übernommen. Er bedachte jene in Bezug auf letztere nicht, deren Ernst er nicht im Stande war, zu erkennen und war von keiner andern Idee beherrscht, als Der, dem Vorwurfe zu entgehen, welchen sich Admiral Cockburn zugezogen hatte, nämlich zu sehr den Neigungen des Gefangenen nachgegeben zu haben. Ohne das Vorhaben, ein Tyrann sein zu wollen, suchte Sire Hudson Lowe vor Allem zu beweisen, daß er die Kraft habe, jedweder Beeinflussung zu widerstehen. Dieses Streben sollte ihn manchem Zusammenstoße mit dem mächtigen und gegenwärtig gereizten Charakter aussetzen, den man ihn beauftragt, niederzuhalten, ohne denselben zu einem verzweifelten Schritte zu treiben. Kaum gelandet, verlangte er, daß Admiral Cockburn ihn nach Longwood führe, um ihn dem erlauchten Gefangenen vorzuführen. Der Admiral hatte selbst dazu beigetragen, daß der Gebrauch, durch Vermittlung Marschall Bertrands, Napoleon vorgestellt zu werden, beibehalten worden; er fehlte jetzt gegen diese Convenienz, indem er sich mit Sire Hudson Lowe nach Longwood begab, ohne sich vorher anmelden zu lassen. — Napoleon ließ ihnen sagen, er sei unwohl und könne Niemanden empfangen. Sire Hudson Lowe verlangte von „General Bonaparte“ eine Bestimmung der Zeit des Empfanges und es fiel dieselbe auf den nächsten Tag. An eben die-

sein begab sich Sire Hudson Lowe, begleitet von dem Admirale, nach Longwood. Jener ward von Marschall Bertrand und General Gourgaud empfangen und bei dem gestürzten Kaiser eingeführt. Hiebei ereignete sich schon ein unangenehmer Vorfall. Während man den neuen Gouverneur einführte, hatte dies der in einem Gespräche begriffene Admiral nicht bemerkt und als er folgen wollte, hatten die Diener die Thüre schon geschlossen. In der Meinung, sie dürfe heute nur für den Gouverneur offen sein, wagten dieselben nicht, jene dem Admiral zu öffnen. Dieser, auf das Empfindlichste verletzt, stieg sofort zu Pferde und kehrte mit seinen Adjutanten nach James-Town zurück.

Die Zusammenkunft Napoleons mit Sire Hudson Lowe war ceremoniös und kalt. Napoleon war übellaunig über die Art, wie der neue Gouverneur sich am Tage vorher eingeführt und dieser letztere, wenig geschmeichelt, gestern nicht empfangen worden zu sein. Nichts war also vorbereitet gewesen, um ihre erste Begegnung zu einem freundschaftlichen zu machen. Napoleon erkannte mit einem Blicke, mit welcher Persönlichkeit er es zu thun hatte; er sah wohl, daß er einem jener extremen Köpfe der Coalition gegenüber stand und das Gesicht Sire Hudson Lowe's bestärkte ihn noch, hinsichtlich seines ungünstigen Urtheils im Allgemeinen. Nach dem höflichen aber zurückhaltenden Empfange beschwerte er sich kurz, indem er bei dem Drucke und den Unannehmlichkeiten, die man ihm widerfahren ließ, nicht verweilte und zu verstehen gab, daß er die Handlungsweise des neuen Gouverneurs erst abwarten wolle, um zu wissen, ob er sich zu dessen

Ankunft Glück wünschen könne oder nicht. Sire Hudson Lowe drückte, ohne jedoch irgend welche Wärme zu verrathen, den Wunsch aus, seine schweren Pflichten mit dem Wohle des Verbannten vereinbaren zu können. Hierauf, nach dieser allzu kurzen Unterredung zog sich der Gouverneur zurück.

Kaum nach seinem Weggange äußerte Napoleon gegen seine Umgebung: er habe noch nie eine Physiognomie gesehen, welche mehr einem italienischen Spirren gliche, als die Sire Hudson Lowe's und fügte hinzu: „Wir werden noch den Verlust unseres Menschenfressers beklagen.“ Man erzählte ihm das unangenehme Verfahren, wodurch Admiral Cockburn vorhin veranlaßt worden, Longwood zu verlassen. Nachdem Napoleon darüber einen Augenblick gelächelt, empfand er ein aufrichtiges Mißvergnügen, indem er den stolzen, aber doch gefühlvollen Charakter des Admirals kannte. Dieser, obgleich beleidigt, war doch unfähig, sich zu rächen. Hinsichtlich des Gouverneurs war das Uebel größer. Verletzt durch den ihm gewordenen Empfang, war er der Mann, eine Autorität fühlen zu lassen, der man so wenig Rechnung zu tragen schien. Kaum in Plantation-House niedergelassen, wollte er sowohl die Verordnungen des Admirals, wie auch diejenigen, welche er aus den Instruktionen des Lord Bathurst zu ziehen behauptete, in ihrer ganzen Ausdehnung anwenden. — Napoleon hatte sich beklagt, über die gegen Abend unter seinen Fenstern aufgestellten Schildwachen, über die Beschränkung bei seinem Spazierritte, sowie hinsichtlich des Folgens eines englischen Officiers, sobald er seine ihm so eng gezogenen Grenzen überschritt. Sire Hudson Lowe ant-

wortete jetzt hierauf: diese Anordnungen seien von Lord Bathurst gut geheißen und müßten folglich buchstäblich ausgeführt werden; zugleich ließ er dem dienstthuenden Officier den erneuten Befehl zugehen, keinen Tag vorüber gehen zu lassen, ohne den Gefangenen mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Er wandte die gleiche Strenge an, um gewisse Vorschriften, die der Admiral, sozusagen außer Kraft gesetzt, einzuhalten. Niemand sollte ohne Erlaubniß des Gouverneurs mit den Bewohnern Longwoods verkehren; der Admiral hatte gestattet gehabt, daß man auf einfache Ermächtigung des Marschalls Bertrand hin, angenommen werden konnte. Die um das Nöthige zu besorgen, gehenden und kommenden Domestiken, waren ohne Schwierigkeiten zu erfahren, ihrem Dienste nachgekommen. Einige vornehme, von Indien kommende Engländer, die dem Admiral kein Mißtrauen einflößen konnten, hatten in Longwood durch Bertrands Vermittlung Zutritt erhalten. Es wäre durchaus kein Verstoß gewesen, diese Vergünstigungen auch ferner zu lassen; aber Sire Hudson Lowe verlangte, daß jeder Verkehr nur mit seiner speziellen Erlaubniß statthabe und jeder von Longwood kommende, oder dahin gerichtete Brief durch die Hand seiner von ihm aufgestellten Mittelsperson gehe. Um die Anlässe zum Briefschreiben einigermaßen zu mindern, stellte er einen besondern Lieferanten für Longwood auf und erwählte hiezu den Eigenthümer des Landhauses von Briars, wo Napoleon einige Wochen zugebracht. — Diese neue unerwartete Strenge äußerte auf die Verbannten einen eigenthümlichen Eindruck. Sire Hudson Lowe ward bei seinem zweiten Besuche

von Napoleon noch kälter empfangen und angewiesen, sich, in Betreff der in Ausführung zu bringenden Verordnungen, mit Marschall Bertrand zu benehmen. Dieser beschwerte sich ihm gegenüber mit großer Heftigkeit, sowohl über die neuen als alten Quälereien und erklärte ihm, daß, wenn er auf diesen seinen Intensionen bestehe, Napoleon seine Gemächer nicht mehr verlassen werde und wenn der Mangel an Bewegung dessen Gesundheit nachtheilig würde, so sei der Gouverneur der öffentlichen Meinung hiefür verantwortlich. Sire Hudson Lowe ließ sich durch diese Drohung nicht beirren, gab sich den Anschein, als halte er sein Benehmen für durchaus der Natur der Sache und seinen Instruktionen angemessen und habe deßhalb keinen unfreundlicheren Empfang verdient, als Admiral Cockburn seither stets geworden. Bei einer solchen Art die Sache zu betrachten, mußten die beklagenswerthen Reibereien, die dem Gefangenen so viele Leiden und Hudson Lowe selbst, so schlimme Beschuldigungen zuzogen, bald ihren Höhepunkt erreichen. — Die indische Flotte langte an. An Bord derselben befand sich Lord Moira, Gouverneur von Indien nebst Gemahlin, welch' beide ein lebhaftes Verlangen trugen, Napoleon zu sehen. Da jedoch dieser erklärt hatte, er lasse sich nicht als einen Gefangenen behandeln, dessen Gefängniß man willkürlich öffnen und schließen könne und Niemand empfangen wolle, der nicht durch Marschall Bertrand seine Genehmigung erhalten, so wagten Lord und Lady Moira nicht, eine mit solchen Schwierigkeiten verbundene Bitte auszusprechen. Um jedoch die lebhafte Neugierde derselben zu befriedigen, richtete Sire Hudson Lowe eine Einladung zum Mittag-

essen auf Plantation-House an Bertrand und fügte dieser auch eine für Napoleon bei, worin er sagte: wenn General Bonaparte, dieselbe anzunehmen geneigt sei, so werde Lady Moira sich sehr glücklich schätzen, ihm vorgestellt zu werden. Bei dieser Einladung hatte er nur einen Taktfehler begangen und nicht die Absicht gehabt, seinen glorreichen Gefangenen zu beleidigen; aber Marschall Bertrand ward hiedurch sowohl hinsichtlich seiner als seines Herrn tief verletzt und Napoleon nicht minder, denn er konnte sich nicht so weit herabgeben, der Gegenstand der Neugierde für diejenigen Gäste Sire Hudson Lowe's zu werden, welchen derselbe durch ihn eine Auszeichnung zu Theil werden lassen wollte. — Der Gouverneur begnügte sich jedoch mit der Weigerung Marschall Bertrands nicht; als er sich in Longwood präsentirte, ward er nicht nur mit Kälte empfangen, sondern Napoleon richtete die härtesten Worte an ihn. „Ich bin erstaunt, sagte er, daß Sie es gewagt haben, jene Einladung, welche Ihnen Marschall Bertrand zurückgeschickt, an mich zu richten. Haben Sie vergessen, wer Sie sind und wer ich bin; weder Sie, noch Ihre Regierung ist berechtigt, mir den Titel zu verweigern, den mir Frankreich gegeben, ganz Europa anerkannt und mit welchem die Nachwelt mich nennen wird. Ob Sie oder England darein willigen oder nicht, so werde ich dennoch für die Welt der Kaiser Napoleon bleiben. Ich werde also stets wenig Gewicht auf Ihre Bezeichnung legen; ich bin indessen darüber beleidigt, daß Sie hoffen konnten, mich bei sich zu sehen, um Gegenstand der Neugierde Ihrer Gäste zu sein. Das Glück hat mich verlassen, aber Niemand auf Erden hat die Macht, aus dem Kaiser

Napoleon ein Ziel des Spottes zu machen.“ Nach diesen strengen Worten beruhigte sich Napoleon wieder und Sire Hudson Lowe entschuldigte sich sehr, hinsichtlich seiner Absicht und sagte: der Wunsch des Lords und der Lady Moira wäre nur eine Huldigung für seinen Ruhm; er habe nur wissen wollen, ob eine Begegnung mit den angesehensten Personen Englands Napoleon angenehm wäre. Dieser vernahm solche Erklärungen, ohne etwas darauf zu erwiedern und entließ den Gouverneur noch etwas mehr gedemüthigt als bei Gelegenheit seiner vorigen Besuche.

Der Vergleich zwischen Sire Hudson Lowe und Admiral Cockburn, fiel ganz und gar zu Gunsten des Letzteren aus, welcher jetzt bald nach England abreisen sollte. Bevor er sich einschiffte, begab er sich nach Longwood, um sich von Marschall Bertrand zu verabschieden, ihm sein Bedauern, rücksichtlich der Strenge auszudrücken, welche er genöthigt gewesen gegen Napoleon zu beobachten, sowie auch der schlimmen Beziehungen, die zwischen dem neuen Gouverneur, dessen Absichten nicht so schlimm wären, als man glaube, und dem erlauchten Gefangenen sich zu gestalten schienen. Bertrand antwortete herzlich auf die Versicherungen des Admirals, bat ihn dringend, die brittische Nation in Kenntniß zu setzen von dem Zustande, in welche der große Mann versetzt sei, welcher sich ihr anvertraut, drang inständig in ihn, von Napoleon Abschied zu nehmen und entschuldigte sich wiederholt wegen des unangenehmen Vorfalls bei der Vorstellung des Gouverneurs. Aber der Admiral, so empfindlich als großmüthig, wollte Napoleon nicht wiedersehen; er beauftragte den Marschall, ihm seine Abschiedsgrüße

zu überbringen und ihn zu versichern, daß er, nach England zurückgekehrt, sich nie als Feind des Unglücks zeigen werde. In der That empfand der Admiral für Napoleon eine wahre Sympathie und sprach sich stets dahin aus, daß dieser der Sanfteste und am Leichtesten zu Behandelnde wäre und man, wenn man sich direkt an ihn wende, sich besser mit ihm als mit jedem Anderen verständigen könne.

Admiral Cockburn reiste ab, beklagt von der kleinen unglücklichen Colonie. Kaum war er weg, als neue Schwierigkeiten sich erhoben. Das brittische Ministerium hatte befohlen, daß man von den Gefährten Napoleons einen förmlichen Unterwerfungsakt bezüglich aller ihnen auferlegten Freiheitsbeschränkungen verlange, und diejenigen, welche sich dessen weigerten, nach Europa zurückschicke. Es hatte überdies die Ausgaben in Longwood übertrieben gefunden, die sich doch durch die Theurung aller Gegenstände auf St. Helena so leicht erklärten, sowie auch durch die Zahl der zu erhaltenden Personen, welche sich — Herren und Diener, Frauen und Kinder — auf fünfzig belief. Die Summe der Ausgaben betrug, jährlich gerechnet, 20,000 Livres Sterling, ungefähr 500,000 Franken. Niemals hatte Admiral Cockburn daran gedacht, diese Summe für übertrieben zu finden oder gar eine Bemerkung darüber laut werden zu lassen. Durfte man dem ehemaligen Herrn der Welt, das bittere Brod, das man ihm in's Gefängniß warf, vormessen? Es scheint im Gegentheil, daß man, als Entschädigung für die Freiheit, die ihm im Interesse der allgemeinen Ruhe entzogen worden, ihm aus Achtung für sich selbst schon alle materiellen Güter zu geben hatte. Dem war je-

doch nicht so und jetzt, da die traurigen Leidenschaften des Jahres 1815 erloschen sind, frägt man sich, wie Lord Bathurst fähig gewesen, eine förmliche Reduktion der Ausgaben von Longwood auf 8000 Livres Sterling zu fordern. Die Zahl thut hier nichts zur Sache, wohl aber der Gedanke, daß man überhaupt rechnete, und England darf um seiner Ehre willen eine solche Unwürdigkeit Denjenigen nie verzeihen, welche seine Geschichte damit befleckten.

Wir dürfen sagen, daß Sire Hudson Lowe das Ungebührliche bei Ausführung dieses Theiles seiner Instruktionen fühlte und eine ihn ehrende Verlegenheit zeigte. Hinsichtlich der, den Gliedern der Colonie abverlangten Erklärung zeigte er zuerst einen entschiedenen Willen. Er verfaßte selbst das Schriftstück, das sie unterzeichnen sollten und in welchem Napoleon „General Bonaparte“ betitelt wurde. Sie wurden dadurch in die peinlichste Lage versetzt. Daß Diejenigen, welche Napoleon in ihrer Gewalt hielten, ihm seinen Titel verweigerten, konnte ihrerseits als natürlich erachtet werden; aber daß seine Unglücksgenossen in einem autentischen, von ihrer Hand unterzeichneten Akt, sich dazu verstehen sollten, ihm den Titel zu versagen, den sie ihm stets gegeben, hieß nichts Anderes, als sie zwingen, zu seinem Falle beizutragen. Sie stellten der von Sire Hudson Lowe vorgelegten Schrift, bezüglich der förmlichen Unterwerfung unter die auf St. Helena bestehenden Verordnungen, eine ganz der seinigen ähnliche entgegen; nur verschieden in Rücksicht auf die Napoleon beizulegenden Titel. — Der Gouverneur kündete ihnen brutal an, daß, wenn sie die Erklärung nicht unterzeichneten, so, wie er dieselbe

verlange, so lasse er sie sämmtlich und unverzüglich nach Europa einschiffen. „Unterzeichnen Sie nicht!“ sagte ihnen Napoleon, „und lassen Sie sich einschiffen. Ich werde allein hier bleiben, wo ich ja doch nur noch kurze Zeit zu leben habe und die Welt wird erfahren, daß man um so eines elenden Streites willen, mich von meinen letzten Freunden getrennt hat!“ — Die Verbannten blieben demnach standhaft und Sire Hudson Lowe, welcher das Abscheuliche eines solchen Verfahrens einsah, schlug eine Abänderung vor, die darin bestand, den Gefangenen, in jenem Akte statt mit dem Titel, mit seinem Namen zu nennen, nämlich: Napoleon Bonaparte, wiederholend, daß, wenn sie sich auch Dessen weigern sollten, schon ein Fahrzeug bereit läge, um sie nach Europa zu bringen. Sie unterwarfen sich, ohne es Napoleon zu sagen.

Sire Hudson Lowe zeigte sich in Bezug auf die Ausgaben geziemender. Es ist möglich, daß die Diener Napoleons und die drei ihm gefolgten Familien, nicht große Sorge trugen mit den englischen Geldern sparsam zu sein; aber, wir wiederholen es, wir verstehen nicht, wie England sich nur in den Sinn kommen lassen konnte, denselben nachzufragen. Dessenungeachtet sprach Sire Hudson Lowe hierüber mit Marschall Bertrand und suchte sich durch Vorzeigung seiner Instruktionen, welche die Ausgaben Bonaparte's auf 8000 Livres Sterling (200,000 Franken) festsetzte, zu rechtfertigen. Marschall Bertrand antwortete in hohem Tone: „Er wisse nichts von Dem, womit ihn der Gouverneur zu unterhalten beliebe; sie lebten alle sehr schlecht, hätten übrigens noch nie daran gedacht, sich zu beklagen, noch nachzufragen, was diese traurige Art

zu leben koste; sie würden dies auch in Zukunft nicht thun und besonders sich nie erlauben, ihrem Herrn davon zu sprechen. Sire Hudson Lowe bestand nichtsdestoweniger darauf, und erklärte, daß es ihm unmöglich wäre, für höhere Ausgaben Zahlung anzuweisen. Der Marschall, in äußerster Verlegenheit, besprach sich hierüber mit den übrigen Gliedern der Gesellschaft und konnte endlich nicht umhin, Napoleon Mittheilung zu machen. Man erräth leicht, welchen Eckel Letzterer bei einer solchen Streitsache empfinden mußte. Er befahl, auf der Stelle zu antworten, daß, trotzdem die Nationen die Verpflichtung hätten, ihre Gefangenen zu ernähren, so wäre für ihn doch das Peinlichste in seiner Gefangenschaft, Englands Brod zu essen. Sein Wunsch wäre immer gewesen, mit seinen Freunden aus eigenen Mitteln zu leben und wolle man ihm erlauben, nach Europa mittelst verschlossener Briefe sich zu wenden, so habe er dort eine Familie, sowie Freunde, welche ihn nicht in Dürftigkeit ließen; dadurch würde die brittische Regierung sogar von den 8000 Livres Sterling, auf die sie die Ausgaben von Longwood beschränken wolle, befreit werden. Ohne Zweifel kann man sich das Motiv zu dieser Antwort denken. Obgleich die Familienglieder Napoleons, seine Mutter, sein Onkel und Prinz Eugen im Stande und geneigt gewesen wären, für seine Bedürfnisse zu sorgen, so würde er doch niemals zu diesen seine Zuflucht genommen, sondern aus der Kasse Laffitte's geschöpft haben, in der seine Fonds deponirt waren. Aber er fürchtete, die Existenz dieses Depots zu entdecken, voraussehend, daß dasselbe, sowie alle Güter der Bona-

partisten in Frankreich, mit Sequester belegt werden würde.

Als Sire Hudson Lowe diese Antwort erhielt, erklärte er, Napoleons Briefe an dessen Banquiers gelangen lassen zu wollen, jedoch offen, sowie dies die Instruktionen Lord Bethurst's erheischten und bestand darauf, daß die Ausgabe entweder reduzirt würde, oder Napoleon dieselbe aus eigenen Mitteln bestritte. Durch diese neue Art von Bedrückung aufgebracht, befahl Napoleon Marchand, dem Intendanten seines Hauses, denjenigen Theil des Silberzeuges auszusuchen, welcher entbehrt werden könnte, denselben zu zerbrechen, — damit mit seinem Geräthe kein Handel getrieben würde — ihn nach James-Town zu schicken und damit die Lieferanten zu bezahlen. Diese Art zu antworten verursachte dem Gouverneur große Verlegenheit; denn die Bewohner von James-Town, erfahren bis zu welchem Aeußersten man den Gefangenen zu Longwood gebracht, schämten sich des Verfahrens ihrer Regierung. Um die Gefühle, welche sich sehr laut kund gaben, zu schwächen, ließ Sire Hudson Lowe durch seine Vertrauten ausbreiten, Napoleon habe Geld genug um seine Ausgaben zu bestreiten und ohne zu diesem elenden Hilfsmittel greifen zu müssen. Napoleon hatte ungefähr 350,000 Franks in Gold und seine Verbannungsgenossen etwa 200,000 mitgebracht. Er betrachtete diese Summen als seine Reserve und wollte sich dieser letzten Hilfsquellen nicht berauben, von denen er von Zeit zu Zeit nahm, um ein Almosen zu geben oder einen Dienst zu bezahlen. Da er also weder diese Summe zum Lebensunterhalt verwenden, noch das Depot bei Laffitte verrathen

wollte, mußte er nothwendig zu seinem Silberzeug greifen; dieses war beträchtlich und weit mehr als er nöthig hatte. Marchand, welcher über alle Dinge des Hauses auf das Sorgfältigste wachte, hatte Zeit gefunden gehabt, dasselbe aus dem Elysée mitzunehmen und nach Rochefort zu befördern; es konnte jetzt dazu beitragen, Hudson Lowe und Lord Bathurst die Schamröthe auf die Stirne zu treiben.

Ersterer in Verlegenheit darüber, ein solches Verfahren veranlaßt zu haben, kündete an, daß er es auf sich nehmen wolle, provisorisch den von Lord Bathurst festgesetzten Credit von 8000 Livres Sterling, auf 12,000 zu erhöhen und mittlerweile neue Befehle in dieser Beziehung zu verlangen. Die Silbersendungen nach James-Town nahmen hierauf ein Ende und diese niedrige Streitsache war beigelegt. In dieser Zeit langte der neue Admiral an, er war gekommen, Admiral Cockburn, nicht in seinem Befehle über die Insel, sondern nur über die Seestation zu ersetzen. Dieser war Sire Polteney Malcolm, eine Persönlichkeit von ausgezeichnetem Charakter, von dessen schönem Gesichte Herzensgüte strahlte. Bald nach seiner Ankunft ließ er sich Napoleon vorstellen und beobachtete dabei alle Rücksichten gegen den erhabenen Gefangenen. Schon bei dieser ersten Begegnung war es ihm gelungen diesen für sich einzunehmen. Seine sanfte Würde, sein respektvolles Mitleid äußerte auf die lebhafte und empfindsame Natur Napoleons eine unmittelbare Wirkung und gewannen sein Herz. Er behandelte ihn sogleich als Freund und war gegen ihn eben so leutselig als mittheilsam. Sire Malcolm erneuerte oft seine Besuche und Napoleon wollte, daß er, so oft

er erschiene, ohne Etiquette eingeführt werde, an welche er sich überhaupt nur hielt, um seine Hüter in Respekt zu erhalten. Sire Malcolm, welcher bemerkt hatte, daß eines der größten Leiden Napoleons der Mangel an Schatten war, (denn die magern Gummibäume verschafften wenig) sandte an Bord seines Schiffes, und ließ ein geräumiges, schönes Zelt holen und dasselbe durch seine Matrosen nahe bei den Gebäuden von Longwood aufrichten, Napoleon ward durch diese zarte Aufmerksamkeit außerordentlich gerührt und kam oft in dieses Zelt um daselbst zu speisen, oder sich seinen Arbeiten zu widmen. Sire Malcolm, kein Mittel außer Acht lassend, um das Schicksal des Verbannten zu mildern, glaubte dies zu erreichen, wenn es ihm gelänge eine Annäherung zwischen Sire Hudson Lowe zu Stande zu bringen. Er sprach hierüber mit Napoleon, sagte ihm, die Instruktionen des Lord Bathurst seien wirklich so wenig geziemend, daß Sire Hudson Lowe, genöthigt denselben pünktlich nachzukommen, nicht Herr genug gewesen wäre, gewisse Quälereien den Bewohnern von Longwood zu ersparen; daß er weder schlimm noch übel gesinnt sei, daß er sowohl mit der brittischen als den übrigen europäischen Regierungen die Furcht vor einer Entweichung, ähnlich der von der Insel Elba, theile; daß er schon bei dem bloßen Gedanken hievon den Kopf verliere und dies sei doch wohl verzeihlich. Wenn Napoleon ihn sähe, ihn gut empfinge, sich offen gegen ihn ausspreche, würde derselbe sich mehr für versichert halten und milder gestimmt werden, woraus bessere Beziehungen und ein weniger peinvolles Leben für Longwood's Bewohner hervorgingen. „Sie irren sich,“ antwortete Napoleon

„ich kenne die Menschen und das Gesicht dieses Sire Hudson kann nur der Ausdruck eines bösen Herzens sein. Ich verstehe mich auf Entweichungen, aber ich denke an kein derartiges Unternehmen und zwar aus zwei Gründen, erstens: weil eine Entweichung unmöglich ist und zweitens weil sie zu nichts führen würde. Es ist kein Platz mehr für mich in der Welt und ich sehne mich hier meinem Ende entgegen, welches nicht mehr ferne ist und bis dahin will ich mich damit beschäftigen, einige Erinnerungen zum Nutzen der Nachwelt aufzuzeichnen. Wenn ich die Ursache bin, daß meine Feinde den Verstand verlieren, so verliere ich ihn doch nicht so leicht selbst und suche mich nicht ihrer eisernen Hand, wohl aber ihren Beleidigungen zu entziehen. Man lasse mich, ohne mich zu beleidigen, sterben, — mehr verlange ich nicht von Ihren Landsleuten. Ich gewinne nichts bei einer abermaligen Zusammenkunft mit Sire Hudson Lowe. So sehr ich Herr meiner selbst bin, wenn es sein muß, so empört doch der Anblick dieses Mannes meine Augen und meine Zunge; ich kann ihn nicht empfangen, ohne daß Widerwärtigkeiten daraus entstehen“. Sire Malcolm ließ sich durch diese Worte nicht entmuthigen, drang in Napoleon, Sire Hudson Lowe dennoch zu empfangen, welcher ihn zu sehen wünsche und diese Gunst mit dem aufrichtigen Verlangen nach Aussöhnung erbitte.

Napoleon fügte sich endlich einem Dringen, dessen Absicht so wohlmeinend war und willigte darein, den Gouverneur zu empfangen, aber in Gegenwart des Sire Malcolm, um einen Zeugen bei der Zusammenkunft zu haben. Sire Hudson Lowe langte in der That,

begleitet von dem Admiral in Longwood an, und stellte sich mit einer gewissen Befangenheit seinem Gefangenen vor. Napoleon empfing ihn höflich und ließ ihn ruhig sich über alle Vorgänge ausbreiten, über welche Beschwerden erhoben worden und er war nun bestrebt rechtfertigende Erklärungen zu geben. Napoleon antwortete erst nicht nur ohne alle Bitterkeit, sondern sogar in versöhnlichem Tone. Aber bei der Ausgabenfrage, welche noch in zu frischem Andenken war und vom Gouverneur ungeschickter Weise berührt wurde, verließ ihn die Mäßigung und er brach plötzlich in äußerst harte Worte aus. „Ich bin erstaunt, mein Herr!“ sagte er, „daß Sie es wagen, mit mir einen solchen Gegenstand besprechen zu wollen. Ich bin nicht daran gewöhnt, mich mit Dem, was in meinen Küchen vorgeht, zu beschäftigen; wenn es Ihnen beliebt, in diese zu blicken, so thun Sie es, aber sprechen Sie mir nicht davon! Hätte ich hier nicht Frauen und Kinder, die mit mir zu einem fernen Exil verurtheilt sind, so würde ich mich an die Tafel der Offiziere des 53. Regimentes gesetzt haben und diese tapfern Leute würden sich nicht geweigert haben, ihre Mahlzeit mit einem der ältesten Soldaten Europa's zu theilen. Aber ich habe hier, wie gesagt, mehrere Familien zu ernähren, die eben so ungeduldig sind wie ich, nichts mehr einer Regierung verdanken zu müssen, die uns bedrückt. Könnte ich nach Europa schreiben, ohne genöthigt zu sein, Sie als Vertrauten zu nehmen, meine Familie, ja Frankreich selbst, würde weder mir noch den Freunden, welche mein Unglück theilen wollten, es an Brod fehlen lassen.“ — Nach diesen Worten erlaubte Napoleon, vom Zorne hingerissen,

dem Gouverneur kaum, einige Worte hervorzubringen. Dann, sich an den Admiral besonders wendend und von Sire Hudson Lowe nur in der dritten Person sprechend, beging er die Unklugheit, sich zu wirklichen Beleidigungen hinreißen zu lassen. Der Admiral, welcher das Verfahren des Gouverneurs mit dessen Instruktionen zu entschuldigen suchte, antwortete Napoleon: es gäbe Aufträge, welche Leute von Ehre nicht annähmen; übrigens sei Hudson Lowe kein wirklicher Militär, er habe öfter die Offiziersfeder des Generalstabs als den Degen des Soldaten geführt. Bei diesen letzten Worten verließ ihn bebend Sire Hudson, dem das Verdienst zuerkannt werden muß, sich beherrscht und in seinem Gefangenen das größte Unglück des Jahrhunderts respektirt zu haben und erklärte, daß er nie mehr einen Fuß nach Longwood setzen werde.

Kaum war er weggegangen als Napoleon, sich schämend, so wenig Selbstbeherrschung gezeigt zu haben, Sire Pulteney um Entschuldigung bat. Er sagte, er würde sich nie haben so hinreißen lassen, wenn nicht der Gouvernenr die Taktlosigkeit gehabt hätte, von jener unedlen Sache der Ausgaben zu sprechen; — er habe es wohl gedacht, daß die Zusammenkunft übel ausfalle, denn die Physiognomie mache auf ihn einen Eindruck, welchen zu besiegen er außer Stand wäre; — er habe Unrecht gehabt, er erkenne dies. Und hiezu fügte Napoleon nur noch Worte, die seinen Fehler verbesserten, „Ich habe nur eine Entschuldigung, Herr Admiral“ sagte er, „eine einzige, nämlich die: nicht mehr in den Tuilerien zu sein. Ich würde mir die Beleidigung, welche ich Sire Hudson Lowe zuge-

fügt, nie verzeihen, wenn ich nicht in seinen Ketten wäre."

Nach solchen Aufregungen, welche einen Theil des Jahres 1816 ausfüllten, trat das Leben Napoleons wieder in jene Monotonie zurück, die bis zu seinem Tode währen und nur durch Leiden unterbrochen werden sollte. Seine Gewohnheiten blieben stets dieselben. Seine Spazierritte in der Begrenzung, die er seinen Höllencirkel nannte, wurden ihm jedoch mehr und mehr unerträglich und das Vergnügen, das er darin gefunden, mit seinen Nachbarn, dem alten Neger, sowie jener Wittwe mit ihren Töchtern, welch' letztere ihm oft Blumen brachten, zu sprechen, ward ihm durch die Furcht, diese Leute zu compromittiren, indem er dadurch das Mißtrauen des Gouverneurs gegen sie wecke, verbittert. Kaum wagte er einige Wohlthaten zu spenden, denn man hätte dieselben als Absichten zu einer Entweichung deuten können. Dieser, einer reizbaren Natur auferlegte Zwang, die sich nur in großen Gefahren beherrschen konnte, ward ihm zu einer wahren Tortur. „Ach!" sagte er zu Las Cases, „warum sind wir nicht frei an den Ufern des Ohio oder Mississippi, umgeben von unsern Familien und einigen Freunden? Fühlen Sie, welch' eine Wonne es für uns wäre, ohne Ende und mit der ganzen Schnelligkeit unserer Pferde die unermeßlichen amerikanischen Wälder zu durchjagen!? — aber hier, auf diesem Felsen, hat man kaum Raum zu einem Galopp! — Wenn die Strahlen der tropischen Sonne ihn auf die Stirne brannten, flüchtete er in das Zelt von Sire Malcolm; aber unter dessen reizlosem Schatten rief er aus: „Eine Eiche! eine Eiche!" und verlangte lei-

denschaftlich, man möchte ihm das Laubwerk dieses schönen Baumes von Frankreich verschaffen.

Wenn er mit Tagesanbruch von seinen Spazierritten wiederkehrte, warf er sich auf sein Lager und suchte durch die gesuchte Uebermüdung den Schlummer, an dessen Mangel er mehr und mehr zu leiden begann. Alsdann nahm er langdauernde Bäder, eine Gewohnheit, die ihm gefährlich werden sollte, indem sie ihn abschwächte, aber ihm angenehm war, weil er dadurch einen Schmerz in der Seite, der sich zu zeigen begann und das erste Zeichen der Krankheit war, an der er sterben sollte, weniger fühlte.

Es gab Tage, an welchen der trockene, scharfe Capwind wehte und auf eine schmerzliche Weise auf das Nervensystem wirkte. Alsdann schloß sich Napoleon ein, verfiel in ein tiefes Trauern und frug sich, ob man, indem man diesen trostlosen Aufenthaltsort wählte, nicht die Absicht gehabt, sein Leben zu kürzen. Als er gehört, daß das Schloß Plantation in einem frischen, schattigen Thale sei, ward er in dieser bitteren Ueberzeugung noch bestärkt. „Wenn man meinen Tod gewollt,“ sagte er, „warum hat man mich nicht behandelt wie Ney? — eine Kugel vor den Kopf hätte genügt. Europa ist ebenso gehässig wie die Emigration, aber es hat nicht denselben Muth; es würde nie gewagt haben, mich zu tödten, aber es wagt, mich langsam sterben zu machen“.

Sire Hudson Lowe hatte aus Europa Holz mitgebracht, um ein neues Gebäude aufführen zu lassen, sowie auch Möbel, und eine Bibliothek. Man bedurfte jedoch noch eines solideren Materials, als Holz um sich gegen die bald brennende, bald feuchte Tem-

peratur zu schützen. Napoleon wies Alles, was man ihm anbot, Bücher ausgenommen, zurück, von denen er einen Theil wahrhaft verschlang und deren Inhalt Abends Gegenstand seiner Unterhaltung wurde. Diese Stunden, obgleich sonst so traurig, wurden durch seinen Geist belebt. Bald waren es piquante, fast muntere (letztere jedoch nur selten) bald aufrichtende, selbst erhabene, unglücklicher Weise oft nur zu sehr über seinem Auditorium stehende Unterhaltungen über Geschichte, Krieg, Wissenschaften und allgemeine Literatur. Manchmal spielte er mit den Kindern von Madame Bertrand und Frau von Montholon, ließ sie Fabeln von La Fontaine aufsagen, bedauerte, daß für dieselben so viele Tiefen dieser Lektüre verloren gingen und, stets für jeden Gegenstand, sowie die Individualität, mit welcher er eben verkehrte, die faßlichsten Beweise und Schlüsse findend, richtete er an diese Kinder solche Reden, daß sie von Allem überzeugt wurden. Einem der Söhne der Frau von Montholon, der sich einmal beschwerte, täglich arbeiten zu müssen, sagte er: „Mein Freund! iß'st Du alle Tage?" „Ja Sire." „Nun wohlan, da du täglich iß'st, mußt Du auch täglich arbeiten." Dann, die Kinder lassend, flog sein Geist auf die höchsten Gipfel der Politik und Philosophie.

Unter den nach St. Helena mitgebrachten Büchern fanden sich auch Zeitschriften, von diesen waren einige gegen ihn, andere gegen seine Widersacher gerichtet; unter Anderem hatte man auch den Dictionnair des Girouettes, der nach 1815 eine außerordentliche Verbreitung gefunden, weil er die Veränderlichkeit der Zeitgenossen brandmarkte, die von einer

Regierung zur andern überzugehen sich beeilten, um ihre Stellungen zu behaupten. Dieses Buch von Gegnern der Bourbonen geschrieben, gefiel natürlich armen Verbannten, welche mit der lebhaftesten Genugthuung sahen, wie Diejenigen gegeißelt wurden, die nicht wie sie auf dem Felsen von St. Helena, sondern die Salon's der Tuilerien füllten, damit beschäftigt, die Usurpation, welcher sie gedient, zu verleugnen und die Legitimität, die sie bekämpft, zu preisen. Napoleon lächelte am ersten Tage, dann warf er das Buch zur Seite. „Dies ist ein verabscheuungswerthes Buch" rief er, „welches Frankreich und die Menschheit herabwürdigt. Wenn es Wahrheit enthielte, so hätte die französische Revolution, welche die edelsten Grundsätze feierlich festgestellt, aus uns Allen, dem Adel, den Bürgern und dem Volke nichts Anderes, als ein Truppe Elender gemacht. Alles dies ist falsch und ungerecht; nehmen Sie die Religionskriege in Frankreich, England und Teutschland und Sie werden in ebenso großer Zahl jener eigennützigen Aenderungen und aus ebenso kleinlichen Motiven, finden. Heinrich IV. hat deren ebensoviele gesehen, wie ich und Ludwig XVIII. Die Fronde bietet noch andere und sicher war Frankreich, das einige Jahre später die Schlachten bei Rocroix und Dunes gewann, aus denen Palyence, Athalia, les Craisons funèbres von Bossuet entstanden, nicht gebrandmarkt. Hüten Sie sich vor dem niedrigen Vergügen, seine Gegner gegeißelt zu sehen, denn, seien Sie versichert, die Waffe, die man dabei anwendet, hat eine doppelte Schneide und kann sich gegen Sie selbst wenden." — Als man Napoleon sagte, daß eben diese Männer, welche er entschuldigen

wolle, ihn verrathen hätten, antwortete er: „Sie haben mich nicht verrathen, sie haben mich verlassen und hierin liegt ein großer Unterschied. Es gibt weniger Verräther als Sie glauben, hingegen eine Menge schwacher Leute, besiegt durch Umstände, hundertmal stärker als sie selbst. — Fouché" fügte Napoleon hinzu, „ist der einzige wahre Verräther, der mir begegnete. Selbst Marmont, der unglückliche Marmont, der mir mehr Uebles zugefügt als Fouché, war kein Verräther. Die Eitelkeit, die Hoffnung eine große Rolle zu spielen, haben ihn verführt und er glaubte indem er mich verließ und mir die Mittel entzog, die Coalition in Paris anzugreifen, Frankreich von einer schrecklichen Kathastrophe zu retten. Aber er hat mich nicht verrathen wie Fouché". — Sein über so viel Nachsicht erstauntes Auditorium frug Napoleon, warum er denn im Jahre 1815, nachdem er erkannt, daß Fouché mit Verrath umginge, ihn dennoch habe gewähren lassen. — „Die Frage hing nicht" erwiderte Napoleon, „von dem Benehmen eines Mannes ab, so wichtig derselbe auch sein mochte; sie hing von einer gewonnenen oder verlorenen Schlacht ab, und wenn ich vor dieser Entscheidung einen Eklat gemacht und Fouché in Anklagestand versetzt hätte, so würde ich meine ganze Regierung erschüttert haben. Ich mußte mich gedulden, abwarten und nur Fouché sehen lassen, daß ich die Augen offen hatte. Er hat sich für meine verachtende Nachsicht gerächt; aber nach Waterloo wäre ich doch, selbst ohne einen so gefährlichen Mann wie Fouché, verloren gewesen. Die Verräther" wiederholte Napoleon, „sind seltener als Sie glauben. Die großen Laster, wie die großen Tugen-

den sind Ausnahmen. Die Masse der Menschen ist schwach, veränderlich, weil sie schwach ist; sucht Glück wo sie kann, erwirbt sich Güter ohne Anderen schaden zu wollen und verdient mehr Mitleid als Haß. Man muß sie nehmen, wie sie ist, sich ihrer zu bedienen und sie zu erheben suchen, wenn man es kann; aber seien Sie versichert, daß man dieselbe durch Verachtung nicht erhebt, — im Gegentheile man muß sie glauben machen, daß sie mehr tauge, als dies in Wirklichkeit der Fall ist, wenn man alles das Gute von ihr erhalten will, dessen sie fähig. Bei der Armee sagt man den Poltrons sie seien Tapfere und bringt sie hiedurch dazu, daß sie es werden. In allen Dingen muß man die Menschen auf diese Weise behandeln und diejenigen Tugenden bei ihnen voraussetzen, die man ihnen einflößen will.«

Dieser Gegenstand führte Napoleon auf einen andern, bei dem er dieselbe praktische Philosophie und Großartigkeit der Anschauung entwickelte. »Es ist Schwäche und keineswegs Tiefblick« äußerte er, „wenn man den Menschen zu sehr mißtraut. Man wird hiedurch dahin gebracht, an allen zu zweifeln, man weiß nicht, wessen man sich bedienen soll und entbehrt deßhalb manche nützliche Werkzeuge. Bemerkt man diese Neigung an Einem, so wird Jeder suchen, dieselbe zu seinem Vortheile noch zu vermehren. Wenn ich auf die Reden meiner Diener hätte hören wollen, dann würde ich Feiglinge in der Armee und Ungetreue zu Hause gehabt haben. Selbst hier, meine Freunde! — Sie sind Ihrer nur wenige und genöthigt, freundschaftlich gegen einander zu sein, glaube ich Ihnen nicht, wenn Einer über den Andern spricht – und ich thue sehr

wohl daran", (Napoleon spielte hier auf gewisse beginnende Zwistigkeiten an, welche seine Ruhe zu stören drohten;) "nein!" fuhr er fort" man muß niemals den Menschen glauben, wenn Einer über den Andern spricht. Lannes ist für mich als Held gestorben und oftmals, wenn ich seine Reden hörte, hätte sie ernstlich nehmen wollen, wäre ich genöthigt gewesen, ihn, des Hochverraths schuldig, verfolgen zu lassen. Dies ist es, was nach langjähriger Erfahrung mich dazu gebracht hat, die Verletzung des Briefgeheimnisses als unnöthig und gefährlich zu betrachten. In Correspondenzen findet man die Verschwörungen nicht; Niemand konspirirt durch die Post, — jene enthalten nur Reden des Müßigganges, des Grolles und des Uebelwollens. Wer möchte über sich alle Reden seiner Freunde, sogar der besten hören? — er würde seine aufrichtigsten Freunde hassen lernen. Es ist besser, nicht zu wissen, was über Einen gesagt wird, denn, so viele Gewalt auch Jemand über sich haben mag, — es giebt Reden, die zu verzeihen, schwer fällt."

Bei einer anderen Gelegenheit einige der abscheulichsten, von England aus gegen ihn verbreiteten Flugschriften zur Hand nehmend, durchlief er die Stellen, welche die größten Verläumdungen enthielten und bemerkte: „Wenn man meine Feinde hört, dann war ich allein es, der Kleber in Egypten ermordet, Desaix bei Marengo niedergeschossen und Pichegru in seinem Gefängnisse erdrosselt. „Kleber!" rief er, „Desaix! Pichegru! — — Ich hielt außerordentlich viel auf Kleber, trotz seiner Fehler. Er liebte zu sehr die Vergnügungen und hatte manchmal ein gefährliches Sichgehenlassen; aber er war leidenschaftlich für Waffen-

Ruhm und zeigte sich auf dem Schlachtfelde als Kriegsmann ersten Ranges. Durch seinen Tod verlor ich Egypten und i ch soll ihn ermordet haben! — — Desaix war ein Engel. Dieser Mann hat mich am Meisten geliebt und ich ihn. Seine Ankunft hat die Schlacht von Marengo gerettet und ich soll ihn in dem Augenblicke, in dem er mir einen Dienst erwies und der noch viele solche versprach, getödtet haben! — — Pichegru war vielleicht der bestbegabte unter den republikanischen Generalen. Er war einer meiner Lehrmeister in Brienne gewesen und ich habe ihm ein Andenken bewahrt, daß ich mich niemals in Bezug auf ihn, des tiefsten Mitleidens enthalten gekonnt, trotzdem er an der Spitze seiner Armee grausame Thaten verübt, wegen welcher ihn Moreau denunzirt. Ach der Unglückliche! er hatte sich selbst schon zu viel Schaden zugefügt, ohne daß ich mich darein zu mischen brauchte und wollte sich zernichten, da sein Ruhm zernichtet war. Und ich soll alle diese Drei getödtet haben! — — Der wesentlichste Zug der Verläumdung ist nicht Schlechtigkeit, sondern Absurdität. Die Schlechtigkeit ist eine so heftige Leidenschaft, daß sie nahe an Stupidität grenzt. Wenn man jung, rasch, stolz ist, so wird man empört, wenn man die Aussagen der ersteren vernimmt. Mit der Zeit wird man ruhiger und wünscht nichts mehr, als daß die Verläumdung alle Grenzen überschreiten möge, denn alsdann ist sie es wieder, welche rechtfertigt und rächt.«
Napoleon nahm nach einander die entstelltesten Handlungen seines Lebens vor; namentlich die vorgeblichen Vergiftungen der Pestkranken in Jaffa und führte die Angaben auf die Wahrheit zurück. Bezüglich der Vor-

gänge in Jaffa äußerte er: „Zum Rückzuge genöthigt und fürchtend, die Pest der Armee mitzutheilen, ließ ich zwanzig Pestkranke zurück, von welchen anzunehmen war, daß die Araber ihnen ohnehin die Köpfe abschnitten und sagte zu Desgenettes: es wäre vielleicht menschlicher ihnen Opium beizubringen; worauf dieser mit Recht erwiederte: sein Geschäft sei, diese Leute zu heilen, nicht zu tödten. Aber fast alle starben schon vor unserem Abzuge; nur fünf oder sechs blieben zurück, die jedoch kein Opium bekamen. Und jene niedrigen Behauptungen sind das Werk eines, wegen Betrug mit Medikamenten, aus der Armee gestoßenen Spitalbediensteten.

Aber es gab einen Gegenstand, über welchen er sich zwar mit derselben Hohheit, doch weniger ruhig aussprach; dies war die Katastrophe von Vincennes. Er sprach darüber auch weniger, — aber er sprach davon und es war zu fühlen, daß er sich gegen diese Erinnerung wehrte. Zum Unterschiede jedoch von allen Denjenigen, welche bei diesem beklagenswerthen Ereignisse mitwirkten, leugnete er nichts, sondern gestand Alles zu. „Die Bourbonischen Prinzen," sagte er, „trachteten mir nach dem Leben und es ist für Jedermann, der den Prozeß von Georges kennt, erwiesen, daß sie um die Mordplane wußten. Der Herzog von Enghien, welcher sich einige Meilen von der Grenze aufhielt, wartete zum Wenigsten den Wiederbeginn der Feindseligkeiten ab, um die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen. Und unter jedem Titel, nach jedem Gesetz, verdiente er die Strafe, welche ich über ihn verhängte. Und mein Blut war doch auch nichts Unwerthes; — ich hatte wohl das Recht, es zu

vertheidigen gegen Diejenigen, welche es zu vergießen bestrebt waren; besonders, da ich in meiner Person Frankreich, seine Ruhe, sein Gedeihen, seinen Ruhm vertheidigte. Ich habe ihn getödtet, man hatte mir das Recht dazu gegeben und ich würde dasselbe noch einmal gebrauchen.«

Indem er sich mit solcher Heftigkeit ausdrückte, verrieth er selbst die Unruhe seines Gewissens.

Ueber diesen Gegenstand weggehend, sprach Napoleon hinsichtlich seiner Regierung im Allgemeinen und behauptete von sich, daß, wenn er die Annalen der Welt, — die Geschichte der Gründer von Dynastien betrachte, er unter diesen der schuldfreieste sei. — Sich mit Cromwell vergleichend, sprach er: „Ich habe einen leeren Thron bestiegen und nichts gethan, um ihn vacant zu machen; ich bin nur durch den Enthusiasmus und die Dankbarkeit meiner Mitbürger auf denselben gelangt.“

Napoleon war durch die allgemeine Bewunderung auf den Thron gehoben und mit ebensoviel Aufsehen von demselben gestürzt worden. Den Sturz hatte Verrath bewirkt; aber die Ursache eben dieses mußte er in seinen Fehlern suchen und in Bezug auf sie war er manchmal aufrichtig, aber auch oft sophistisch, je nachdem das Eingeständniß des einen oder anderen, seinem Stolze mehr oder minder schwer wurde. — Wir haben seiner Zeit an geeigneter Stelle der sechs Hauptfehler Erwähnung gethan, welche seinen Sturz herbeigeführt; Napoleon äußerte sich auf St. Helena darüber in folgender Weise:

Bezüglich seines Zornes gegen England und seines Bruches des Friedens von Amiens, sei die vielbespro-

chene Scene mit Lord Whiteworth sehr übertrieben geschildert worden und die Weigerung des brittischen Ministeriums, Malta zu räumen nicht zu dulden gewesen, da es übersehen, daß es durch die Summe seiner Handlungen eine bedrohliche Situation geschaffen, aus welcher es den Nutzen ziehen wollte, die Insel nicht zu räumen. Er bestätigte, daß das Vorhaben einer feindlichen Landung ein sehr ernstes und seine Combinationen solche gewesen wären, daß er ohne den Fehler eines Admirals über England triumphirt haben würde. Es ist auch in der That unbestreitbar, daß nie eine tiefere und großartigere Combination ersonnen worden und wenn Admiral Villeneuve im Ermelmeer erschienen wäre, so würden 150,000 Franzosen über die Meerenge gesetzt haben. Was wäre daraus entstanden, wenn Napoleon in England eine Schlacht wie bei Austerlitz gewonnen und sich Herr von London gesehen hätte, wie er es später von Wien und Berlin geworden?

Als Napoleon, bezüglich einer Universalmonarchie, welche er zu gründen unternommen, mit England nicht zum Ziele zu gelangen vermocht, warf er sich auf den Continent. Er konnte hiefür keinen giltigen Grund anführen. Diese Universalmonarchie, wollte er nur, wie er sagte, als eine temporäre; es wäre diese eine Diktatur nach Außen gewesen, wie die im Innern, welche Frankreich ihm verliehen und er seiner Zeit niedergelegt hätte. Wenn Frankreich im Jahre 1800 einen mächtigen Arm verlangte, um es vor Anarchie zu retten, so wünschte doch Europa nichts Aehnliches; wovor es bewahrt sein wollte, war nichts Anderes, als der Ehrgeiz des neuen Machthabers, welcher da-

mals Frankreich regierte; sich diesen als Diktator zu geben, war gerade Dasjenige, was Europa am Meisten fürchtete. Es wäre dies, als Heilmittel betrachtet, das Uebel selbst gewesen. Die Diktatur von Innen nach Außen übertragen zu wollen, beruhte daher durchaus auf keiner Wahrheit; es mußte jene in jedem Falle, um sie erträglich zu machen, so kurz wie möglich sein und durch ihre Akte die Völker überzeugen, daß man sie in ihrem eigenen Interesse ausübe und ihnen Gutes erweise, anstatt sie der Art mit Uebeln zu überhäufen, daß sie sich im Jahre 1813 genöthigt sahen, sich zu erheben, um gegen diese europäische Diktatur anzukämpfen und sie zu zerstören.

Hinsichtlich dieser Universalmonarchie äußerte Napoleon: Dadurch, daß er stets angegriffen und also genöthigt gewesen, sich unaufhörlich zu vertheidigen, wäre er, fast wider seinen Willen Herr von Europa geworden. — Eine falsche, von den Lobhudlern seines Andenkens und Systemes oft wiederholte Behauptung — Es ist wahr, daß die europäischen Mächte, unter dem Drucke, den sie erlitten, stets auf einen Augenblick, sich zu empören, harrten; aber diese Neigung zur Empörung war lediglich das Resultat eben des Druckes selbst. Ueberdies waren sie nach dem Tilsiter Vertrage so entmuthigt, daß Oestreich ohne den spanischen Krieg die Schilderhebung von 1809, sowie nach der Schlacht von Wagram, wenn Napoleon nicht den russischen Krieg unternommen, überhaupt Niemand mehr die Hand gegen ihn zu erheben gewagt hätte. Er war aufrichtiger bezüglich seines dritten Fehlers, des spanischen Krieges. Der spanische Krieg, sagte er, habe seine Regierung moralisch compromittirt und

ihre Kräfte getheilt und verbraucht. — Ja, die Begebenheit zu Bayonne trug den Schein einer schwarzen Perfidie. Der spanische Krieg hatte die Armeen, deren er im Norden bedurfte, nach Süden gezogen und, nachdem er seine Kräfte zersplittert, durch die Hartnäckigkeit des Kampfes verbraucht. Aber wie kam es, daß Napoleon über diesen Punkt so aufrichtig sprach, nachdem er dies hinsichtlich der andern nicht gewesen? Da er, wie er sagte, in Frankreich die vierte Dynastie gegründet, so habe er in Spanien die Bourbonen nicht dulden können, deren Situation sie fast unvermeidlich bestimmte, Complicen Englands zu sein. Dieser Grund war sicher ein gewichtiger; aber anstatt die Lösung durch ein politisches Attentat herbeizuführen, würde Napoleon durch die Unfähigkeit der Bourbonen und die wachsende Popularität, deren er sich in Spanien erfreute, höchst wahrscheinlich durch dessen Bewohner selbst erreicht haben, daß beide Throne einem Scepter gehorchten. Es war also ein Fehler der Ungeduld — wie ihn sein Charakter mehrmals begehen ließ — und diese Entschuldigung wegen des spanischen Krieges schien ihm beim Zugeständniß seines Irrthums genügend, galt aber in Wahrheit nicht mehr als der größere Theil seiner Entschuldigungen bezüglich seiner politischen Rechtsverletzungen.

Hinsichtlich desjenigen Fehlers, daß er nicht zugewartet, bis er durch Beharrlichkeit über Spanien gesiegt und nach Rußland gegangen, um dort die Lösung zu suchen, welche er im ersteren Lande nicht gefunden, war Napoleon aufrichtig und machte in dieser Beziehung ein eigenthümliches Geständniß. „In Wirklichkeit,“ sagte er, „Alexander wünschte den Krieg nicht

und ich ebensowenig und einmal über dem Niemen, glichen wir zwei Prahlern, die nichts sehnlicher wünschten, als daß sich Jemand zwischen sie werfe, um sie zu trennen. Zu jener Zeit fehlte mir ein großer Minister der auswärtigen Angelegenheiten; hätte ich z. B. Talleyrand gehabt, so würde der russische Krieg niemals entstanden sein.«

Den Feldzug selbst anlangend, schrieb er dessen trauriges Ende dem Brande Moskaus zu. „Es gab zu Moskau," sagte er, »Lebensmittel, um eine ganze Armee während mehr denn sechs Monate zu erhalten. Hätte ich dort überwintert, so würde ich einem Schiff in Eis geglichen haben, das seine Freiheit erst mit der Rückkehr der Sonne wiederfindet. Und wenn die Russen im Frühjahre Verstärkungen erhalten hätten, so würde auch ich solche beigezogen haben und gerade, wie im Jahre 1807, nachdem ich den Tag von Eylau im Februar gewagt und den von Friedland im Juni, hätte ich einen glänzenden Erfolg bei Rückkehr der guten Jahreszeit davongetragen und so den Feldzug von 1812 ebenso glücklich, wie den von 1807 beendet."

Den letzten und schwersten Fehler seiner Regierung in Betracht nehmend, nämlich denjenigen: den Frieden von Prag nicht angenommen zu haben, äußerte Napoleon nichts, was nur annähernd glaublich gewesen wäre. Er wiederholte das banale Urtheil, daß Oestreich nicht redlich gewesen und, indem es sich den Anschein gab, in Prag zu unterhandeln, dasselbe in geheimem Einverständniß mit den verbündeten Mächten gewesen sei. Diese durchaus falsche Angabe ist durch die autentischsten Dokumente vollständige widerlegt.

Wäre Oestreich zu Prag nicht redlich gewesen, so hätte es ein Mittel gegeben, es in Verlegenheit zu setzen, nämlich; die Annahme seiner Bedingungen, welche darin bestanden, uns Westphalen, Holland, Piemont, Florenz, Rom und Neapel zu lassen, d. h. zweimal mehr, als wir nur wünschen konnten und nur Lübeck und Hamburg zu verweigern; wir hatten nichts zu thun, als auf Sicilien, was wir nie besessen und auf Spanien, das wir verloren, zu verzichten. — Wenn wir diese Bedingungen angenommen und Oestreich uns nicht Wort gehalten, dann hätte man es der Wortbrüchigkeit zeihen und der Lüge überführen können und würde die öffentliche Meinung gegen sich gehabt haben. Aber es ist erwiesen, daß es mit Freuden unsere Zustimmung anzunehmen bereit gewesen, denn es unternahm den Krieg nur zitternd und hatte sogar sich förmlich geweigert, sich vor Ablauf der verhängnißvollen, für Vermittlung offen gelassenen Frist, der Coalition anzuschließen. Napoleon liebte es nicht, sich über den, für seine Eigenliebe peinlichen Gegenstand zu verbreiten; er hatte sich in dieser Beziehung schwer getäuscht, indem er geglaubt, er flöße Oestreich solche Furcht ein, daß es niemals mehr wagen werde, sich gegen ihn zu entscheiden. Er sprach sich nur dahin aus, daß er äußerte, seine Heirath habe zu seinem Ruine beigetragen, indem sie ihm ein unheilvolles Vertrauen auf Oestreich eingegeben. — Eine wenig würdige und überdies noch falsche Entschuldigung, denn Metternich war besorgt gewesen, ihm unaufhörlich zu wiederholen, daß seine Heirath im Rathe des Wiener Hofes wohl ein gewisses, aber stets nur beschränktes Gewicht habe und deßhalb nicht hindere, ihm den Krieg

zu erklären, wenn er die Prager Bedingungen nicht annehme, welche überdies nur den einen Anstand hätten, daß sie für uns zu günstig wären.

So urtheilte Napoleon über die Begebenheiten seiner Regierung, aufrichtig, wie man sieht, über die Punkte, bei welchen seine Eigenliebe scheinbare Entschuldigungen fand, sophistisch über diejenigen, bei welchen er keine finden konnte, seine Fehler wohl fühlend, ohne dies laut werden zu lassen und auf die Unermeßlichkeit seines Ruhmes zählend, daß dieser ihn bei der Nachwelt schütze, wie er dies bei seinen Zeitgenossen schon gethan.

Er sprach mit Vorliebe und mehr Freimüthigkeit über Alles, was die innere Regierung des Kaiserreiches betraf. Hier zeigte er sich mit Recht als einen großen Organisator, welcher im Jahre 1800 die durch den Keulenschlag der Revolution gestürzte alte Gesellschaft vorgefunden und aus deren Trümmern die neue gegründet. Es war ihm nicht schwer darzuthun, weßhalb er gesucht, die verschiedenen gewaltsam von einander getrennten Classen Frankreichs zu verschmelzen, den alten Adel zurückzurufen, bis zu ihm die Bürgerschaft zu erheben, indem er dieser, durch große Dienste verdiente Titel gab und so Europa gegenüber eine mächtige, verjüngte und mit ihm in Beziehung zu treten, würdige Gesellschaft schuf. Dem Einwurf seiner Verbannungsgenossen, daß er Unrecht gehabt, sich mit dem alten Adel zu umgeben, der ihn verrathen, begegnete er mit der peremptorischen Antwort: „Die zwei Menschen, welche am meisten zu meinem Ruine beigetragen, sind im Jahre 1814: Marmont, indem er mir die Kräfte, mit der ich die Coalition in

Paris zerstören wollte, entzog, und Fouché, im Jahre 1815, indem er die Repräsentantenkammer gegen mich empörte. — Die wahren Verräther sind diese zwei Männer; waren diese Altadelige?“

Napoleon theilte alsdann bereitwillig Alles mit, was er gethan, um Frankreich eine thätige, mächtige, redliche und in ihren Berechnungen klare Administration zu geben. Er erinnerte an die Straßen, Canäle, Häfen, Monumente, die Arbeiten zur Abfassung des Code-civil, von denen er einen großen Theil Tronchet zuschrieb, an sein langes Präsidium des Staatsraths, wo, wie er sagte, eine große Freiheit der Discussion herrschte, „denn“ fügte er hinzu, „wenn die Menschen auch Höflinge sind, so besitzen sie doch auch Eigenliebe und ich habe Staatsräthe gesehen, welche nichts weiter als einfache Referenten waren, aber einmal dazu aufgefordert, behaupteten sie ihre Meinung gegen mich mit Hartnäckigkeit. Insofern ist es wahr, daß es schon hinreicht, die Menschen mit der ernsten Absicht zu versammeln, die Geschäfte gründlich zu handhaben, auf daß eine bedingte und nicht selten fruchttragende Freiheit zum Wenigsten in Administrativsachen zu Tage gefördert wird.

Napoleon gestand, daß er kein liberaler Monarch, wohl aber ein bildender gewesen sei, und fügte hinzu, daß er, zum Diktator berufen, nicht die Aufgabe gehabt habe, die Freiheit zu geben, sondern sie nur vorzubereiten. Bezüglich eines solchen Versuches im Jahre 1815, leugnete er denselben nicht, sprach sich jedoch wenig darüber aus, wie wenn er verlegen gewesen wäre, daß derselbe für ihn so üble Früchte getragen. Bei dieser Gelegenheit urtheilte er über die Ver-

sammlungen, wie ein Mann, der diese wohl kennt, obgleich er sie wenig in Anwendung gebracht und schrieb seine Verrechnung über die Repräsentantenkammer mehr der Neuheit dieses Versuches zur Freiheit, als seinem eigenen Grundfehler zu. »Die Versammlungen« sagte er, »haben so gut wie die Armeen Anführer nöthig; der Unterschied besteht nur darin, daß man den Armee'n Anführer gibt und die Versammlungen sich diese selbst wählen. Im Jahre 1815 hatte die Repräsentantenkammer, unter dem Lärm der Kanonen zusammenberufen, weder solche suchen noch finden können«.

In allen Dingen, sagte Napoleon, habe er nur Projekte, aber niemals Zeit gehabt, dieselben auszuführen; — seine Regierung hätte nur aus einer Reihe von Entwürfen bestanden. Alsdann spann er sich in Träume und sprach davon, was er für Frankreich Alles gethan haben würde, wenn er von Europa einen wahrhaften und dauernden Frieden hätte erhalten können. Dieser war ihm im Jahre 1813 geboten und von ihm zurückgewiesen, im Jahre 1815 aber, als er ihn suchte, unmöglich geworden. — »Ich würde« sagte er, „meinen Unterthanen einen großen Theil an der Regierung bewilligt haben; — ich würde sie in wahrhaft freie Versammlungen um mich gerufen, sie gehört, mir von ihnen widersprechen haben lassen und mich nicht damit begnügend, sie zu mir zu rufen, wäre ich zu ihnen gegangen. Ich hätte mit meinen eigenen Pferden Frankreich durchreist, begleitet von der Kaiserin und meinem Sohne; — ich würde Alles mit eigenen Augen gesehen, gehört, jeder Beschwerde abgeholfen, Menschen und Dinge von Nahem beobachtet und mit eige-

nen Händen die Wohlthaten des Friedens verbreitet haben, nachdem ich mit ebendenselben die Uebel des Krieges verhängt hatte. Ich würde als väterlicher Fürst des Friedens gealtert haben, und die Völker nachdem sie so lange Zeit dem kriegerischen Napoleon Beifall gejauchzt, hätten den friedlichen Napoleon, der, wie einst die Merovinger auf einem, von Ochsen gezogenen, Wagen reisend, gesegnet.«

Solchergestalt waren die Träume dieses großen Mannes.

So verfloßen die Abende der Gefangenschaft und wenn nach derartigen Gesprächen Napoleon bemerkte, daß es eine Stunde später geworden, als gewöhnlich rief er freudig aus: „Mitternacht! Mitternacht! welch' ein Gewinn über die Zeit!“ Die Zeit, deren er ehedem nicht genug gehabt und deren er jetzt zu viel hatte.

Das Jahr 1816, dessen eine Hälfte unter Quälereien hingegangen, ward in seiner anderen historischen Arbeiten gewidmet. Mit Las Cases verbrachte Napoleon die meiste Zeit, denn jener war voll Eifer für die Erzählung der italienischen Feldzüge, welche diesen an seine ersten und wirkungsreichsten Erfolge erinnerte. Obgleich er sich auch über die egyptische Expedition mit Marschall Bertrand, sowie über den Feldzug von 1815 mit General Gourgaud beschäftigte, so hattte doch Italien in dem Augenblicke den Vorzug. Er hätte sehr einen Moniteur Betreffs der Daten und gewisser Details zu haben gewünscht; in Ermanglung dessen bediente er sich der Annualregister. — Sein Gedächtniß war ihm übrigens selten untreu. Las Cases, genöthigt, so schnell als Napoleon sprach

zu schreiben, bediente sich vieler Abkürzungen und war alsdann genöthigt, das Geschriebene zu copiren, wozu er einen Theil der Nacht verwandte. Er brachte diese Reinschrift am nächsten Tage Napoleon, der sie eigenhändig korrigirte. Da diese Arbeit jedoch Las Cases das Gesicht geschwächt, so war ihm sein Sohn dabei behülflich. Zu dieser Arbeit unternahm Napoleon noch eine andere. Es war ihm hinderlich, daß er der englischen Sprache nicht mächtig war, weßhalb er sich entschloß, dieselbe zu erlernen und hiebei Las Cases als Lehrer anzunehmen. Aber dieses Genie, welches in so hohem Grade ein Gedächtniß für Dinge hatte, besaß keines für Worte und er lernte die Sprache nur mit Mühe. — Er war jedoch fleißig und begann bald das Englische zu lesen, jedoch nicht sprechen zu können. — Diese verschiedenen Beschäftigungen erheischten öftere Zusammenkünfte mit Las Cases, wodurch die Eifersucht der obgleich nicht sehr zahlreichen Colonie erweckt wurde, deren Herzen das Unglück hätte näher bringen sollen.

General Gourgaud hatte Napoleon Beweise von bemerkenswerther Ergebenheit geliefert, aber er verdarb seine guten Eigenschaften durch einen unmäßigen Stolz und einen Hang zur Eifersucht, der ihn niemals ruhen ließ. Da er Napoleon in seinen letzten Feldzügen nicht verlassen, betrachtete er sich als ausschließlicher Mitarbeiter an den Kriegserzählungen und duldete nur mit Mühe, daß Las Cases in diesem Augenblicke der beständige Vertraute seines Herrn war. Uebrigens mußte ja Jeder an die Reihe kommen und mit dem Ende des Kaiserreiches, das General Gourgaud besser kannte, mußte das Vorrecht der längeren

Zusammenkünfte auch an ihn kommen. Aber ebenso aufbrausend als muthig, konnte er nicht an sich halten und ward in diesem engen Kreise, in welchem Reibungen sogleich äußerst fühlbar werden mußten, oft streitsüchtig und unbequem. Der Anblick dieser Spaltungen vermehrte noch die Pein Napoleons. Er suchte die Mißhelligkeiten, die man ihm so viel wie möglich verbarg, auszugleichen, machte General Gourgaud mit seinem ganzen Ansehen Vorwürfe über dessen Heftigkeit und bemühte sich, die Wunden, welche der Empfindlichkeit Las Cases, einem verschlossenen und etwas grämlichen Charakter, geschlagen waren, zu heilen. „Was?" sagte er ihnen, „tragen wir nicht schon genug an unserem gemeinsamen Gram? — ist es nöthig, daß wir demselben noch durch unsere eigenen Verkehrtheiten Zuwachs geben? Wenn die Betrachtung Dessen, was Ihr einander schuldig seid, nicht genügt, so denket an Das, was mir gebührt! — — Seht Ihr nicht, wie Eure Zwistigkeiten mich tief betrüben? — — Wenn Ihr nach Europa zurückgekehrt sein werdet, was nicht mehr ferne sein kann, denn ich habe nicht viele Jahre mehr zu leben, dann wird es Euer Ruhm sein, mich hieher, auf diesen Felsen begleitet zu haben. Alsdann werdet Ihr nicht eingestehen wollen, daß Ihr hier als Feinde zusammengelebt. — Ihr werdet Euch Brüder von St. Helena nennen und eine bestandene Einigkeit affektiren. Nun wohlan! da dies eines Tages der Fall sein wird, warum beginnt Ihr nicht heute schon? Eurer Würde, meiner Ruhe und meines Trostes wegen?"

Die armen Verbannten gingen trotz der Ueberwachung manchmal unter verschiedenen Vorwänden in

die Stadt, um sich Neuigkeiten aus Europa zu verschaffen. Der Eigenthümer des Pavillons von Briars, welcher der Lieferant von Longwood geworden, machte oft den Vermittler ihrer, übrigens ganz unschuldigen Correspondenz, denn sie hatten diese familiären Beziehungen zum einzigen Gegenstande. Die Schuldigsten gingen höchstens so weit, bei der europäischen öffentlichen Meinung die Grausamkeiten des brittischen Gouverneurs zu denunziren. Man hätte übrigens bei dieser Art zu verkehren bleiben und nicht zu sehr den argwöhnischen Geist Sire Hudson Lowe's wecken sollen. Aber Las Cases dachte daran, sich eines Domestiken, welcher nach Europa zurückkehrte, zu bedienen, um durch ihn eine lange Erzählung der Leiden auf St. Helena, geschrieben auf ein Stück Seidenzeug, damit das Dokument leichter zu verbergen war, dahin gelangen zu lassen. Sei es nun durch die Untreue des Dieners, oder die Strenge der an ihm vorgenommenen Untersuchung — das Depot wurde entdeckt. Las Cases, welcher ohnehin Sire Hudson Lowe besonders mißfallen, ward laut des bestehenden Reglements verurtheilt, St. Helena zu verlassen. Eine Truppe Bewaffneter bemächtigte sich seiner und seines Sohnes und verbrachte Beide nach James-Town. Sire Hudson Lowe erklärte Las Cases, daß er gegen die bestehende Beordnung gefehlt, welche alle geheimen Verbindungen untersage; er werde deßhalb nach dem Cap und von da nach Europa verbracht werden. Mit diesem absoluten Herrn war nicht zu streiten, — man mußte sich unterwerfen. Las Cases Papiere wurden durchsucht, fand darunter das Tagebuch, welches er über die mit Napoleon gepflogenen Unterredungen ge-

führt und das Manuscript der italienischen Feldzüge. Man hielt Beides provisorisch zurück.

Napoleon ward vom heftigsten Zorne bewegt, daß man gleichsam in sein Domicil eingebrochen und ihm daraus einen Mann entführt, dessen er so benöthigt war. Er reclamirte das Manuscript der italienischen Feldzüge und beschwerte sich bitter über die Verhaftung von Las Cases, wegen einer ebenso natürlichen als unschuldigen Handlung, wie die entschlüpfter Klagen bei Leiden, durch welche noch überdies bewiesen würde, daß man nicht daran denke, zu entfliehen. Da kein Schiff zur Abfahrt bereit lag, so ward Las Cases in Geheimverwahr gebracht, damit ihm unmöglich sein sollte, mit Longwood zu verkehren. Mittlerweile erhielt jedoch Sire Hudson Lowe Zeit zur Reflexion, — er begann zu fürchten, daß die Anwesenheit Las Cases in Europa, schlimmer für ihn und die englischen Minister werden könnte, als dessen Gegenwart auf St. Helena; denn einmal frei, konnte er die Stimme des Unglücks hören lassen, eine Stimme, der leicht Gehör geschenkt würde, selbst im brittischen Parlamente. Er bot also Las Cases an, nach Longwood zurückzukehren, jedoch unter der Bedingung, keine Correspondenz mehr zu versuchen und sich aus der einmonatlichen Gefangenschaft eine Lehre zu ziehen. — Aber Las Cases hatte während dieser Zeit dieselben Reflexionen gemacht, wie Sire Hudson und als Resultat erhalten, daß er Napoleon nützlicher in Europa wie auf St. Helena wäre, indem er die Behandlung, welche hier den Verbannten zu Theil wurde, bekannt machte. — Er war auch sehr besorgt, hinsichtlich des Gesundheitszustandes seines Sohnes, welcher durch das tropische Klima litt. Er

nahm daher die ihm von Sire Hudson angebotene Gnade nicht an. Man erlaubte ihm nicht, Napoleon noch einmal zu sehen, außer vor Zeugen, was er ablehnte; aber er ließ ihm die Motive seines Entschlusses, sowie auch mehrere Gegenstände, deren Depositeur er war, zukommen und ward an einem der letzten Tage des Dezember eingeschifft, nach achtzehnmonatlichem Zusammensein mit Napoleon, wovon ein Jahr auf St. Helena.

Napoleon ward durch die Abreise von Las Cases tief ergriffen; er war Derjenige unter seinen Verbannungsgenossen, welcher am vielseitigsten gebildet war und durch seine Kenntniß der englischen Sprache ihm die besten Dienste leistete; zudem besaß derselbe einen sanften, wenngleich etwas empfindlichen Charakter.

Ohne zu verkennen, daß der Wunsch, Europa von der Behandlung der Gefangenen auf St. Helena in Kenntniß zu setzen, viel zu Las Cases's Weigerung beigetragen, nach Longwood zurückzukehren, verhehlte sich Napoleon doch keineswegs, daß dessen Gesundheit und besonders diejenige des Sohnes zu seinem Entschlusse beigetragen und er sah klar, daß bald der Argwohn des Gouverneurs, bald das Klima, bald Familienpflichten nach und nach die kleine Gesellschaft vermindern werde, welche ihm gefolgt und deren Gegenwart seine traurige Einsamkeit mit einigen befreundeten Gesichtern bevölkerte. Sein Kammerdiener Marchand, gewandt mit der Feder, gut lesend, gescheidt, verschwiegen, mit einer rührenden Anspruchslosigkeit seinem Herrn ergeben und von Tag zu Tage mehr ein Freund werdend, las mehr denn jeder An-

dere die Worte auf, welche einer leidenden Seele entschlüpften und an Gott allein gerichtet schienen. „Wenn dies so fort geht,“ sagte Napoleon seufzend „wird bald Niemand mehr hier sein, als ich und Marchand!“ Dann sich an diesen letzteren wendend, fügte er hinzu: „Du wirst mir vorlesen, ich werde Dir diktiren, Du wirst mir die Augen schließen und nach Europa zurückkehren, in das Wohlleben, das ich Dir sichern werde.

Der erste Januar 1817 bot der Colonie der Verbannten Gelegenheit zu einem kleinen Familienfeste. Die Freunde Napoleons hatten diesen Tag erwählt, um ihm alle zusammen ihre Ehrfurcht zu bezeugen, wie sie dies ehedem in den Tuilerien gethan und ihm zu beweisen, daß, obgleich verbannt und mit Ketten beladen, er für sie immer der Kaiser Napoleon war. Aber es war nicht mehr, wie in den Tuilerien, ein Fest des Stolzes, sondern das des Herzens, des betrübten, gedemüthigten, aber deßhalb mehr mittheilsamen, als unglücklichen Herzens. Madame Bertrand, Frau von Montholon, begleitet von ihren Männern, ihre Kinder an der Hand führend, General Gourgaud und nach diesen Marchand mit den Dienern kamen, um ihm ihre Wünsche darzubringen, ach — welche Wünsche! — daß sein Leben auf diesem Felsen nicht allzu bitter würde, daß seine Gesundheit nicht zu rasch abnehme, daß gewisse physische Leiden, die er zu fühlen begann, nicht zu heftig würden, denn, ihn nochmals auf dem Throne von Frankreich oder auch nur frei in Amerika zu sehen, wagte Niemand zu denken, viel weniger davon zu sprechen. Napoleon war trauriger als gewöhnlich, wegen der Erinnerungen, welche dieser Tag

in ihm erweckte, sowie auch der Abreise von Las Cases halber. — Er empfing seine Begleiter mit Zeichen von Bewegung, wie sie ihm nicht gewöhnlich waren und dankte ihnen für ihre Ergebenheit in ausdruckvollster Weise. — Es hatte ihm immer Vergnügen gemacht, Gaben zu spenden, und von den Resten seines Ueberflusses, welche Marchand gerettet, hatte er sich einen kleinen Schatz bewahrt, um von Zeit zu Zeit Denjenigen, welche ihm einen Dienst erwiesen, seine Dankbarkeit zu bezeigen; er schöpfte auch heute daraus, um sowohl den Kindern, welche er liebte, als auch deren Eltern Einiges zu geben, was für Alle zu kostbaren Andenken wurde. Nach diesen Beweisen gegenseitiger Liebe verlebte man einen schönen Tag. Napoleon frühstückte mit seinen Getreuen unter dem Zelte, welches Admiral Malcolm für ihn hatte errichten lassen. Der heitere Himmel und die vielen Aeußerungen der wärmsten Zuneigung der Freunde, sowie eine gemüthliche Unterhaltung, schienen die düstern Wolken, welche Napoleons Stirne umnachteten, zu zerstreuen. Man sprach von Frankreich, beschäftigte sich mit der glänzenden Vergangenheit, ließ die Gegenwart unberührt und wagte zum erstenmale einige Worte über die Zukunft; denn so sehr man auch in dieselbe zu dringen suchte, — es war doch nichts als das Gefängniß zu entdecken. Uebrigens ein Hoffnungsschimmer zeigte sich und zwar in einem englischen Ministerwechsel. Nach den Journalen zu urtheilen, war leicht vorauszusehen, daß nach den Leidenschaftlichkeiten des Jahres 1815 ein Rückschlag auf die Geister eintreten würde, — daß die Völker zu ihrer Freiheit rückkehren und damit der Haß gegen Frankreich seine Stärke

verlieren würde. Das Ministerium Castlereagh wurde heftig angegriffen. Die Opposition zog Lord Bathurst wegen seiner Grausamkeit gegen den Gefangenen auf St. Helena zur Rechenschaft und es war eine Aenderung im brittischen Cabinette keine Unwahrscheinlichkeit Man ging keinesfalls so weit, daß man glaubte, das neue englische Ministerium werde Napoleon wieder eine Rolle spielen lassen, aber es konnte seine Fesseln erleichtern und ihn auf eine andere Insel verbringen, oder gar, wer konnte es wissen? — ihm das freie Amerika eröffnen. Es war dies wenig wahrscheinlich, — aber die menschliche Seele, hat sie keine gegründete Hoffnungen, erfreut sich an Chimären. Man träumte also an diesem Tage etwas Weniges und trennte sich erleichtert.

Das Jahr **1817** ward noch trauriger, als das vorhergehende und Alles verkündete, daß dies auch mit der Zukunft der Fall sein würde; denn in dieser Gefangenschaft, muthmaßlich ohne Ende, außer durch den Tod, mußte die Betrübniß sich von Tag zu Tag mehren.

Die Spazierritte, welche für die Gesundheit Napoleons unumgänglich nöthig waren, hatten vollständig aufgehört, weil der Officier', welcher ihn bei denselben begleiten und dem er, bei dem Versuche, in neue Gegenden der Insel einzudringen, entwischt war, gemäß seiner Instruktionen, ihm näher auf dem Fuße folgen mußte. Fast zwei Monate hindurch hatte er nur ganz kleine Spaziergänge unternommen. Früher waren manchmal Engländer oder Holländer, welche aus Indien nach Europa zurückkehrten, durch Vermittlung Marschall Bertrands empfangen worden. Da

Sire Hudson Lowe diese Vorstellungsweise ändern und aus Longwood ein Gefängniß machen wollte, welches sich nur auf sein Geheiß öffnete und schloß, empfing Napoleon Niemanden mehr. Durch diese beinahe vollkommene Eingeschlossenheit, besonders seit der Abreise von Las Cases, hörte für ihn jede Zerstreuung auf und er verfiel in eine Art geistiger Trägheit, die, im Vereine mit der physischen, die unheilvollsten Wirkungen hervorbringen mußte.

Zu dieser Zeit langten drei Comissäre der verbündeten Mächte an, welche beauftragt waren, künftig im Vereine mit Sire Hudson Lowe den Gefangenen auf St. Helena zu bewachen. Die Mächte hatten in der That einen Vertrag unterzeichnet, durch welchen sie Alles, was England gethan, guthießen, ihm auch die fernere Sorge für die Verwahrung Napoleons übertrugen, unter der Bedingung jedoch, daß von ihnen ernannte Commissäre auf St. Helena residiren und sowohl über ihn, als über die Behandlung, welche ihm zu Theil wurde, wachen sollten. Preußen, das England hinsichtlich der Bewachung des ehemaligen Feindes vollkommenes Vertrauen schenkte, und um dessen Behandlung sich nicht kümmerte, hatte Niemand abgeschickt. Die Commissäre waren von Rußland, Oestreich und Frankreich. Die auf eine fast unbewohnte Insel verwiesenen Commissäre hatten eine Entschädigung in Aussicht, den erlauchten Gefangenen zu sehen und sich mit ihm unterhalten zu dürfen. Der französische Abgesandte, de Montchenu, alter Royalist, sehr leidenschaftlich, aber nicht bösartig, wiederholte unaufhörlich: die geistreichen Leute wären es gewesen, welche die abscheuliche, französische Revolution gemacht; ihr

Chef Napoleon, geistreicher, aber auch verruchter, als alle zusammen, sei ein Dämon, den man in einem eisernen Käfige bewachen müsse. Er hatte durchaus keine Lust, mit ihm Umgang zu pflegen, aber er wollte sich so oft wie möglich die physische Gewißheit von Napoleons Anwesenheit verschaffen. Der östreichische Gesandte, von Sturmer, im Dienste des neugierigsten aller Staatsmänner, des Fürsten von Metternich, hätte gerne seinen Vorgesetzten mit pikanten Details unterhalten mögen. Der russische Commissär, von Balmain, von Alexander beauftragt, darüber zu wachen, daß man zwar Napoleon sicher verwahre, aber ihn nicht grausam behandle, war ebenfalls sehr begierig, ihn zu sehen, wenn auch nicht in dem Grade, wie seine Collegen und spottete der Unruhe des Franzosen, wie der Neugierde des Oestreichers.

Die Erwartung der drei Commissäre ward bei ihrer Ankunft auf St. Helena in eigenthümlicher Weise getäuscht. Sire Hudson Lowe hatte dieselben in Longwood in ihrer Eigenschaft als Bevollmächtigte des Vertrages vom 2. August 1815 angekündigt; Napoleon weigerte sich entschieden, sie unter diesem Titel zu empfangen. Mit einem unbesiegbaren Eigensinne im Unglück wie im Glück, wollte er sich nicht von dem einmal angenommenen Prinzipe entfernen, nachdem er behauptete, er habe sich freiwillig den Engländern anvertraut, weßhalb man nicht das Recht habe, ihn als Gefangenen zu behandeln; aus eben demselben Motive erklärte er, daß er die Herrn mit Vergnügen ihrer Person wegen empfangen, niemals sie jedoch in der Eigenschaft, welche ihnen der Vertrag des 2. August beilege, anerkennen würde. Dieses un-

wandelbare Festhalten an seinem einmal gefaßten Prinzipe, war sehr zu beklagen, denn außer der Zerstreuung, welche er in der Gesellschaft dieser drei Commissäre gefunden hätte, würde er auch durch ihre Vermittlung gewisse Details über seine Gefangenschaft nach Wien und Petersburg haben gelangen lassen können, die vielleicht das Schamgefühl des Kaisers Franz und das vortreffliche Herz Alexanders bewegt hätten. — Sire Hudson Lowe, welcher in gleicher Weise urtheilte, ergriff begierig die von Napoleon erhobene Schwierigkeit und erklärte, daß die drei Commissäre einzig und allein in ihrer Eigenschaft des vorerwähnten Vertrages eintreten würden. Dies war jedoch keineswegs die Ansicht der drei Commissäre, welche sehr wünschten, sei es unter was immer für einem Titel, von Napoleon angenommen zu werden, sowohl um sich von seiner Gegenwart zu überzeugen, als auch dessen Gesellschaft zu erfreuen, derenhalber sie Jedermann beneidete. Aber Sire Hudson Lowe, die Einmischung dieser Commissäre, bezüglich der Ueberwachung seines Gefangenen fürchtend, wollte sich zu nichts verstehen und sie blieben auf St. Helena, ohne nach Longwood gelangen zu können. Von Zeit zu Zeit stiegen sie zu Pferde, umritten die von Napoleon bewohnten Gebäude, stellten sich an die Ausgänge, wo sie hofften, ihm zu begegnen und waren darauf beschränkt, ihn entweder nur aus der Ferne zu sehen oder von den Ab- und Zugehenden einige wenige Details zu vernehmen. — Sie hatten — der Eine den Marschall Bertrand, der Andere die Generale Montholon und Gourgand ehedem gekannt und begaben sich daher eines Tages nach Hutt's-Gate, um Madame

Bertrand einen Besuch abzustatten. Auf diese Weise allein konnten sie sich der Gegenwart des erlauchten Gefangenen zu Longwood versichern und ließen sich dabei Nachrichten entschlüpfen, welche für sie selbst wohl nur von geringer Bedeutung, für die 2000 Meilen von ihrer Heimath verschlagenen Verbannten jedoch von unendlicher Wichtigkeit waren. Montholon, der Gewandteste unter ihnen, besaß die Kunst, sie zum Sprechen zu bringen und ihnen einige interessante Einzelheiten zu entlocken. Seinem unglücklichen Herrn zu schmeicheln und in ihm wieder einige Hoffnungen zu erwecken, suchte er ihn auf Grund dieser Nachrichten zu versichern, daß der russische Commissär seinem Gebieter die Behandlung, welche Napoleon zu Theil wurde, anzeigen würde, sowie auch, daß man in England sich lebhaft gegen das Cabinet Castlereagh's ausspreche und von neuen Ministern, — wenn auch nicht, die Freiheit, in Amerika zu leben, doch eine Aenderung des Aufenthaltsortes zu erwarten hätte.

Der Zufall hatte Napoleon ein Mittel, mit Europa zu verkehren, verschafft, und zwar durch die Bestallung des Doktor O'Meara bei ihm. — Napoleon hatte, als er Frankreich verließ, keinen Arzt; erst an Bord des Bellerophon machte er die Bekanntschaft eines solchen, der sich sein Zutrauen zu erwerben wußte, dieser war der Ebengenannte, ein Mann von Geist, ziemlich gewandt und weniger eigensinnig als seine Collegen in der Anwendung englischer Heilmittel. — Napoleon hatte in Bezug auf Medizin nur Vertrauen zu dem berühmten Corvisard gehabt, den er stets durch folgende Worte charakterisirt: „Bei einem überlegenen Menschen, noch die Erfahrung“; er wollte im Allge-

meinen von keinem Heilmittel wissen und wies die englischen Aerzte zurück. Indessen hörte er den Doktor O'Meara an, den er in seine Dienste genommen, spottete seiner Vorschriften, unterhielt sich mit ihm, bald italienisch, bald französisch über eine Menge von Dingen und schickte ihn alsdann nach James-Town, um Neuigkeiten für ihn aufzusuchen. Sire Hudson Lowe hatte eingewilligt, daß Dr. O'Meara in seiner Eigenschaft als Engländer bei Napoleon bliebe, ohne denselben Unbequemlichkeiten ausgesetzt zu sein, wie die Uebrigen; weil er ihn für unfähig hielt, seine Regierung zu verrathen (wie Dem auch war), wohl aber für ganz geeignet, Napoleon manche Gefälligkeiten ohne irgendwelche Gefahr zu erweisen. In der That, sich in dieser delicaten Lage gewandt benehmend, zog sich Dr. O'Meare daraus, ohne nach einer oder der andern Seite hin zu verrathen. Er leistete Napoleon unschuldige Dienste, indem er ihn mit Neuigkeiten aus Europa versah, sowie auch Hudson Lowe gegenüber, indem er diesem jeden Tag die Gegenwart Napoleons constatirte, was der zu Longwood befindliche Offizier nicht immer thun konnte und fand noch die Mittel, in London zu gefallen, indem er dem Prinzregenten Details über Napoleon zukommen ließ, welche, ohne eine Untreue gegen diesen zu sein, der Neugierde des Prinzen Interesse boten. Von gewissen Punkten der Hochebene von Longwood aus, entdeckte man das Meer und, sowie sich ein Segel zeigte, wollte man wissen, was für ein Fahrzeug es sei, woher es kam, sowie welche Personen und Dinge es an Bord hatte. Zu diesem Behuf schickte man jedesmal Dr. O'Meara nach James-Town, welcher dann oft Journale, sowie manch-

mal der Wachsamkeit Sire Hudson Lowe's entzogene Briefe brachte. — Napoleon hatte sich auf diese Weise Nachrichten verschafft, welche für einen Augenblick ihn in seinem Unglücke entzückt hatten. Bald erfuhr er die Freisprechung Druot's, die Entweichung Lavalettes, Begebenheiten, die ihn hoch erfreuten, bald die berühmte Ordonanz vom 5. September, welche ihn in der süßen Hoffnung bestärkten, daß die Gewaltpartei in ganz Europa demnächst besiegt wäre. Auch von seiner Familie erhielt er Briefe, welche ihn tief bewegten; die einen sagten ihm, sein Sohn befinde sich wohl und gedeihe sichtlich, die andern: seine Mutter, seine Schwester und seine Brüder wünschten sehnlich, sich mit ihm auf St. Helena zu vereinigen und stellten ihm ihr Vermögen zu seiner Verfügung. Napoleon, sehr gerührt durch diese Anerbietungen, war nichtsdestoweniger entschlossen, dieselben zurückzuweisen. Sich auf St. Helena gleich einem zum Tode Verurtheilten betrachtend, hätte er nicht ertragen können, daß seine Mutter und Schwester daselbst weilten, — er wollte nicht, daß sie mit ihm das Schaffot bestiegen. Da er wußte, daß, Cardinal Fesch und seine Mutter ausgenommen, seine nächsten Angehörigen kaum zu leben halten und er 4—5 Millionen besaß, welche bei Laffitte heimlich deponirt worden, würde er nie darein gewilligt haben, ihnen zur Last zu sein. Ueberdies war er nicht einmal genöthigt, zu diesem Depot seine Zuflucht zu nehmen, denn Sire Hudson Lowe, nachdem er ihn lange über die Ausgaben, hinsichtlich seines Haushalts gequält, hatte endlich damit aufgehört. Er ließ also seinen Angehörigen für ihre Anerbietungen danken, indem er ihnen sagte, obgleich er von

denselben innigst gerührt sei, nehme er sie dennoch nicht an.

Trotz seiner entschiedenen Abgeschlossenheit empfing Napoleon doch zur Zeit der Rückkehr der indischen Flotte nach Europa, einige Engländer. Die Neugierde ihn zu sehen, war bei allen Reisenden sehr groß und natürlich am lebhaftesten bei den Gebildetsten. Großwürdenträger, Magistratspersonen, Gelehrte und sonstige Passagiere wandten sich, die kleinlichen Vorschriften Sire Hudson Lowe's umgehend, direkt an Marschall Bertrand, um die Ehre zu erlangen, Napoleon vorgestellt zu werden. Unter diesen befand sich auch Lord Amhorst. Napoleon empfing sie, zeigte sich ruhig, sanft, wohlwollend und unterhielt sich längere Zeit mit ihnen, bald über Indien, bald über englische Angelegenheiten sprechend, wobei sich stets seine Geistesüberlegenheit bemerkbar machte. Den Bedeutendsten unter den Besuchern, welche ihn um Aufträge nach Europa baten, antwortete er mit edler Resignation; „Ich gebe Ihnen keine Aufträge; — sagen Sie Ihren Ministern was Sie gesehen. Ich bin hier auf einem Felsen, den man für mich noch enger gemacht, als die Natur ihn gebildet und auf welchem ich nicht einmal spazieren reiten kann, nachdem ich mein ganzes Leben auf dem Pferde zugebracht. Ich wohne unter einem Bretterdache, wo ich bald von der Hitze verzehrt, bald von der durchdringenden Feuchtigkeit belästigt werde. Ich kann nicht ausgehen, ohne von Sbirren und unerbittlichen Kerkermeistern umgeben zu sein. Ich kann nicht an meine Familie schreiben, noch von ihr Nachrichten empfangen, ohne den Obersten jener Kerkermeister zum Vertrauten zu haben.

Man hat mir schon zwei meiner Gesellschafter entzogen und Gott weiß! ob man mir die lassen wird, welche im Augenblicke noch um mich sind. Wenn man meinen Tod gewollt, dann wäre es edler gewesen, mich wie den glorreichen Ney zu behandeln; will man dies aber nicht, so gebe man mir Luft und Raum und fürchte meine Entweichung nicht. Ich weiß, daß in der Welt kein Platz mehr für mich ist, — daß meine Zukunft noch einzig darin besteht, in ihren Ketten mein Leben auszuhauchen. Aber es ist die Frage ob -- wenn ich genöthigt bin, hier zu bleiben — ich auch Tortur ertragen muß. Ich verlange nichts; Diejenigen, welche meine Lage gesehen und die das Herz dazu drängt, dieselbe bekannt zu machen, mögen es thun!"

Der Zustand Napoleons rechtfertigte die traurigen Ahnungen, denen er sich, bezüglich seiner, überließ. Diejenigen, welche ihn kannten, waren erstaunt über die völlige Veränderung seiner Züge und, obgleich er noch nicht am Vorabend seines Todes stand, so konnte man doch voraussehen, daß derselbe nicht mehr ferne war. Die Abneigung, welche er vor der Art der ihm erlaubten Spazierritte hatte, war die Ursache, daß er diese Leibesbewegung vollständig vernachläßigte. Trotz der schönen Jahreszeit — man war zu Ende des Jahres 1817 gelangt — war er sechs Monate lang ohne einen Fuß in den Bügel zu setzen geblieben.

Dr. O'Meara erklärte ihm, daß dies Verzichten auf eine Bewegung, die er sein ganzes Leben über gewohnt gewesen, ihm verderblich werden würde. „Um so besser!" antwortete er, „so wird mein Ende desto

näher sein!“ Er begann einen dumpfen Schmerz in der rechten Seite zu empfinden und Marchand sagte ihm, er bedürfe ein wenig Bewegung. „Ja!“ erwiederte er seufzend, „ich bedarf eines Spazierrittes von zehn oder zwölf Meilen — aber kann man das auf diesem Felsen?!“ Er hatte stets das Verlangen, lange Bäder zu gebrauchen und überließ sich demselben, da er dadurch Erleichterung seines Schmerzes empfand, mehr denn jemals. Er blieb oft mehrere Stunden in einem warmen Bade, legte sich alsdann schlafen und schwächte sich dadurch augenscheinlich ab. Sein bekümmerter Geist jedoch verlor weder an Kraft noch an Glanz, nur sein Körper ward jeden Tag entkräfteter und er sagte zu Denen, welche um ihn besorgt und über seine Schwäche betrübt waren: „Sie sehen, daß nicht mein Körper von Eisen gewesen, sondern meine Seele es ist.“

Sire Hudson Lowe, welcher diese rasche Gesundheitsabnahme Napoleons erfuhr, fing an, sich deßhalb zu beunruhigen, fürchtend, man könne ihm diese rasche Abnahme zuschreiben. Viele Stimmen hatten sich bereits in England gegen die Napoleon widerfahrende Behandlung erhoben und er wollte sich nicht neuen Beschuldigungen aussetzen. Da er die Ueberwachung bei den Spazierritten nicht aufhören lassen konnte, so dachte er daran, daß eine Wohnungsveränderung seines Gefangenen ein wirksames Heilmittel werden könne; auch begannen die aus Holz und Erde aufgeführten Gebäude von Longwood in Ruinen zu verfallen. Die Ueberlassung von Plantation-House an den erhabenen Gefangenen würde allen Anforderungen entsprochen haben, aber Hudson Lowe hatte sich entschlossen gehabt,

zu bauen und jenes für sich und seine Familie zu behalten. Lord Bathurst hatte ihn hiezu ermächtigt, unter der Bedingung, daß der Bauplatz nicht zu theuer wäre. War nun ein Ankauf, Plantation zunächst, zu kostspielig oder die Hochebene von Longwood am geeignetsten zur Ueberwachung; genug, Lowe bestimmte, daß die neue Wohnung dortselbst zu belassen sei, nur etwas näher an den Pic de Diane gerückt, wo der Südostwind weniger fühlbar war. — Er theilte Napoleon dieses sein Vorhaben mit und schickte ihm alle Pläne, damit er beliebige Aenderungen anbringen könne. Napoleon antwortete: jede Wohnung in diesem Theile der Insel wäre seiner Gesundheit nachtheilig; überdies brauche man drei oder vier Jahre um die Gebäude zu vollenden und alsdann bedürfe er nur noch eines Grabes, nicht mehr eines Hauses; er habe so nur die Unannehmlichkeit, die Arbeiter in seiner Nachbarschaft zu haben, ohne dereinst von ihrem Werke Nutzen zu ziehen. Sire Hudson Lowe ließ sich durch diese Antwort nicht abbringen und unternahm in der That zu bauen, indem er möglichst in dem Distrikte von Longwood den schattigsten Punkt wählte und zugleich eine Rasenmauer aufführte, welche Anblick und Lärm den Verbannten entzog.

Der 1. Januar von 1818 war noch trauriger als alle vorhergegangenen Neujahrstage. Napoleon arbeitete schon seit geraumer Zeit weniger und schien entmuthigt, seine Feldzüge zu diktiren, der Nachwelt die Sorge für seinen Ruhm überlassend. „Zu was auch!“ sagte er, „alle diese Memoiren der Nachwelt — unser Aller Richter, vorlegen, um sich daraus Raths zu holen? Wir sind Sprecher, welche den

Richter ermüden. Die Geschichte ist ein feinerer Beurtheiler der Begebenheiten, als wir; sie wird wohl die Wahrheit entdecken, ohne daß wir nöthig haben, sie darauf zu führen." — Wie erwähnt, Napoleon diktirte weniger, aber er las mehr. Seine Empfänglichkeit für das Schöne, welche durch die Jahre und das Leiden sich zur höchsten Feinheit ausgebildet, nahm mit Entzücken die Meisterwerke des menschlichen Geistes in sich auf. An den Abenden weniger über die Begebenheiten seines Lebens sprechend, unterhielt er sich über seine Lektüre und las manchmal seinen Freunden Stellen aus großen Schriftstellern aller Zeiten mit dem Tone und der Sicherheit einer hohen Intelligenz.

Er las oft die heilige Schrift, deren Größe ihn tief erfaßte, aber unter allen Denkmalen des Alterthums behielt Homer den Vorzug. Er fand ihn groß und wahr, schien entzückt von dem Contraste, den die feinen, edlen, oft erhabenen Personen der Iliade darboten, bei ihren einfachen, oft bis zur Rohheit gehenden Sitten und machte dabei die Bemerkung, daß die über den Menschen geworfene Drapierung wenig ausmache, vorausgesetzt, daß dieser der wahre Mensch, d. h. Derjenige aller Zeiten und Länder sei. Was ihn noch bei Homer entzückte, war, nächst der Größe, die vollkommene Wahrheit. „Homer", sagte er, „hat gesehen und darnach gehandelt; Virgil hingegen ist Schulmann, — er hat nichts gesehen und nichts gethan. Diese Strenge gegen Virgil kam daher, daß Napoleon nicht hinlänglich das Lateinische kannte, um die herrliche Sprache dieses Poeten zu verstehen.

Unter den modernen Schriftstellern gab er den

dramatischen Autoren den Vorzug; er liebte darin weder die ungewissen Genres, noch die Vermischung des Komischen mit dem Tragischen. Er verachtete das, was wir „Schauspiel“ nennen und sagte, dies wäre die Tragödie der Kammerfrauen. Er rühmte die Größe bei Corneille, den Ausdruck der Gefühle bei Racine und gediegene Komik bei Moliere, schätzte Voltaire als dramatischen Autor wenig, bewunderte ihn übrigens als Prosaiker in Stoff und Form. Er war empfänglich für Anmuth und las mit großem Vergnügen Madame de Sévigné, aber — stets positiv — äußerte er, es bleibe ihm nichts von ihr. Er fand die Geschichte in Frankreich, die Memoiren ausgenommen, nur mittelmäßig geschrieben.

In dem Maße, als die Langeweile und die Unthätigkeit seine Gesundheit zerstörten, sah er den Tod sich nähern und unterhielt sich häufiger über Philosophie und Religion. „Gott“, sagte er, „ist überall sichtbar im Universum; sehr blind und schwach sind die Augen, welche ihn nicht sehen. Was mich anbelangt, ich sehe ihn in der ganzen Natur. Ich fühle mich unter seiner allmächtigen Hand, ich suche nicht an seiner Existenz zu zweifeln, denn ich habe keine Furcht vor ihm. Ich glaube, daß er ebenso nachsichtig und gütig, als groß ist und ich bin überzeugt, daß, in seine Unendlichkeit zurückgekehrt, wir daselbst alle Vorahnungen des menschlichen Gewissens bestätigt und Gut u. Schlecht gerade so finden werden, wie die wahrhaft erleuchteten Geister auf Erden die Begriffe hievon festgestellt. Ich setze die Irrthümer der Völker bei Seite, welche man als solche schon daran erkennen kann, daß der Irrthum des einen Volkes nicht der des andern ist;

aber was die großen Geister aller Nationen und Zeiten für Gut und Schlecht erklärt, wird dies auch bei Gott bleiben. Ich hege keinen Zweifel in dieser Beziehung und nähere mich trotz meiner Fehler der höchsten Gerechtigkeit. Ich bin weniger sicher hinsichtlich meiner Thaten, wenn ich mich auf den Boden irgend einer positiven Religion begebe. Hier begegne ich bei jedem Schritte die Hand des Menschen und oft beleidigt diese auch und stößt mich zurück. Man darf jedoch solchem Gefühle nicht nachgeben, in welchem viel menschlicher Stolz mitspielt. Wenn man die nationalen Traditionen bei Seite setzt, mit welchen alle Völker die Religion vermehrt haben, so bleibt der reine Gottesbegriff, — der Begriff von Gut und Schlecht stark und scharf ausgeprägt, und dies ist das Wesentliche. Ich war in den Moscheen und habe darin die Menschen vor der ewigen Macht knieen sehen; aber obgleich meine nationalen Gewohnheiten dort oft verletzt wurden, so habe ich doch nie ein Gefühl des Lächerlichen empfunden. Die Verläumdung, meine Thaten travestirend, hat gesagt, ich hätte mich zu Kairo zum Islam bekannt, während ich zu Paris, vor dem Papst, den Katholiken gespielt. In alle Dem ist etwas Wahres, nämlich: daß ich in den Moscheen Achtungswerthes gefunden, und ohne, wie in den katholischen Kirchen, in denen ich erzogen wurde, bewegt zu werden, den Menschen in seiner Schwäche vor der Majestät Gottes sich beugen sah. Jede Religion, welche nicht barbarisch ist, hat ein Recht auf unsere Achtung und wir Christen haben den Vorzug, daß wir eine besitzen, welche aus den reinsten Quellen der Moral geschöpft ist. Wenn man sie alle achten muß, so haben

wir um so mehr Grund, die unsrige zu achten und Jeder soll leben und sterben in derjenigen Religion, in welcher ihn seine Mutter Gott verehren lehrte. Die Religion ist ein Theil des Geschickes; sie bildet mit dem Boden, den Gesetzen und den Sitten das Heiligthum, was man Vaterland nennt und das man niemals verlassen soll. Als mir zur Zeit des Concordates einige alte Revolutionäre davon sprachen, Frankreich protestantisch zu machen, empörte mich dies, wie wenn man mir vorgeschlagen hätte, meine Eigenschaft als Franzose aufzugeben und Engländer oder Deutscher zu werden.

Durch diese erhabenen Gegenstände darauf geführt, beschäftigte er sich auch mit einigen moralischen Fragen. Napoleon unterhielt sich über Das, was man seinen Fatalismus genannt. „Ueber diesen Punkt" sagte er, „hat die Verläumdung, wie hinsichtlich eines jeden andern, aus meiner Meinung wahrhafte Karrikaturen gemacht. Mein Glaube in dieser Beziehung ist der eines vernünftigen Wesens, nämlich: daß dem Menschen hienieden sein Geschick bestimmt, er aber das Recht und die Pflicht hat, dasselbe durch seine Thätigkeit so gut wie möglich zu gestalten, daß er nur dann seine Anstrengungen einstellen darf, wenn ihm die Kraft geschwunden und nicht mehr der Gefahr zu denken vermag, die er nicht abwehren kann. Im Kriege ist deßhalb leicht zu handeln, denn die Gefahr ist fast überall gleich; ich habe Leute einen Platz als gefährlich verlassen, und an einem andern, den sie für sicher hielten, getroffen werden sehen. Man schützt sich also im Kriege vergeblich, verliert bei dieser Absicht seine Kaltblütigkeit, seinen Muth, ohne die Ge-

fahr zu vermeiden und thut daher am Besten, sich resignirt in den Stand der Dinge zu fügen und nicht mehr an die in der Luft umherfliegenden Geschosse zu denken, als an den Wind, welcher durch unsere Haare spielt. — Dies ist mein Fatalismus und derjenige, welchen ich meinen Soldaten immer gepredigt habe. Sie sehen," fügte Napoleon hinzu, "ich kann von allen meinen Meinungen Rechnung ablegen, denn sie sind gegründet auf wahre und praktische Begriffe der Dinge."

Napoleon empfand in diesem Jahre einen der schwersten Kummer. Wir haben schon von dem empfindlichen Charakter des General Gourgaud gesprochen. Da seine Eifersucht durch Las Cases Entfernung keine Nahrung mehr fand, so hatte sich dieselbe ganz und gar auf General Montholon geworfen, der in diesem Augenblicke am Oeftesten Napoleons Dictat niederzuschreiben berufen ward. Zu dieser Verblendung kamen noch andere Ursachen. Die beiden Familien Montholon und Bertrand trugen, die eine wie die andere, dazu bei, die Gefangenschaft des erhabenen Gestürzten zu erleichtern; dennoch waren sie sehr verschieden im Charakter und in den Meinungen über Alles, was ihre Colonie betraf. Es herrschte in der Familie Montholon, bei hohem Geiste, Milde und Weltkenntniß, die Ueberzeugung, daß man, anstatt Sire Hudson Lowe zu reizen, indem seine Intensionen immer von der schlimmsten Seite aufgefaßt wurden, im Gegentheile ihn zu besänftigen suchen müsse, um dadurch so viel wie möglich zum Wohle Desjenigen zu erlangen, dem man sich geweiht. Man war edeldenkend, aber etwas mürrisch und reizbar in der Familie Bertrand; diese wohnte abgesondert in

Hutt's-Gate, und die Ehre vorschützend, war sie der Ansicht, man müsse der Tyrannei des Kerkermeisters von St. Helena entgegentreten. Hieraus gingen öftere Verschiedenheiten, sowohl in den Meinungen, als im Benehmen der beiden Familien hervor und was am Ende nur einfache Meinungsverschiedenheit gewesen wäre, wurde durch General Gourgaud's Einmischung ernster. Diese Dinge wurden bis zu einem Punkte getrieben, daß sich Napoleon genöthigt sah, dazwischen zu treten, um einen Eclat zu verhüten. Napoleon, indignirt, wandte seine Autorität an und zwang die beiden Militärs auf ihren Streit zu verzichten. Besonders strenge war er gegen General Gourgaud, welcher am Meisten Unrecht hatte und St. Helena verlassen wollte. Napeleon gab ihm seinen Abschied. „Ich ziehe vor, allein zu sein," sagte er, „als in meinem Unglücke durch so tolle Leidenschaften gestört zu werden." — Er sah Gourgaud während der letzten Wochen, die dieser auf Helena verbrachte, wenig mehr; im Augenblicke seiner Abreise jedoch, empfing der General, dessen Ergebenheit Napoleon nicht vergessen, ein kostbares Erinnerungszeichen. Gourgaud brachte von St. Helena einen ersten Bericht des Feldzugs von 1815 mit, der ihm dictirt worden und den er als sein Werk publicirte. Derselbe Bericht, von Napoleon noch einmal bearbeitet und mit seinen gesammelten Werken veröffentlicht, erschien später. Glücklicher Weise wurden beide Berichte erhalten, denn in den Hauptzügen durchaus gleichlautend, tragen sie dazu bei, durch einige Detailes, die im einen weggelassen, im andern aufgezeichnet sind, die Begebenheiten dieses denkwürdigen Feldzuges besser zu beleuchten.

Aber Napoleon hatte zur selben Zeit einen noch empfindlicheren Verlust. Admiral Malcolm, dessen Benehmen, ohne seine Pflicht zu verletzen, so viel dazu beigetragen, das Schicksal des Gefangenen zu lindern, — Admiral Malcolm verließ den Befehlshaberposten des Capmeeres. Seine Intimität mit Napoleon hatte Sire Hudson Lowe mißfallen, der befürchtete, daß das Betragen des Admirals eine Verurtheilnng des seinigen nach sich zöge.

Admiral Pampin, eine kalte Persönlichkeit, wenig geeignet mit Longwood zu verkehren, ersetzte denselben. Malcolm erhielt von Napoleon den Abschied eines Freundes.

Zu diesem Verluste kam noch ein dritter, der ohne das Herz Napoleons so sehr zu ergreifen, doch eine peinliche Störung in seine Gewohnheiten brachte. Er hatte sich nicht an die englischen Heilprinzipien, wohl aber an den Charakter des Dr. O'Meara gewöhnt, welcher ihm Neuigkeiten zubrachte und ihm ein genaues Resumé der englischen Journale gab. Da Sire Hudson Lowe entdeckte, daß O'Meara der Berichterstatter von Longwood geworden, so verlangte er, daß dieser ihm seine Unterredungen mit Napoleon mittheile. Dr. O'Meara weigerte sich, indem er sagte, als guter und loyaler Engländer werde er jeden Entweichungsplan sogleich anzeigen, aber als Arzt habe er seine Pflichten und verrathe seinen Kranken nicht dadurch, daß er Einzelheiten, die er seinem Vertrauen verdanke, rapportire. Sire Hudson Lowe darüber aufgebracht, wollte hierauf O'Meara den im Dienste Napoleons stehenden Franzosen gleichstellen und ihm so oft er Longwood verließ, einen Hüter nachsenden.

Napoleon ließ Hudson sagen: sein Arzt gehöre ihm, wenn aber derselbe, um frei zu sein, genöthigt würde, dem Gouverneur zu gehorchen, so behalte er ihn nicht. Diese Debatte war lang und mit vielen Zwischenfällen untermischt. Dr. O'Meara ward bald weggenommen, zurückgegeben, von Neuem Napoleon weggenommen, und endlich unter den brutalsten Formen nach Europa eingeschifft.

Napoleon blieb also ohne Arzt und empfand in dieser Beziehung keine große Entbehrung. „Der menschliche Körper“, sagte er, „ist eine Uhr, die der Uhrmacher nicht öffnen kann, um sie zu repariren. Die Aerzte führen höchst sonderbare Instrumente ein, ohne zu sehen, was sie machen und es ist ein großes Wunder, wenn sie diese arme Maschine mit Nutzen berühren.“ Dieses Urtheil kam daher, weil Alles, was ihm gegeben worden, nicht geholfen; er fand nur Erleichterung in Bewegung und einigen milden Getränken, die er sich selbst verschrieb. Er hatte Anfangs an ein Leberleiden geglaubt, das er dem tropischen Klima zu danken habe. Mit seinem gewohnten Scharfblicke jedoch erkannte er bald, daß der Sitz seines Uebels im Magen sei und, sich erinnernd, daß sein Vater an einer Krankheit dieses Organs gestorben, wendete er sein Vermuthen nach dieser Seite. Einiges Erbrechen, welches sich zu dieser Zeit einstellte, bestärkte ihn in seiner Meinung und er hielt sich für einen bessern Arzt, als jeden von Beruf auf St. Helena. Immerhin hatte er aber doch zu viel gesunden Sinn, um der Wissenschaft seines Jahrhunderts nicht das ihr gebührende Vertrauen zu schenken. Nach einigen übellaunigen Anwandlungen gegen die

mittelmäßigen Aerzte, willigte er ein, einen hervorragenden Mann von großer Erfahrung zu Rathe zu ziehen; doch sagte er oft: „Ich glaube nicht an die Medicin, aber ich glaube an Corvisard, — wenn man mir diesen nicht geben kann, so lasse man mich in Frieden!"

Da sich das Gerücht auf der Insel verbreitete, Napoleons Gesundheit nehme merklich ab, fürchtete Sire Hudson Lowe eine Verantwortung wegen der Ausweisung O'Meara's und ließ einen englischen Marinearzt, den Dr. Baxter, der allgemein geachtet war, anbieten. Aber eben das Vertrauen Sire Hudson Lowe's, war für Napoleon ein Grund des Mißtrauens und Dr. Baxter ward nicht angenommen. Außerdem, daß der Gouverneur durch die Beraubung eines Mannes der Wissenschaft eine große Verantwortlichkeit auf sich geladen, die mit dem wachsenden Krankheitszustande Napoleons sich täglich mehrte, hatte er sich auch eines verlässigen Zeugen entledigt, welcher ihm täglich die Gegenwart des Gefangenen bestätigte; und dies war schwer, seit Napoleon oft acht Tage lang nicht ausging und der diensthabende Officier nicht wagte, dessen Thüre gewaltsam zu öffnen; er mußte nicht selten Stunden lang harren, bis er ihn sah. — In dieser seiner Verlegenheit wandte sich Hudson Lowe an Montholon. „Was soll ich thun?" fragte er, „gebe ich nach, so beschuldigt man mich in Europa, ich beugte mich einer unwiderstehlichen Persönlichkeit; beharre ich aber auf meinem bisherigen Verfahren, so beschuldigen Sie mich der Barbarei." — „Alle Ihre Vorsichtsmaßregeln," antwortete Montholon, „um eine Entweichung zu verhindern, an welche Napoleon nicht

denkt, sind für ihn unerträgliche Belästigungen geworden und die Ursache seiner hartnäckigen Zurückgezogenheit. Je mehr Sie Vorsichtsmaßregeln hinzufügen, je mehr nöthigen Sie ihn, sich einzuschließen, seiner Gesundheit zu schaden und nehmen um so mehr eine große Verantwortlichkeit auf sich. Jetzt wollen Sie um jeden Preis täglich wissen, ob er in Longwood ist; Sie hätten ihm O'Meara lassen sollen, — Sie haben sich dieses bequemen Zeugen beraubt und müssen sich nun auf mich verlassen, wenn Sie Ihre Aufgabe und die unsrige erleichtern wollen. Sollten Sie versuchen, Gewalt anzuwenden, so werden Sie uns Alle hinter der Schwelle Napoleons finden und Ihr Blut, sowie das unsrige würde die Beleidigung auswaschen, welche Sie gewagt. Ich bitte Sie daher, uns gewähren zu lassen und zählen Sie auf mich, der ich Ihrem wachehabenden Officier die Mittel verschaffen werde, den Gefangenen zu sehen, ohne ihn dabei zu beleidigen." In der That, so bald Napoleon sich aus einem Zimmer in's andere begab, benachrichtigte Montholon den Officier, welcher alsdann herbeieilte, ihn zu sehen und die beklagenswerthen Conflikte waren auf diese Weise durch die Gewandtheit eines treuen Dieners vermieden.

Napoleons Zustand verschlimmerte sich indessen von Tag zu Tage; seine Beine begannen zu schwellen und er empfand eine beständige Kälte in den Extremitäten, die man durch andauernde Wärmeapplicationen kaum bewältigen konnte. Sein Puls, war immer sehr langsam gewesen (er hatte kaum fünfundfünfzig Schläge im gewöhnlichen Zustande), was eine sehr schwierige Circulation des Blutes andeutete. Der berühmte

Corvisard, mit seinem seltenen medicinischen Scharfblicke, hatte früher schon Napoleon gesagt, er werde es schwer empfinden, wenn er jemals aufhören würde, ein körperlich thätiges Leben zu führen, denn der ohnehin schon langsame Blutlauf würde dies um so mehr werden, und betrübende Folgen nach sich ziehen, wie Anschwellen der Beine, Kälte der Füße ꝛc.

Als Napoleon die Vorhersehungen eines großen Arztes sich verwirklichen sah, empfand er keinen Kummer und schien im Gegentheile darin seiner nahen Befreiung entgegen zu sehen. Uebrigens dem Triebe der Natur, die Lebenskraft zu erhalten, sowie den dringenden Bitten Montholon's und Marchand's nachgebend, unternahm er einige Spazierritte, wozu man ihm ein kleines, sanft zu reitendes Pferd angeboten hatte. Das Ende des Jahres 1818 rückte heran und Napoleon fand an diesen Spazierritten ein Vergnügen, wie er es nicht mehr gehofft. — Ein Besserbefinden trat ein und er fühlte sich neu belebt. — Im Januar 1819 schien er wieder hergestellt, sein Teint war weniger bleiern, sein Auge weniger erloschen und seine Beine weniger geschwollen. Marchand, der ihn wie ein Sohn den Vater liebte, bezeugte ihm hierüber seine Freude. „Mein Sohn!“ sagte Napoleon, (dies war die Benennung, welche er ihm seit einiger Zeit zu geben begann) „Deine Freude rührt mich, aber sei nicht so sicher, — es ist nur ein letzter Schimmer von Gesundheit. Meine starke Constitution macht eine letzte Anstrengung, um alsdann zu erliegen. Ich werde bald befreit sein, und somit auch Ihr. Du wirst nach Europa zurückkehren und, soviel von mir abhängt, daselbst glücklich werden.

Zu dieser vorübergehenden Wiedergenesung hatte auch eine geistige Ursache beigetragen. Napoleon hatte in letzter Zeit alle Arbeit aufgegeben; er schien sich für nichts mehr zu interessiren. Eines Tages fielen ihm geschichtliche Bücher bezüglich großer Feldherrn aller Zeiten in die Hände; er durchging sie mit Begierde. Obgleich er eine ausgezeichnete Erziehung genossen, so kannte er doch nur im Allgemeinen die Geschichte Fiedrichs des Großen, Turenne's, Condé's, Gustav Adolph's, Cäsar's, Hannibals und Alexanders des Großen. Das detailirte Leben dieser Männer fesselte ihn mächtig. Seine physischen Kräfte waren fast wiedergekehrt und mit diesen seine intellektuellen. Dieses Studium hatte natürlich für ihn eine Bedeutung wie für keinen andern. Er sah, was Niemand darin entdeckt hätte, und war begierig, die Schritte zu bemessen, welche seine Vorgänger in der Waffen-Laufbahn gemacht hatten, um sich Rechnung von den seinen zu geben. Bald breiteten sich seine Ansichten weiter aus und er war sofort entschlossen, das Leben der berühmtesten Feldherrn niederzuschreiben, und sich zu ihrem Beurtheiler aufzuwerfen, den competentesten, den sie bekommen konnten. Eine eigenthümliche und das Genie Napoleons ehrende Erscheinung ist die, daß von diesem Augenblicke an, er die Erzählung seiner Thaten, von welchen er erst einen geringen Theil diktirt hatte, liegen ließ, um sich mit denen Anderer zu beschäftigen. Der erste der Feldherrn, welchen er vornahm war Catinat, der von den Philosophen etwas überschätzt worden. Zu Turenne und Condé übergehend, sagte er: „Man muß sich vor dem Ver-

dienste beugen.“ Ersterer namentlich flößte ihm hohe Achtung ein. Alsdann kamen Friedrich und Cäsar; hierüber fehlten ihm spezielle Werke; er ließ solche verlangen und Sire Hudson Lowe, von diesem neuen Aufschwung seines Geistes unterrichtet, sehr befriedigt zu sehen, daß er an alles Andere eher, als an eine Entweichung dachte, suchte in der Bibliothek von Plantation-House nach entsprechenden Büchern und schickte solche nach Longwood. Napoleon machte sich mit seinem gewöhnlichen Eifer an die Arbeit und hatte bald drei Lebensbeschreibungen fertig, diejenigen von Turenne und Cäsar. Er wollte unter Anderen die von Condé, Prinz Eugen, Marlborough, Gustav Adolph, und den Nassauern in der modernen Zeit und die von Alexander, besonders aber Hannibal in der alten studiren und schreiben? Nach diesen großen Lebensläufen, wäre er dann zu weniger bedeutenderen herabgestiegen, wenn sein eigenes Leben hiezu ausgereicht hätte. Aber er bedurfte Bücher, besonders des Polibius, welchen zu entbehren ihm sehr hinderlich war, denn er wollte aus den besten Quellen über Hannibal selbst schöpfen, dem er die höchste Bewunderung zollte. Da er im Besitze der „Commentare“ von Cäsar war, den man sich selbst auf dem isolirtesten Felsen des Oceans verschaffen kann, so vermochte er den großen Römer vollkommener zu beurtheilen und dictirte über ihn Marchand Zeilen, welche unsterblich sind in Bezug auf beide Cäsaren, sowohl desjenigen, welcher der Held der Zeilen, als auch jenes, der ihr Autor ist.

Indessen hatte die im Anfang des Jahres 1819 eingetretene Besserung keinen Bestand. — Napoleon

empfand neue und heftige Schmerzen im Magen einen lebhaften Widerwillen gegen Speisen und eine außerordentliche Schwierigkeit der Verdauung. Er brach oft schwärzliche Materien und fiel sogar einmal in eine lange Ohnmacht. An Bord des „Conquérant" befand sich ein ausgezeichneter Arzt, Namens John Stockoe, den man eilends kommen ließ, ohne den erlauchten Kranken zu fragen und welcher auch nicht mißfiel, da er nicht als Abgesandter des Sire Hudson Lowe erschien. Napoleon zeigte jedoch auch ihm gegenüber die gewohnte Ungläubigkeit in Bezug auf englisches Heilverfahren. „Es ist mein Ende" sagte er, „was sich nähert und meine beruhigenden Tränke taugen mehr als was Sie mir verordnen können." Doktor John Stokoe erschien einige Male, aber eben Das, was ihm das Vertrauen Napoleons gewann, raubte ihm dasjenige Sire Hudson Lowe's und dieser erlaubte ihm nicht mehr, mit Longwood zu verkehren. Es waren aus Europa ein Arzt, verschiedene Diener und zwei Priester verlangt worden, welch letztere auf St. Helena mangelten, so zwar, daß vor Kurzem ein Diener Napoleons von einem protestantischen Geistlichen beerdigt werden mußte. Cardinal Fesch sollte diese wählen.

Während Napoleon die Ankunft dieser verschiedenen Personen erwartete, ward er durch eine neue Abreise betrübt, und zwar noch empfindlicher, als durch alle vorhergegangenen. Frau von Montholon hatte durch Geist und Liebenswürdigkeit sehr dazu beigetragen, seine Gefangenschaft erträglicher zu machen. Sie begann dem Klima zu unterliegen und die englischen Aerzte hatten an ihr eine schon sehr vorge-

schrittene Leberkrankheit erkannt. Sie fürchtete auch für ihre Kinder, weßhalb sie dringend nöthig abreisen mußte. Napoleon wollte, daß Montholon sie begleite, dieser jedoch, den Zustand seines Herrn erkennend, verweigerte eine Trennung von ihm. Aber Napoleon fühlte wohl, daß er bald genöthigt sein werde, den Mann ihr nachzusenden, sowie auch, daß Madame Bertrand, deren Kinder der europäischen Erziehung bedurften, nicht zögern werde, sich demnächst, gefolgt von ihrem Manne, gleichfalls zu entfernen. Er begriff, daß, so groß auch die Ergebenheit war, sie doch ihre Grenzen in Familienpflichten fand. Er erhob keine Klage, und sagte sich, daß er, um nicht allein zu sein, das Leben verlassen müsse; dem Augenblicke sah er seines Todes ohne Furcht und Kummer entgegen.

Gegen Ende des Jahres 1819 hatte die Krankheit wieder langsam zugenommen. Napoleon war an das Zimmer gefesselt worden. Der wachehabende Officier hatte die größte Mühe, sich seiner Gegenwart zu vergewissern und die Vorschriften Lord Bathursts, welcher dieselbe jeden Tag bestätigt haben wollte, waren nicht mehr zu beobachten. — Doch konnte die Bewegung der Diener um das Krankenzimmer, ihre eilige Sorge und ersichtliche Unruhe, keine Komödie sein, um dahinter eine Entweichung zu verbergen. — Der wachehabende Officier begnügte sich auch damit. Die indessen von Lord Bathurst eingeholten Ordres brachten Sire Hudson Lowe in Verlegenheit und er nahm, um mit seinem Gefangenen zu verkehren, seine Zuflucht zu einem klugen, aber wenig würdigen Mittel. Die Correspondenzen waren bisher an Marschall Bertrand gerichtet worden. Lord Bathurst fand, diese Art zu verkehren, ließe Napoleon zu sehr die Haltung eines Herrschers

bewahren und hatte deßhalb befohlen, daß die für Diesen bestimmten Mittheilungen ihm direkt zugehen sollten. Es war dies ein sicheres Mittel, Napoleon zu sehen, wenn man wollte, und Sire Hudson Lowe entschloß sich, Gebrauch davon zu machen. Er schickte einen Officier zu Pferde nach Longwood, welcher sich übrigens mit dem gebührenden Respekt verstellte und an Napoleon Bonaparte ein Briefpaquet abgeben zu können verlangte. Er ward an Marchand gewiesen und dieser den Gebrauch kennend und daran zweifelnd, daß man diesen verletzen zu wollen geneigt sein würde, erklärte, daß jede Botschaft für den Kaiser Napoleon durch den Vermittler, Marschall Bertrand, zu gehen habe. Der Officier ward also abgewiesen und Marchand beeilte sich, seinem Herrn von dem so eben stattgehabten Versuche in Kenntniß zu setzen. Auf der Stelle befahl Napoleon seinen Dienern, Jedermann den Eintritt zu verweigern und die Möglichkeit annehmend, man könne bis zur Gewalt sich hinreißen lassen, faßte er einen Entschluß nach Art Carls des XII. »Besser in einer Tragödie hier sterben, unter Vertheidigung unserer Würde,« sagte er, »als auf dem Krankenbette,« — ließ seine Pistolen laden, schärfte seinen Leuten ein das Gleiche zu thun und schwor Jedem der gewaltsam seine Thüre öffnen wolle, eine Kugel vor den Kopf zu jagen. — In der That, Sire Hutson Lowe kam selbst, begleitet von seinem ganzen Stab, ließ Marchand und Montholon rufen, sprach ihnen von seinen nichtausgeführten Befehlen und erklärte, daß, wer denselben ferner widerstehe, nach dem Cap geschickt werde. Man antwortete ihm, man werde nichts an dem um den Kaiser her festgesetzten Gebrauche ändern. Sire Hudson

Lowe entfernte sich mit der Drohung, er werde den Willen der brittischen Regierung mit Gewalt durchzusetzen wissen. Wirklich zeigte sich am nächsten Tage ein stark begleiteter Officier, wandte sich an die Diener mit den Worten: er habe eine Botschaft an Napoleon Bonaparte und man müsse ihm öffnen. Er ward an Marchand gewiesen, welcher ihn wieder zu Bertrand schickte. So zurückgewiesen, durchlief er das Haus, klopfte an allen Thüren und näherte sich der des Kaisers. Napoleon war ruhig mit Lesen beschäftigt, hatte seine Pistolen in Bereitschaft und alle seine Leute standen hinter der Thüre, gleich ihm bereit, ihre Gefangenschaft in einer Tragödie zu enden, indem sie ihren Herrn gegen diese letzte Demüthigung vertheidigten. Der Officier lief pochend von Thüre zu Thüre und als er sah, daß ihm nirgends geöffnet wurde, stieg er wieder zu Pferde und erreichte Plantation-House, ohne sich seines Auftrags entledigt zu haben.

Es war dies ein betrübendes und unnöthiges Unternehmen gegen einen Charakter, wie derjenige des Gefangenen von St. Helena und zugleich grausam, wenn man den Gesundheitszustand desselben in Erwägung zog. Napoleon anlangend, war derselbe durch diese Scene, so zu sagen, wieder etwas aufgerichtet worden, wie wenn er nochmals den Kanonendonner hätte hören sollen, der ehedem so oft in seinen Ohren wiederhallte. Sire Hudson Lowe wagte nicht, auf seinem Verfahren zu bestehen und beschränkte sich auf Drohungen, von welchen man jedoch keine ernsten Folgen zu erwarten hatte nach diesem seinem unglücklichen Versuche.

Zu dieser Zeit trafen zu St. Helena die von

Cardinal Fesch abgesandten Personen ein. Es waren diese: ein junger italienischer Arzt, Namens d'Antomarchi — mit etwas Verstand, wenig Erfahrung, aber außerordentlichem Eigendünkel begabt —, ein guter, alter Priester, der Abbé Buonavita, ehemals Missionär in Mexiko und endlich ein junger Geistlicher, Abbé Vignale, beide sehr redliche Leute, aber ununterrichtet und ohne Geist. Diesen hatte man noch drei oder vier Domestiken beigefügt, welche geeignet waren, die vacanten Stellen im Hause des Kaisers zu ersetzen. Die Ankömmlinge verloren einige Tage, ehe sie sich nach Longwood begaben, während welcher sie die Höflichkeiten des Gouverneurs entgegennahmen, was den Herrn, dem sie dienen sollten, nicht sehr günstig für sie stimmte, besonders da dessen Antipathie gegen Sire Hudson Lowe sich bis zu einer wahren Leidenschaft gesteigert hatte. Napoleon verzieh ihnen indessen bald, indem er ihre Berichte über seine Familie anhörte, besonders über seine Mutter, seine Schwester Pauline und seine Brüder Lucian und Joseph. — Mutter und Schwester erneuerten inständig ihr Anerbieten, sich nach St. Helena zu begeben; Joseph und Lucian aber machten einen weit annehmbareren Vorschlag, nemlich den: mit Longwood abzuwechseln und Jeder von ihnen drei Jahre daselbst zu verbringen. Napoleon legte kein großes Gewicht auf dieses Projekt, das sein Tod, wie er meinte, ohnehin überflüssig machte, aber er ward in tiefster Seele davon gerührt.

Er unterhielt sich mit d'Antomarchi über seinen Gesundheitszustand, ließ sich von demselben examiniren, lächelte über dessen Raisonnement und erklärte ihm, wie allen seinen Aerzten: er wolle an seiner Krank-

heit sterben, nicht an den Heilmitteln. Er beauftragte ihn, in die Spitäler der Garnison zu gehen, um daselbst die organischen Störungen, welche bei den Europäern durch das Klima sich entwickelten, zu studieren, indem er dabei bemerkte, er könne sich dadurch einige nützliche Lichter zur bessern Erfüllung seines Auftrages holen.

Alsdann unterhielt er sich mit den Priestern und fand den einen wie den andern ebenso naiv wie unwissend und rief: „Ich erkenne an dieser Wahl meinen Onkel Fesch, immer derselbe Geist — immer derselbe Scharfsinn. Dieser Arzt weiß nichts und glaubt viel zu wissen; mir einen solchen zu schicken, nachdem ich immer nur Corvisard gehört, verlohnt sich wirklich nicht der Mühe. Mit den beiden Priestern habe ich mich über religiöse Gegenstände unterhalten, (denn von was auch sprechen, wenn der Tod so nahe ist?) aber schon nach der ersten Unterredung waren sie aus dem Felde geschlagen. Ich bedarf eines gelehrten Priesters mit dem ich über die Dogmen des Christenthums sprechen kann; er hätte mich in Wahrheit nicht gläubiger an Gott gemacht, als ich es schon bin, aber er hätte mich vielleicht über einige wichtige Punkte des Christenthums aufgeklärt. Es ist so süß, sich mit dem absolut katholischen Glauben dem Grabe zu nähern, aber von diesen beiden Priestern kann ich nichts erwarten. Uebrigens werden sie mir die Messe lesen, und wenigstens dazu gut sein.“

In Longwood war ein großer Speisesaal, dessen sich Napoleon nicht mehr bediente, denn seit den zwischen seinen Freunden sich ereigneten Verdrießlichkeiten frühstückte und dinirte er allein, um sie zur Stunde

der Mahlzeit nicht zusammenzubringen. Seit der Abreise der Frau von Montholon speiste er mit deren Gatten in einem der beiden Zimmer, in welchen er sein Leben verbrachte. Er ließ den Speisesaal in eine Kapelle umschaffen, und wollte, daß man daselbst jeden Sonntag die Messe lese. Es war Niemand verpflichtet, diese zu besuchen, aber er hieß es gut, wenn man es that. Er fand in dieser auf einem vereinsamten Felsen sonntäglich gelesenen Messe einen Reiz, der ihm alle Erinnerungen seiner Kindheit vorführte. Obgleich er Niemand in irgend welcher religiöser Beziehung einen Zwang auflegte, so duldete er doch keine respektwidrigen Aeußerungen gegen seinen Cultus und gab einst aus solchem Anlaße Antomarchi einen scharfen Verweis. Napoleon fügte bei dieser Gelegenheit hinzu: „Wenn die Menschen nicht in die Messe gehen, wißt Ihr wohin sie gehen? — — zu Cagliostro oder Mlle. Lenormand.“

Auf dem Schiffe, welches den Arzt und die Priester gebracht hatte, waren auch einige mit Büchern gefüllte Koffer angekommen. Napoleon, so schwach er war, wollte, daß dieselben in seiner Gegenwart geöffnet würden. Nachdem er einen Theil derselben durchgesehen, rief er: es müsse noch etwas Anderes dabei sein, man schicke einem Vater nicht nur Bücher! In der That, auf dem Grunde eines Koffers fand sich ein Portrait des Herzogs von Reichstadt, das Prinz Eugen sich verschafft und nach der Natur gemalt war. Napoleon bemächtigte sich des Bildes mit höchstem Entzücken, betrachtete es lange und ließ es der Art in seinem Zimmer aufhängen, daß er es stets vor Augen hatte. Unter den Büchern fand er den

Polybius nicht, und beklagte sich deßhalb lebhaft. Einige Werke waren vorhanden, welche Bezug auf die Geschichte der Gegenwart hatten. Er las sie gierig, bald lächelnd, bald sich ärgernd und versah dieselben mit Noten.

Sein Gesundheitszustand ward mit jedem Tage beunruhigender. Da er mit einem ihm nachfolgenden englischen Officier nicht ausreiten wollte und er selbst, sowie alle seine Aerzte die Nothwendigkeit einer Körperbewegung einsah, so begann er auf Antomarchi's Rath die Erde umzugraben, indem diese Anstrengung ebenso gesund wäre.

Man trat in das Jahr 1820, die Witterung war ausgezeichnet, weßhalb sich Napoleon mit großer Liebe dieser neuen Beschäftigung hingab, auch verlangte er, daß Jedermann von Longwoods Bewohnern um 4 Uhr Morgens aufstand, den Spaten zur Hand nahm und im Garten arbeitete. Niemand war von dieser Frohn ausgenommen, — alle seine Verbannungsgenossen, Montholon, Bertrand, Marchand, bis zu den letzten Dienern, selbst die Chinesen arbeiteten unter seiner Leitung. Diese Beschäftigung brachte eine Veränderung in die Einförmigkeit des Exils und gefiel Allen, weil sie sahen, daß sie ihrem Herrn wohl bekam und ihn unterhielt. In der That war schon in einigen Tagen Besserung ersichtlich. Bereits seit längerer Zeit hatte Napoleon das militärische Kleid abgelegt und davon nur noch die weißen Beinkleider und die seidenen Strümpfe behalten, worüber er einen Civilrock trug; nun aber legte er das Pflanzerkostume an. Mit einem indischen, leichten, weißen Stoff bekleidet, auf dem Haupte einen Strohhut, in der Hand einen

Stock, dirigirte er die Arbeiten. Seine erste war eine Schutzmauer, welche er aus Erde und Rasen gegen den Südostwind aufführte und bald so hoch gedieh, um den Garten, sowie sogar das Haus gegen diesen abscheulichen Wind zu decken. Alsdann pflanzte er Bäume, Citronenbäume und eine Eiche, diesen von ihm so sehnlichst gewünschten Baum, welcher allein auch den von seinen ruhmvollen Händen angelegten Garten überlebte. Da das Wasser fehlte, so ließ er dasselbe aus einem Reservoir, das Sire Hudson Lowe am Fuße des Pic de Diane hatte bauen lassen, herbeileiten. Dieses bedeckte den Garten bald mit Grün. Napoleon erhielt in kurzer Zeit Gemüse und es machte ihm großes Vergnügen, es auf seine Tafel zu bekommen. Sire Hudson Lowe, benachrichtigt von dem neuen Geschmacke seines erhabenen Gefangenen, ließ ihm Pflanzen, Instrumente und Arbeiter anbieten. Napoleon nahm einen Theil der Anerbietungen des Gouverneurs an und nach Verlauf von zwei Monaten hatte sein Garten, Dank seinen und seines ganzen Hauses Anstrengungen, ein ganz neues Ansehen gewonnen und mit ihm er selbst, in Bezug auf Befinden und Humor.

Durch diese körperlichen Arbeiten erlangte er auch wieder mehr Spannkraft des Geistes und begann an den Abenden wieder zu diktiren. Sein erstes Werk war jetzt das Leben Cäsars. Ferner versah er das Werk Fleury's von Chabulon über „die hundert Tage" das Werk eines von guten Intensionen erfüllten jungen Mannes, der nur oft über etwas sprach, was er nicht wußte oder nicht verstand, mit Noten voll Rücksicht für den Schriftsteller. Auch noch mit einem ernsten

Werke beschäftigte er sich, nämlich dem des von General Rogniat, „Ueber die Prinzipien des Krieges.“ Dieser war einer der bedeutendsten Genie-Officiere; aber als ein wenig gerechter, übelwollender Geist, verunzierte er seine militärischen Eigenschaften. Sein Werk war größtentheils chimärisch und bildete eine ungroßmüthige Handlung gegen Den, welchem er mit Unterthänigkeit gedient und den er heute ohne Schonung verläumdete. Napoleon empfand in Bezug auf dieses Buch, ohne über seinen Ruhm beunruhigt zu werden, einen heftigen Zorn. „Wenn der große Friedrich lebte,“ sagte er, „und meine Feldzüge kritisirte, so würde ich ihm in jedem Falle darauf antworten; aber diese Leute hier,“ fügte er hinzu, indem er Rogniat und einige Andere meinte, „können mich nicht in Unruhe versetzen.“ Obgleich er den General Rogniat in dieser Weise behandelt, würdigte er ihn durch seine Noten dennoch der Ehre einer Antwort, wodurch dessen Werk eine Unsterblichkeit erhielt, die ihm ohne die Beigaben nicht geworden wäre. — Napoleon hat in diesen Noten, in einem durch seine Klarheit, Fassung und Kraft ausgezeichneten Style, die Prinzipien seiner Kunst bis in die geringfügigsten Einzelheiten verfolgt und auf einigen Seiten das Wesentlichste der Kriege der gefeiertsten Feldherrn angefügt.

Aber diese Arbeit war das letzte Aufflackern seines Genie's und man kann sagen, seines Lebens. Nachdem er während einiger Monate eine besondere Thätigkeit entwickelt, nahm er gegen Ende der schönen Jahreszeit rasch ab. Von Neuem blieb er im Zimmer, ward traurig, träge an Körper und Geist und nahm sich nur noch Zeit, die Lebensbeschreibungen

Cäsars, Turenne's und Friedrichs des Großen zu beenden. Endlich gegen Schluß des Jahres 1820, als die Jahreszeit wieder besser ward, vermochte ihn selbst diese nicht mehr emporzurichten. Er machte sich keine Bewegung mehr, fühlte seine Beine wieder anschwellen, die Füße erkalten und den Magen beim Anblick von Speisen sich heben. Von dieser Zeit an zweifelte er nicht mehr an seinem nahen Ende und, das Bedauern, nicht Alles, was er zu schreiben beabsichtigt, vollenden zu können, abgerechnet, sah er den Tod mit einer Art von Befriedigung sich nähern.

Niemals hatte er ernstlich an eine Entweichung gedacht; auch war eine solche durch die Oertlichkeit und die Art der Bewachung unmöglich gemacht. Ein anderer und stärkerer Grund war der, daß er als tiefblickender Beobachter wahrgenommen, der Gang der Ereignisse habe sich der Art gestaltet, daß die Welt, seinen Ruhm keineswegs vergessend, aber an ihm vorüber, dahinschreite. Er betrachtete sich für immer von der Scene ausgeschlossen. Seine einzige Hoffnung war ein Aufenthaltswechsel gewesen. Aber obgleich er in England eine Aenderung der Geister bemerkte, so sah er doch den Triumph der Whigs noch nicht als nahe bevorstehend an und vermuthete auch nicht, daß sie gewillt wären, ihm die Freiheit zu schenken. Von Lord und Lady Holland hatte er die rührendsten Beweise von Zuneigung und Anhänglichkeit erhalten, denn diese edle Familie hatte gedacht, man könne den großen Gefangenen bewachen, ohne ihn zu quälen. Sie hatte ihm Bücher, Früchte und Weine geschickt, sowie, was ihm am süßesten war, die Ver-

sicherungen von Sympathie, welche ihm bewiesen, daß er nicht der Gegenstand des allgemeinen Hasses war.

Und so war der Tod seine einzige Hoffnung auf Befreiung. Derselbe hatte für ihn nichts Schreckhaftes, denn er sah in ihm den Freund, der ihm die Pforten des abscheulichen Gefängnisses von St. Helena öffnete.

Montholon war auf St. Helena geblieben, ohne den leisesten Wunsch laut werden zu lassen, seiner Familie folgen zu wollen. Aber diese Ergebenheit konnte doch nicht ewig dauern; er mußte über kurz oder lang zu den Seinen nach Europa zurückkehren. Die Bertrand's, immer thätig, aber traurig, hatten ebenfalls eine große Zahl Kinder zu erziehen und konnten diese Pflicht nicht länger vernachläßigen. Madame Bertrand hatte in der That Napoleon ehrfurchtsvollst angekündigt, daß sie aus diesem Grunde St. Helena bald verlassen werde. Weit entfernt davon, diesen Entschluß zu tadeln, ward er doch lebhaft davon ergriffen. Er sah ein, daß der Marschall auf einer so langen Reise seine Frau nicht allein lassen konnte, und er gestattete ihm einen Urlaub, dessen Dauer von den Umständen abhängen sollte. Obgleich die Familie Bertrand durch die kleine Entfernung, welche sie von Longwood trennte, sowie durch die Natur ihres Wesens weniger dazu beitrug, sein Leben angenehm zu machen, als die Montholons, so schätzte er doch die edle Redlichkeit des Marschalls, die Hochherzigkeit seiner Frau und empfand es schwer, die kleine Colonie bald auf Marchand und ihn allein beschränkt zu sehen. „Du hast keine Kinder zu erziehen,“ sagte er zu diesem,“ und wirst mir die Augen schließen. Du liest

mir vor, schreibst mir noch einige Zeilen — und dann — reisest Du. — Ich sehe, es ist Zeit, daß ich mich fortmache.

Endlich brach das Jahr 1821 an, welches für Napoleon das letzte seiner großen Existenz sein sollte. Zu Anfang Januar empfand er für einige Tage Besserung. „Es ist eine Frist von einer oder zwei Wochen,“ sprach er. — Er diktirte Marchand noch einige Seiten über Cäsar, und diese waren seine letzten. Zu dieser Zeit erfuhr man durch die Journale den Tod seiner Schwester Elisa. Er ward davon sehr erschüttert. Es war die erste Person seiner Familie, welche starb, seitdem er das Alter der Vernunft erreicht hatte. „Gehen wir!“ rief er, „sie zeigt mir den Weg, ich muß ihr folgen.“ Bald erschienen die bedrohlichen Symptome mit all ihrer Gewalt wieder. Napoleons Teint ward bleifarbig; sein Blick stets noch mächtig, die Augen aber eingefallen, die Beine geschwollen, die Extremitäten kalt und der Magen von einer Empfindlichkeit, daß er alle Speisen, mit einer schwärzlichen Materie vermischt erbrach. Der Monat Februar verfloß ohne die geringste Besserung. Keine Nahrung verdauend, schwächte der Kranke mehr und mehr ab. Ein heftiger Durst fing an, ihn zu quälen, der so langsame Puls hob sich und ward fieberhaft. Er wollte Luft haben und konnte deren Einwirkung nicht ertragen. Das Licht schmerzte ihn; er verließ die beiden kleinen Zimmer nicht mehr, in welchen seine Feldbetten aufgeschlagen waren und ließ sich von einem in das andere bringen. Er diktirte nicht mehr, aber er ließ sich Homer und die Kriege von Hannibal im Livius vorlesen, da ihm Polybius mangelte.

Der Monat März brachte noch einen ernsteren Zustand. Am 17. wünschte er frische Luft und ließ sich in eine Chaise bringen; aber kaum war er im Freien, so ward er ohnmächtig und mußte auf sein Bett zurückgebracht werden, auf welchem er nun auch sein Leben aushauchen sollte. „Ich bin nicht mehr der stolze Napoleon,“ sagte er, „den die Welt so oft zu Pferde gesehen. Die Monarchen, die mich verfolgen, können sich beruhigen, ich werde ihnen bald ihre Sicherheit wiedergeben.“ — Seine Getreuen verließen ihn nicht. Marchand und Montholon wachten Tag und Nacht an seinem Lager und er bezeugte ihnen hierüber eine außerordentliche Dankbarkeit. Der Marschall Bertrand hatte ihm angekündigt, daß weder er noch seine Frau abreisen würden und Napoleon dankte ihnen aus vollem Herzen. Jener bat zugleich für seine Frau um die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen. „Ich bin nicht gut zu sehen,“ erwiederte er, „ich werde Madame Bertrand empfangen, wenn ich etwas besser sein werde. Sagen Sie ihr, daß ich ihr für die Ergebenheit danke, die sie sechs Jahre in dieser Einsamkeit zurückgehalten.“

In diesem verzweifelten Zustande, nicht mehr ausgehen könnend, nur seine Freunde um sich sehend, unvermögend Licht und Luft zu ertragen, war er für seine Hüter durchaus unsichtbar geworden. Der unglückliche Hudson Lowe ward dadurch von solchem Schrecken ergriffen, daß er wirklich glaubte, diese schreckliche Krankheit und der Kummer, der auf allen Gesichtern der Bewohner von Longwood sich ausdrückte, könnte eine Finte sein, um die Absicht einer Entweichung zu verbergen.

Der diensthabende Officier, voll Rücksicht, hegte keinen Zweifel und suchte den Gouverneur von der Wahrheit der Krankheit zu versichern, sowie auch von der Unnöthigkeit eines Versuches den Leidenden dadurch, daß man ihn sehen wolle, zu quälen. Sire Hudson Lowe glaubte dieser Versicherung nicht, ebensowenig einer der Commissäre. Oestreich hatte Herrn von Sturmer zurückberufen, denn es sah wohl, daß England doch niemals sich seine Beute werde entschlüpfen lassen und befürchtete die Anwesenheit eines östreichischen Gesandten könne dazu dienen, es vor der öffentlichen Meinung hinsichtlich der übeln Behandlung, welche dem Schwiegersohne Franz des II. widerfuhr, verantwortlich machen. Herr von Balmain hatte die Tochter Sire Hudson Lowe's geheirathet und theilte im Allgemeinen dessen Ansichten. Herr von Montchenu, der französische Commissär, wünschte sehnlichst sich Gewißheit von der Gegenwart des Gefangenen zu verschaffen und verlangte, daß man die nöthigen Mittel anwende, um aus diesem Zweifel zu kommen. Unter diesem Einflusse befahl also Sire Hudson dem diensthabenden Officier, die Thüre des Kranken nöthigenfalls gewaltsam zu öffnen und sich von seiner Gegenwart zu überzeugen, denn es waren bereits 14 Tage, daß man ihn nicht mehr gesehen. Dieser benahm sich mit äußerster Delikatesse und theilte Marchand und Montholon seine Verlegenheit mit, indem er ihnen erklärte, er werde den Befehl, die Thüre Napoleons gewaltsam zu öffnen, nicht ausführen, aber er beschwor sie, ihm Gelegenheit zu verschaffen, Napoleon zu sehen. — Montholon verständigte sich mit dem Officier, stellte denselben an ein Fenster und öff-

nete dasselbe in einem Augenblicke, als Napoleon von einem Bette in das andere getragen wurde. Der Offizier sah sein edles, abgemagertes, durch den nahen Tod schon entfärbtes Gesicht und beeilte sich, dem Gouverneur schriftlich anzuzeigen, daß man in Longwood keineswegs eine unwürdige Komödie spiele. —

Kaum war dieser unglückliche Gouverneur von einer Furcht befreit, so bemächtigte sich seiner eine andere. Nachdem er eine Entweichung nicht mehr zu fürchten hatte, warf er sich vor, den Kranken ohne Hilfe gelassen zu haben. Er drang darauf, dem Dr. Antomarchi noch einen Arzt der Insel beizugeben, wodurch er sich einen ständigen Zeugen für die Gegenwart Napoleons, fortwährende Nachricht über dessen Krankheit verschafft hätte und er Europa gegenüber vor dem Vorwurfe geschützt gewesen wäre, den Leidenden ohne die Hilfe der Kunst gelassen zu haben. Dr. Antomarchi verlangte um seiner selbst willen, daß man noch einen oder zwei Aerzte zu Rathe zöge. Aber Napoleon verweigerte dieses; doch gab er endlich dem Zureden seiner Freunde nach und willigte ein, daß ein allgemein geachteter Arzt des 20. Regiments gerufen werde. Er empfing ihn wohlwollend, äußerte jedoch in Bezug auf seinen Zustand, was er zu allen Andern gesagt, nämlich: derselbe gleiche einer verlornen Schlacht; — schien seinen Rath anzunehmen, befolgte ihn jedoch nicht, äußernd, er wolle in Ruhe sterben.

So war man bei den letzten Tagen des April angelangt, sein nahes Ende voraussehend. Er entschloß sich nun sein Testament zu machen. — Es blieben ihm etwa vier Millionen bei Laffitte; sodann die

Interessen dieses Kapitals und einige Reste einer dem Prinzen Eugen anvertrauten Summe. Von dieser hatte er zwei- oder dreimalhunderttausend Franks durch Las Cases's Vermittelung, als dieser nach Europa zurückgekehrt war, genommen und sich auf diese Weise die dreimalhundertfünfzigtausend Francs in Gold, welche er nach St. Helena mitgebracht, erhalten können. Diese vertheilte er unter Montholon, Bertrand, Marchand und seine übrigen Diener, um ihnen die Mittel zur Rückkehr nach Europa und ihre ersten Einrichtungen daselbst zu verschaffen. Von den ungefähr 4 in Frankreich gebliebenen Millionen überließ er zwei an Montholon, um diesem eine sorgenfreie angenehme Zukunft zu sichern; sieben- oder achtmalhunderttausend der Familie Bertrand, und ungefähr fünfmalhunderttausend an Marchand. Unter Anderem schenkte er Letzterem noch das Diamanten-Collier der Königin Hortense und gab denselben, aus Anerkennung seiner sich niemals verläugnenden Ergebenheit, Montholon und Bertrand als Testamentsvollstrecker bei. Seine übrigen Diener erhielten, je nach ihrer Stellung, Legate, um nach seinem Tode eine gesicherte Existenz zu haben. Obgleich nur mittelmäßig mit d'Antomarchi zufrieden, bestimmte er demselben hunderttausend Francs als Belohnung seiner Sorgfalt; dachte auch an Abbé Vignale, der von den beiden Priestern allein auf St. Helena geblieben war und vergaß sogar seine chinesischen Domestiken nicht, die ihm gut gedient. Nachdem er in dieser Weise für Jeden nach seinen Mitteln gesorgt, ließ er sämmtliche Werthgegenstände zusammenbringen, welche zu theuren Andenken wurden. Durch das Testament verfügte er auch in dieser Hinsicht zu

Gunsten seines Sohnes, seiner Mutter, seiner Schwestern und Brüdern; auch Lady Holland wurde bedacht und erhielt eine seiner Tabatieren. Diesen Legaten fügte er noch einige Worte der Zuneigung für Maria Louise bei. Er trug sich nicht mit Illusionen bezüglich dieser Fürstin, aber er ehrte in ihr die Mutter seines Sohnes. —

Diese Verfügungen nahmen einige Tage in Anspruch, mehrmals unterbrochen durch Leiden und Ermüdungen des Scheidenden. Als man endlich damit zu Ende gekommen, ließ er, treu seinem Ordnungsgeiste, ein Protokoll über das den Executoren eingehändigte Testament, sowie all sein Besitzthum aufnehmen, damit nach seinem Tode sich kein Streit erheben könne. Noch befahl er an, daß man sein Leichenbegängniß nach den Gebräuchen der katholischen Kirche begehe, und daß der Speisesaal, in welchem man ihm die Messe gelesen, zu einer Kapelle für seinen Katafalk umgewandelt würde. Dr. Antomarchi, welcher diese an Abbé Vignale gerichteten Vorschriften hörte, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Napoleon fand daß dies Mangel an Rücksicht gegen seine Autorität, ihn selbst und seinen Tod sei. — „Junger Mann"! sagte er ihm im strengen Tone, „Sie haben vielleicht zu viel Verstand, um an Gott zu glauben, aber ich bin noch nicht bis zu dieser Höhe gelangt; — — — nicht Jeder ist Atheist der es sein will". — Diese ernste Lehre, in edlen Ausdrücken, des großen Sterbenden würdig, brachte den jungen Arzt in Verlegenheit; er ergoß sich in Entschuldigungen und bekannte sich zu den moralisch gesundesten Glaubenslehren. —

Die Todesvorbereitungen hatten Napoleon er-

schöpft und sein Ende beschleunigt. — Nichtsdestoweniger fühlte er sich sehr getröstet, seine Angelegenheiten geordnet und die Zukunft seiner Genossen nach seinen Mitteln gesichert zu sehen. Dem Tode mit ebensoviel Würde als Anmuth entgegenlächelnd, sagte er zu Montholon und Marchand, die ihn nicht mehr verließen: „Nachdem man so gut seine Angelegenheiten geordnet, wäre es wirklich schade, nicht zu sterben.“ —

Das Ende des Aprilmonats war herangekommen und mit jedem Augenblicke ward das Uebel schmerzhafter und bedrohlicher. Die Krämpfe, das Erbrechen, das Fieber, und heftiger Durst hörten nicht auf. Napoleon nahm von Zeit zu Zeit etwas frisches Wasser, das man am Fuße des Pic de Diane gefunden, worauf er stets einige Erleichterung fühlte.

„Ich wünsche“ sagte er, „an den Ufern der Seine begraben zu werden, wenn dies möglich ist, oder zu Ajaccio, auf dem Erbe meiner Familie, oder endlich, wenn meine Gefangenschaft sich auch noch auf meinen Leichnam erstrecken sollte, an der Quelle, welcher ich ein wenig Erleichterung verdanke.“ — Man versprach ihm dies unter Thränen, denn es war nicht mehr nöthig, ihm seinen Zustand zu verbergen, da man sah, daß er ihn so genau kannte. „Ihr kehret nach Europa zurück“ sagte er zu seinen Freunden,“ und zwar mit dem Widerschein meines Ruhmes und der Ehre einer edlen Ergebenheit. Ihr werdet angesehen und glücklich sein. Ich will mich mit Kleber, Desaix, Lannes, Masséna, Bessières, Duroc und Ney widervereinigen! — — — Sie werden mir entgegenkommen — — sie werden noch einmal den

Rausch des irdischen Ruhmes empfinden — — wir werden von unsern Thaten sprechen — uns über unser Handwerk mit Friedrich, Turenne, Condé, Cäsar, Hannibal unterhalten — —!“ Alsdann innehaltend, fügte er mit eigenthümlichem Lächeln hinzu: „Es müßte denn sein, daß man dort oben, wie hier unten Furcht davor hat, so viel Militär beisammen zu sehen.“ Dieses leichte Gerede, untermischt mit feierlicher Sprache, bewegte lebhaft alle Anwesenden. — Am ersten Mai schien der Todeskampf sich einzustellen und die Leiden wurden fast unausgesetzt. Am 2. und 3. ward Napoleon vom Fieber verzehrt und eine Beute der heftigsten Krämpfe. Sobald das Leiden ihm nur einigermaßen Ruhe gönnte, so erfrischte sich augenblicklich sein Geist wieder und eben so oft kehrte die Heiterkeit zurück, als solche freiere Momente eintarten. In einem derselben diktirte er unter der Ueberschrift: „Ein erster und zweiter Traum“ zwei Noten zur Vertheidigung Frankreichs im Falle eines feindlichen Einbruchs. Am dritten begann das Delirium nnd unter den abgebrochenen Sätzen unterschied man folgende Worte; „Mein Sohn! — — die Armee — Desaix!“ Es schien, als habe er eine letzte Vision von der Schlacht bei Marengo, die durch Desaix wiedergewonnen wurde. Am 4. währte der Todeskampf ohne Unterbrechung und das edle Gesicht des Helden drückte grausame Qualen aus. — Die Witterung war schrecklich, denn die schlechte Jahreszeit auf St. Helena war eingetreten. Windstöße und Regen entwurzelten einige der jüngst gepflanzten Bäume. Endlich, am 5. Mai, zweifelte man nicht mehr, daß das Ende dieses außerordentlichen Daseins herangekommen. Alle

Diener Napoleons um sein Lager knieend, spähten auf die letzten Funken seines Lebens. Unglücklicher Weise wurden diese zugleich die Anzeichen des schwersten Leidens. Die außerhalb des Zimmers harrenden englischen Offiziere vernahmen mit ehrfurchtsvoller Theilnahme, was die Diener ihnen über den nun unausgesetzten Todeskampf berichteten. Gegen Ende des Tages nahmen die Schmerzen mit dem Leben ab, das Erkalten ward allgemein, — der Tod begann, sich seines glorreichen Opfers zu bemächtigen. Das Wetter war wieder ruhig und heiter geworden. Um 5 Uhr 45 Minuten, gerade in dem Augenblicke, als die Sonne sich in die leuchtenden Fluthen tauchte und die englische Kanone das Zeichen zur Retraite gab, merkten die zahlreichen Zeugen, welche den Sterbenden beobachteten, daß er nicht mehr athmete und schrieen auf: „Er ist todt!“ Sie bedeckten seine Hände mit ehrfurchtsvollen Küssen und Marchand, welcher den Mantel, den der erste Consul bei Marengo getragen, mit nach St. Helena gebracht, breitete diesen über den Körper und ließ nur den edlen Kopf unbedeckt.

Den Convulsionen des Todeskampfes, die stets so peinvoll anzusehen sind, war eine majestätische Ruhe gefolgt. Dieses Gesicht von so seltener Schönheit zu der Magerkeit seiner Jugend zurückgekehrt, seine Gestalt von dem Mantel von Marengo umhüllt, schien Allen, welche ihn betrachteten, den General Bonaparte in seinem vollsten Glanze wieder vorzuführen.

Der Gouverneur und der französische Commissär wollten sich an diesem Anblick weiden und zeigten vor

diesem Tode, ebenso außerordentlich als das Leben, welches er schloß, den ihm schuldigen Respekt.

Gemäß der Instruktionen Napoleons ward seine Sektion vorgenommen, welche ergab, daß ein Magenkrebs die Hauptursache seines Todes gewesen. Die Leber war leicht angetrieben, was zwar wenig entscheidend aber doch bestätigend war, daß das Klima einen gewissen Einfluß auf seine Gesundheit ausgeübt. Unstreitbar ist, daß der Kummer, die versteckte Verzweiflung und der Mangel an Bewegung den Verlauf der Krankheit beschleunigt und sein Leben um eine Reihe von Jahren verkürzt hatten. Die weitere Untersuchung seines Körpers ergab mehrere Blessuren; einige leichte und drei von Bedeutung; unter diesen befand sich die erste am Kopfe, die zweite am Ringfinger der linken Hand und die dritte am linken Schenkel; letztere war sehr tief und rührte von einem Bajonettstich während der Belagerung von Toulon her, sie war die einzige, welche historisch bezeichnet werden konnte. — Aus den Messungen und der genauen Beschreibung des Leichnams ging hervor, daß Napoleon 5 Fuß 2 Zoll groß war. (Franz. Fuß.)

Sein Körper war in allen seinen Theilen wohlproportionirt; Füße und Hände bemerkenswerth durch die Regelmäßigkeit ihrer Form; die Schultern breit, die Brust sehr ausgebildet, der Hals etwas kurz, aber fest und gerade das vielumfassende Haupt tragend, das mit dem Innern am meisten übereinstimmende, unter allen Häuptern, von welchen die anatomische Wissenschaft die historische Existenz zu constatiren vermochte; endlich ein Antlitz, dessen Anblick der Tod respektirte, dem seine Zeitgenossen ein unauslöschliches Andenken

bewahrt und von dem die Nachwelt, es mit den berühmtesten antiken Büsten vergleichend, sagen wird, daß es eines der schönsten gewesen, das Gott zum Ausdrucke des Genie's gegeben. Sein reiches Leben, das Jahrhunderte zusammen zu fassen schien, hatte nur zweiundfünfzig Jahre gedauert. Montholon und Marchand hatten ihn mit der Uniform bekleidet, welche er am liebsten trug, nämlich jener der Chasseures de la Garde und ihm den kleinen Hut gegeben, welcher sonst stets sein mächtiges Haupt bedeckt. — Ein einziger Priester und einige Freunde beteten mehrere Tage bei dem Entseelten. Auffallender Contrast, (dem Ende der ganzen Laufbahn angemessen) diese tiefe Einsamkeit um den Mann her, den die Welt schmeichelnd umgeben hatte!

Zum Ruhme der englischen Soldaten muß man sagen, daß, so lange als der Sarg ausgestellt blieb, sie nicht aufhörten, vor demselben auf und ab zu defiliren. Endlich, als das Grab, das ihn aufnehmen sollte und das nahe bei der Quelle, welcher er Erleichterung verdankte, gegraben wurde, fertig war, trugen ihn seine Freunde, gefolgt vom Gouverneur, dem Generalstab der Insel, den Soldaten der Garnison und den Flotten-Matrosen an den Ort, wo er ruhen sollte bis zu dem Tage, an welchem er, seinem Wunsch zufolge, an die Ufer der Seine verbracht werden sollte. Die englischen Soldaten ließen über dem Entseelten die letzten Kanonen lösen, und seine Verbannungsgenossen, nachdem sie an dem Grabe gekniet, welches soeben die Hülle des größten menschlichen Daseins seit Cäsar und Karl dem Großen, aufgenommen, bereiteten sich vor, nach Europa zurückzukehren. Um die

lange Folge von Lehren, welche sich aus diesem Grabe ziehen lassen, zu schließen, fügen wir noch bei, daß sie überall, selbst in England mit Interesse aufgenommen wurden und der unglückliche Hudson Lowe als einfacher Vollstrecker des Willens seiner Regierung von seinen Landsleuten mit Kälte, seinen Ministern mit Undank, von seinen Freunden mit Verlegenheit empfangen wurde. Ewige Gerechtigkeit dort oben! schon ersichtlich hienieden! Napoleon hatte auf St. Helena die Qualen, welche er der Welt verursacht, abgebüßt und Diejenigen, welche beauftragt waren, ihn zu strafen, büßten das Unrecht, den Ruhm und das Genie nicht respektirt zu haben.

Bevor wir diese Geschichte enden, müssen wir um Verzeihung bitten, daß dieselbe so lang geworden; aber in Betracht der Unermeßlichkeit der Begebenheiten, war dies nicht anders möglich. Es bleibt nun nur noch übrig, uns über die außerordentliche Persönlichkeit auszusprechen, welche jene ganz erfüllte, sowie über das Urtheil der Nachwelt, und zwar in der Weise, wie dies einem Manne zukömmt, der sich zum Dolmetscher aufgeworfen. Dieser Mann, wäre er auch noch so gerecht, auch so erleuchtet, wie je einer künftig, wird nicht die Prätension, wohl aber den Wunsch haben, es zu sein.

Napoleon ward geboren mit einem geraden, durchdringenden, vielumfassenden, universellen und besonders raschen Geiste und mit einem Charakter ebenso rasch wie dieser. Immer, in allen Dingen, ging er gerade und ohne Umschweife auf das Ziel los. Handelte es sich um ein Urtheil, so fand er im Augenblicke das peremtorische Argument; in einer Schlacht entdeckte er

das entscheidende Manœuvre; bei ihm war Erfassen, Wollen, Handeln ein einziger untheilbarer Akt von unglaublicher Raschheit, so daß zwischen Gedanken und Ausführung kein Augenblick für Nachdenken und Entschließen verloren ging. Hätte er eine Civilcarriere betreten, in welcher man nur zu einem Ziele gelangt, wenn es Einem gelingt, die Menschen zu überzeugen, indem man sie für sich gewinnt, so wäre er vielleicht beflissen gewesen, sich zu mäßigen, die Bewegungen seines gewaltigen Innern zu zügeln; aber in das Waffenleben geworfen und für diese die souveraine Fähigkeit mitbringend, mit einem Blicke zu erkennen, was zum Siege nöthig, erreichte er mit dem ersten Anlaufe die Oberherrschaft über Italien, mit dem zweiten, über die französische Republik und mit dem dritten, über ganz Europa. War es nun zu verwundern, daß dieser von Natur aus so rasche, durch den Sieg aber noch rascher gewordene Charakter, jetzt ungestüm, heftig, barsch und herrschsüchtig und absolut in seinem Willen ward. Wenn außer dem Schlachtfelde er sich mit Civilangelegenheiten beschäftigte, so geschah dies im Staatsrathe und selbst hier entschied er die Fragen mit einem Scharfblicke, einer Sicherheit des Urtheils, welche sein Auditorium in Erstaunen setzten und unterwarf, einige sehr seltene Fälle ausgenommen, bei welchen die Unzulänglichkeit seines fachlichen Wissens, manchmal auch die Leidenschaft, ihn einen Augenblick irren ließ, jede Gegenmeinung.

Uebrigens, seine Geschichte verfolgend, sieht man nicht sogleich und vollständig diese hochfahrende und herrschbegierige Natur sich entfalten. Mager, finster, wortkarg, selbst traurig in seiner Jugend, traurig durch

den zurückgedrängten Ehrgeiz, der sich verzehrt bis zu dem Augenblicke, in welchem er sich nach Außen Bahn bricht und beim Ziele der Wünsche anlangt. Er gewinnt nach und nach Vertrauen zu sich selbst, zeigt sich manchmal absprechend, wie eben ein junger Mann, bleibt aber nichtsdestoweniger mürrisch, bis sich Bewunderung um ihn her kund gibt; alsdann wird er offener, heiterer, fängt an zu sprechen, verliert seine charakterisirende Magerkeit und erweitert sich — mit einem Worte gesagt. Consul auf Lebenszeit, Kaiser, Sieger von Marengo und Austerlitz, hielt er wenig mehr an sich (doch immer noch einigermaßen) und scheint auf dem Gipfel seiner Charakterbildung angekommen, hat alsdann Halb-Embonpoint und strahlt von einer regelmäßigen, männlichen Schönheit. Sobald die Völker sich ihm unterwarfen, deren Herrscher vor ihm sich beugen sehend, rechnet er nicht mehr, weder mit den Menschen noch mit der Natur. Er wagt Alles, unternimmt Alles, sagt Alles, wird heiter, vertraulich, nicht mehr maßhaltend in der Sprache, entfaltet sich vollständig, physisch und moralisch, erreicht ein außerordentliches Embonpoint, was aber seine olympische Schönheit in nichts vermindert, bewahrt in einem volleren Gesichte den Feuerblick und wenn von diesen Höhen, auf welchen man gewöhnt ist, ihn zu sehen, zu bewundern, zu fürchten und zu hassen, er herabsteigt, um zu lachen, zutraulich, ja selbst volksthümlich zu werden, steigt er mit einem Male wieder empor, indem er es versteht, seine Größe abzulegen, ohne dieselbe zu compromittiren. Und wenn man endlich ihn für weniger thätig oder weniger unternehmend hält, weil sein Körper an Gewicht zugenommen, oder das Glück aufhört, ihm zu lächeln,

schwingt er sich, feuriger als jemals, auf sein Schlachtpferd, beweisend, daß für seine glühende Seele die Materie kein Gewicht und das Unglück ihn nicht niederzuschlagen vermag.

Dies war also die außerordentliche Natur in ihrer allmähligen Entwicklung. Betrachtet man Napoleon in Bezug auf seine moralischen Eigenschaften, so ist er schwieriger zu beurtheilen, weil die Gutherzigkeit bei einem Soldaten, der gewöhnt, den Boden mit Leichen zu bedecken, die Freundschaft bei einem Manne, der niemals seines Gleichen um sich hat, die Redlichkeit bei einem Potentaten, welcher Herr der Schätze der Welt war, nicht leicht zu entdecken ist. Uebrigens so außer aller Regel auch dieser Sterbliche war, so ist es doch nicht unmöglich, sich hie und da gewisser Züge seiner moralischen Physiognomie zu bemächtigen.

Raschheit in allen Dingen war der Grundzug seines Charakters, er loderte heftig empor, kehrte jedoch mit Leichtigkeit wieder zurück, als ob er sich seiner Hitze schämte, sogar lachend, wenn er es konnte, ohne sich dadurch zu vergeben, und den Officier, den er durch einen Zornesausbruch in Verzweiflung gebracht, schmeichelnd mit Stimme oder Bewegung zurückrufend. Manchmal war sein Zorn auch nur scheinbar, um die ihrer Pflicht Ungetreuen einzuschüchtern.

Sobald er aufhörte zu commandiren, ward er sanft, einfach, umgänglich und von derjenigen Billigkeit eines großen Geistes, welcher die Menschheit kennt, ihre Schwächen zu beurtheilen versteht und diese ihr verzeiht, weil er sie unvermeidlich weiß. Auf St. Helena, alles Glanzes entkleidet, unvermögend noch für

irgend Jemand etwas zu thun, auf seine Unglücksgenossen nur noch durch seinen Geist und Charakter wirkend, hörte Napoleon nicht auf, sie in absoluter Weise zu beherrschen; machte sie sich durch eine unveränderliche Güte geneigt und zwar bis zu einem Grade, daß sie, die den größten Theil ihres Lebens ihn gefürchtet, ihn nun liebten. — Auf dem Schlachtfelde hatte er sich, man kann sagen eine erschreckende Gefühllosigkeit angeeignet, so daß er ohne bewegt zu werden, den Boden mit hunderttausend Leichen bedeckt sehen konnte; denn niemals hatte das Kriegsgenie das Blutvergießen so weit getrieben. Aber diese Gefühllosigkeit war, wenn man so sagen darf, Profession. — In der That, oft, wenn Napoleon das Schlachtfeld mit allen Schrecken des Krieges erfüllt hatte, durcheilte er dasselbe am Abende, um die Blessirten aufnehmen zu lassen, stieg oft vom Pferde, um sich zu versichern, ob nicht in einem oder dem andern derselben noch Leben wäre. Bei Wagram bemerkte er auf diese Weise einen schönen jungen Mann in Kuirassiers-Uniform auf der Erde liegend, dessen Gesicht fast ganz von einer Blutkruste bedeckt war. Er sprang eiligst vom Pferde, hob den Kopf des Verwundeten, stützte ihn mit seinem Knie und noch Leben bemerkend, sagte er lächelnd: „Er wird zu sich kommen, er ist so gut wie gerettet“. — Dies sind nicht Aeußerungen einer erbarmungslosen Seele.

Geordnet bis zum Geiz, sich um einen Centime mit dem Zahlungspflichtigen streitend, streute er Millionen an Diener, Freunde und Unglückliche aus. Entdeckte er, daß einer seiner alten Gefährten in Egypten, z. B. ein ausgezeichneter Gelehrter in Noth war

ohne es ihm zu sagen, so sandte er ihm beträchtliche Summen und beklagte sich, daß man die Dürftigkeit vor ihm geheim gehalten. Im Jahre 1813, nachdem er alle seine Mittel erschöpft, erfuhr er, daß eine Dame von vornehmer Geburt und ehemals großem Reichthum fast des Nöthigsten entbehre, er sandte ihr 24,000 Frcs. Pension auf seine Cassette; und als man ihm sagte, daß die Dame bereits 80 Jahre zähle, rief er: „Arme Frau! man zahle ihr vier Jahre voraus!" Dies sind keine Züge einer Seele ohne Güte. —

Da ihm wenig Zeit für seine Privatneigungen übrig war, sie selbst unterdrückend in Folge der Entfernung, in welcher er von den Menschen stand, attachirte er sich nichtsdestoweniger mit der Zeit und zwar stark, nachsichtig und milde fast bis zur Schwäche, an die, welche er liebte. So konnte er in Bezug auf die ihm Zunächststehenden, oft durch deren Prätensionen gereizt und sich alsdann hart zeigend, keine kummervolle Miene dulden und that, um sie zufrieden zu sehen, oft Etwas, wovon er wußte, daß es nicht gut war. Für Josephine eine Achtung hegend, welche durch deren Leichtsinn sich mit der Zeit minderte, bewahrte er derselben dennoch selbst nach der Scheidung eine tiefe Zärtlichkeit. Er weihte Duroc einige Thränen, verbarg aber dieselben als eine Schwäche.

Was seine Redlichkeit betrifft, so ist es schwer dieselbe bei einem Manne zu zeichnen, der, kaum zum Commando gelangt, über unermeßliche Reichthümer zu verfügen hatte. Als Obergeneral der italienischen Armee und Herr der Schätze dieser Gegenden, versah er jene vor Allem mit Ueberfluß, sandte davon an die Rheinarmee, um auch diese aus ihrem Elende zu

ziehen und behielt nur soviel für sich um ein kleines Haus in der Rue de Victoire zu kaufen, das ein Jahresgehalt zu bezahlen genügt hätte. Wäre er in Egypten geblieben, so würde seine Wittwe ohne Vermögen gewesen sein. War dies nun Seelenstolz, Verachtung der gewöhnlichen Annehmlichkeiten des Lebens, oder Redlichkeit? Es war das Letztere; denn wo immer er diese Tugend traf, fühlte er sich hingezogen und gefiel sich in der Gesellschaft ihrer Verehrer, was er denselben durch lebhafte Bezeugungen von Anerkennung kund gab. —

Er war mäßig, gab fast nichts auf Befriedigung der Sinne, ohne keusch zu sein, ward nie auf einer Ausschweifung betreten, brachte (außer den Prunkmalzeiten) nur wenige Augenblicke an der Tafel zu. Er schlief auf hartem Lager mit einem Körper, mehr schwach als stark gebaut und ertrug Beschwerden ohne sie gleichsam zu bemerken, denen die stärksten Soldaten unterlagen; er war zu Allem fähig, wenn seine Seele im Verfolgen großer Dinge erregt war. Er that mehr als der Gefahr nur zu trotzen — er dachte nicht an sie, suchte sie weder auf, noch vermied er sie, und befand sich überall, wo seine Gegenwart nothwendig war, um zu sehen, zu dirigiren und zu kommandiren. Wenn dies der Charakter des Soldaten war, so war der des Feldherrn in ihm noch ein weit außerordentlicher. Niemals ward mit mehr Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und Strenge ein Kommando geführt. War er manchmal aufbrausend, selbst zornig, so stand Alles gut, wie die an sein Wesen gewöhnten Offiziere sagten. Von dem Augenblicke an, da die Gefahr ernster schien, ward er ruhig, sanft,

ermuthigend, und zeigte eine vollkommene Heiterkeit, in Folge der Gewohnheit, sich in den schwierigsten Lagen seines Lebens zu beherrschen, die Tragweite der Gefahr zu berechnen, das Mittel zu finden, derselben zu entgehen und so das Geschick zu zwingen. —

Wenn man in den Hauptzügen dieses Charakters einen besonders hervorleuchtenden findet, so ist dies ein Nichtmaßhalten des Geistes. Ein Wunder an Genie und Leidenschaft, in das Chaos einer Revolution geworfen, entwickelt Napoleon sich darin, beherrscht sie, substituirt sich ihr und nimmt von derselben die Energie, die Verwegenheit und die Maßlosigkeit an. Auf Leute folgend, die vor Nichts zurück geschreckt, weder in der Tugend noch im Laster, weder im Heroismus noch in der Grausamkeit, umgeben von Menschen, die ihren Leidenschaften nichts verweigert, versagt er auch den seinigen nichts. Sie wollten aus der Welt eine allgemeine Republik machen, — er eine Universalmonarchie; sie haben ein Chaos geschaffen, er macht daraus eine fast tyrannische Einheit; sie haben Alles in Unordnung gebracht, er ordnet Alles; sie wollten den Herrschern trotzen, er entthront sie, sie tödteten auf dem Schaffot, er auf dem Schlachtfelde, aber das Blutvergießen hinter dem Ruhme verbergend. Er opfert mehr Menschen als jemals die asiatischen Eroberer geopfert und auf dem beschränkten, mit Widerstand leistenden Völkern bedeckten Boden Europas, durcheilt er eine größere Strecke, als die Tamerlan's und die Dschengiskahniden in den Steppen Asiens durcheilt.

Hieraus geht hervor, daß dieser große Feldherr, dieser weise Gesetzgeber und dieser vollendete Admini-

strator in der Politik der thörichtste war, wenn Alexander nicht existirt hätte. Verlangte die Politik nur Geist, so würde er die raffinirtesten Staatsmänner übertroffen haben; aber die Politik besteht noch in mehr Charakter als Geist, und hierin hat er gesündigt. Als er noch jung war und die Welt noch nicht sich unterworfen hatte, war er genöthigt und resignirt die Hindernisse in Betracht zu ziehen. Er zeigte sich ebenso schlau, ebenso fein und geduldig wie jeder Andere. Im Jahre 1796 mit einer kleinen Armee nach Italien gehend, und seine Aufgabe die war, die Völker für sich zu gewinnen, beschützte er die Priester und schonte die Fürsten, was auch die Republikaner in Paris sagen mochten. Als er sich in den Orient begab, woselbst er die Antipathie der Muselmänner zu befürchten hatte, suchte er die arabischen Scheiks an sich zu ziehen, ließ sie seine Bekehrung hoffen, unbekümmert um das Urtheil der Frommen in Paris, und siehe, es gelang ihm sie für sich zu gewinnen. Später, sich einem durchaus verschiedenen Werke, dem Concordate widmend, befließ er sich einer Mischung von Gewandtheit und Energie, um die Vorurtheile und was noch mehr als dies war, die der Philosophen zu besiegen. Wie viel Feinheit, Kunst, Beharrlichkeit und Kraft er hiebei entwickelte, haben wir früher erzählt; hieraus läßt sich sein politisches Genie erkennen. Aber damals war er noch nicht der Herr. Allmächtig geworden, hielt er nicht mehr an sich und blieb ihm bei der Politik nur noch der Geist, der Charakter derselben war verschwunden. Zu seiner Entschuldigung aber mag dienen, daß die französische Revolution, die noch in seinem großen Geiste wirkte, sowie die Macht der

Verhältnisse ihn zu keiner ruhigen Politik kommen ließen. —

Um unserer Aufgabe gerecht zu werden, wollen wir ihn noch als Gesetzgeber, Administrator und Feldherr betrachten.

Die wahre Schule, in welcher sich Napoleon als Organisator bildete, war der Krieg. Ueber die Apeninnen mit seinen tapfern, aber fast vor Hunger sterbenden Soldaten setzend, war seine erste Sorge, die Reichthümer Italiens für seine Heere zu verwenden, wobei er mit strenger Redlichkeit verfuhr. — In Egypten, woselbst die vernachläßigten Quellen ebenso in Fülle floßen, wie in Italien, versah er die Soldaten mit dem Nöthigen, indem er das Land aufrief, das er von den Erpressungen der Mameluken und den feindlichen Einfällen der Araber befreite. Da er von seinem Vaterlande kein Kriegsmaterial erhalten konnte, so hatte er selbst in einigen Monaten Pulver, Flinten, Kanonen und Tuch fabriciren lassen, Alles, was ihm in dieser fernen Gegend fehlte. Eine der Plagen Egyptens waren die feindlichen Einfälle der Beduinen. Eines Tages, als er eine Karavane vorüber ziehen sah, hielt er sie einen Augenblick an, ließ einen, zwei oder drei Infanteristen mit ihren Lebensmitteln und Patronen ein Kameel besteigen und rief, als dies geschehen: „Nun sind wir Herren der Wüste.“ Am nächsten Morgen gründete er das Dromedarregiment, welches mit der Schnelligkeit der Beduinen nach jeder Richtung hin einige Hunderte erprobter Infanteristen trug und, wenigstens so lange die Franzosen in Egypten weilten, den Beduinen die Lust an Plünderung

vertrieb. Ein Blick Napoleons genügte, um ihn das Nothwendige erkennen und ausführen zu lassen.

Zur Regierung in Frankreich gelangt, fand er dasselbe in einem wahren Chaos und erkannte mehr noch wie in Egypten und Italien das Bedürfniß, daselbst Ordnung, Ruhe und Gedeihen herzustellen.

Demselben eine politische Constitution zu geben, beschäftigte ihn am meisten; sein Erstes war: neue Civil- und Criminal- sowie Administrativ-Gesetze zu schaffen. Er ließ sich jeden Tag von Portalis, Cambacérès und besonders Tronchet, über Das, was im nächsten Staatsrathe vorkommen sollte, unterrichten; überlegte bis dahin, hörte die Diskussion mit an, bestimmte alsdann mittelst seines hochüberlegenen Verstandes, genau den Punkt, an welchem man zwischen der alten und neuen Ordnung einhalten müsse, und zwang durch seinen mächtigen Fleiß Jedermann zur Arbeit, wodurch das Werk rasch beendet wurde.

Doch eilen wir nun, ihn als Feldherrn, sowohl in seiner Bedeutung für die Kriegswissenschaft, als auch bezüglich der Stelle, welche er unter den Kriegsfürsten aller Jahrhunderte einnimmt.

Was man gewöhnlich große Kriege nennt, ist in der Welt nicht oft erschienen, weil dieselben große Nationen, große Begebenheiten und große Menschen verlangt. Nicht allein die Wichtigkeit der Umwälzungen geben ihnen ihre Bedeutung, sonst müßte man sagen, daß die Eroberer Asiens die größten Kriege geführt. Zu solchen gehört einerseits die Wissenschaft und das Genie der Combinationen, anderseits ein um so energischerer und gewandterer Widerstand. Obgleich Alexander zu seiner Zeit die Gestaltung der ganzen civi-

lisirten Welt geändert, so war doch die asiatische Stupidität, über welche er siegte, der Art, daß man kaum wagen kann, zu behaupten, er habe einen großen Krieg geführt. Der wahre Besieger der Perser war die macedonische Disciplin, die Verwegenheit Alexanders und auf feindlicher Seite die Feigheit, Unwissenheit und Unbehilflichkeit der Massen.

In dieser Weise kämpften Hannibal und Cäsar nicht; hier war Heroismus gegen Heroismus, Wissenschaft gegen Wissenschaft, große Männer gegen große Männer. — Cäsar jedoch, trotz der Stärke seines Charakters und der mit Vorsicht untermischten Verwegenheit bei allen seinen Unternehmungen, ließ in diesen nichtsdestoweniger ein gewisses Gebundensein durchblicken, welches ein Produkt der militärischen Gewohnheiten seiner Zeit war.

Einen einzigen Mann bietet die alte Zeit, der sich hievon losgemacht und dessen Schritte völlige Freiheit und Sicherheit zeigen und dieser ist Hannibal. Von ihm allein kann man sagen, daß er, in Ansehung seiner Kraft, Verwegenheit, Unerschöpflichkeit an Hilfsmitteln und des Glückes in seinen Combinationen, im Alterthume nicht seines Gleichen findet; dies war auch die Ansicht Napoleons.

Das Mittelalter bietet in Bezug auf Kriegswissenschaft nichts, was die Nachwelt des Aufzeichnens werth fände; wohl Schauspiele, in welchen Blut in Strömen fließt, entfesselte Leidenschaften, Helden und Feige, Tugenden und Verbrechen, wie zu jeder Zeit, aber es tritt uns kein Cäsar oder Hannibal daraus entgegen. — Doch sollte sich dies ändern. Durch Handel und Industrie erblühten zahlreiche Städte, —

die Nothwendigkeit, dieselben zu vertheidigen, schuf die Infanterie und die neue Kunst und hiedurch war auch die Grundlage zum künftigen großen Kriege wiedergeschaffen. — Die Erfindung des Pulvers machte eine andere Befestizung der Städte nothwendig, es entstanden Festungswerke. — Aber erst in dem Zeitraume vom Ende des sechszehnten bis fast zum Beginne der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, treten uns endlich wieder drei große Männer entgegen, nämlich: die Nassauer.

Im dreißigjährigen Kriege erscheint uns in Gustav Adolph ein Held, ein im vollsten Sinne und in edelster Bedeutung volksthümlicher, welcher der neuen Kriegskunst nach den Nassauern den stärksten Impuls gegeben. — Bald aber bereitete sich in derselben abermals eine Revolution und zwar in drei Akten vor, deren erster sich in Frankreich durch Condé, Turenne und Vauban, der zweite in Preußen durch Friedrich und der dritte, abermals in Frankreich, durch Napoleon abspielen sollte. — Gustav Adolph war ein Schüler der Nassauer und die Franzosen wurden es von Gustav Adolph. Vauban die Befestigungskunst von den Holländern lernend, brachte dieselbe auf eine so hohe Stufe der Vervollkommnung, daß sie selbst im gegenwärtigen Jahrhundert noch nicht übertroffen worden. Die Kriegskunst war bisher auf das Belagerungswesen beschränkt geblieben; jetzt aber trat ein junger Prinz, Franz von Condé auf, welcher zwar in der Art der Kriegsführung nichts änderte, aber im Entschluß eine Schlacht zu liefern, sich als Neuerer zeigte, um dadurch rascher, wenn auch um so blutiger an das Ende des Krieges zu gelangen. Durch eine

glückliche Mischung von Verwegenheit und Scharfblick, ward er der größte Schlachtengeneral der modernen Zeit. Als seinen Nebenbuhler, wenn auch weniger vermessen auf dem Schlachtfelde, doch mehr in dem Verlaufe und der allgemeinen Conception der Feldzüge, nannte die Welt Turenne. Nach diesen beiden Feldherrn trat ein Stillstand in der Kriegskunst bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. bis zu derjenigen Epoche ein, in welcher ein ungeheurer Kampf sie zu Dem führen sollte, was man den großen Krieg nennt.

In diesem Jahrhunderte des Zweifels, des Prüfens und des Suchens, in welchem ein und derselbe Geist alle Branchen bewegte, gab es auch einen wiederholten Aufschwung im Kriegswesen. Es erschien der Fürst von Anhalt-Dessau, der sich bei Malplaquet an der Spitze der preußischen Armee ausgezeichnet und die Ueberzeugung erlangt hatte, daß man mit den Fußvölkern das Schicksal der Kaiserreiche künftig entscheiden werde. Er bewaffnete diese mit Bojonettflinten formirte sie auf drei Glieder und gelangte so fast vollständig zur Organisation der modernen Bataillone.

Friedrich der Große bestieg den Thron. Im siebenjährigen Kriege gedieh die Kunst desselben abermals auf eine neue Stufe. Er bediente sich gleichfalls und besonders in Folge des Krieges in dem gebirgigen Böhmen der Infanterie und betrachtete Artillerie und Cavallerie nur als unentbehrliche Hilfstruppen, mit einem Worte: er gebrauchte die Waffen je nach dem Terrain.

Der Mann, welcher zu Molwitz seine Infanterie im Centrum und seine Cavallerie auf den Flügeln hatte, machte es ganz anders bei Leuthen und Roßbach. Bei Leuthen, der Schlacht, welche Napoleon als das Meisterwerk des großen Friedrich erklärt, sieht er die Oestreicher ihre Linke an eine waldige Höhe lehnen, und ihre Rechte in der Ebene ausbreiten. Er benützt einen Hügel, welcher ihn von dem Feinde trennt, läßt hinter demselben den größten Theil seiner Infanterie defiliren, wirft sie alsdann auf die Linke der Oestreicher, nimmt ihnen die Position an der Leuthner Waldhöhe weg und nachdem er sie verdrängt, greift er sie in der Ebene mit der Cavallerie an. Während er noch am Tage zuvor nahe daran war zu unterliegen, hatte er so mit einem Male sein Glück wieder hergestellt, indem er die Hälfte der ihm entgegen stehenden Kräfte entweder nahm oder aufrieb.

Bei Roßbach lagerte er auf einer schwer angreifbaren Höhe, indem er zur Rechten Sumpf und zur Linken Wald hatte. Der Prinz von Soubise selbst anders operirend, wie im siebenzehnten Jahrhundert, suchte die Preußen wegzulocken, da er des Waldes wegen nicht recognosciren lassen konnte. Friedrich ließ die Franzosen in diese Art von Mördergrube eindringen, alsdann durch einige ihnen entgegen gestellte gute Infanterie-Bataillons aufhalten; hierauf die Cavallerie unter Seidlitz auf ihre Flanken werfen und brachte ihnen so eine solche Niederlage bei, daß ohne die Triumphe der Revolution und des Kaiserreiches wir uns nicht ohne Erröthen daran erinnern könnten.

Friedrich hatte also vollständig die Kunst zu

kämpfen geändert, indem er die Waffen je nach dem Terrain anwandte, sowie ein besonderes Lieblingsmanöver angenommen, nämlich einen feindlichen Flügel anzugreifen und, indem er über diesen Flügel triumphirte, den Sieg zu entscheiden, woraus alsdann die berühmten Discussionen über „schiefe Schlachtordnung“, welche das achtzehnte Jahrhundert erfüllten, entstanden.

Friedrich bewirkte nicht nur in dem Gebrauche der verschiedenen Waffen eine völlige Umgestaltung, sondern er änderte auch das Verhältniß zu einander, indem er die Cavallerie auf höchstens das Drittheil reduzirte und dafür die Artillerie zahlreicher und mobiler schuf. — Aber was am meisten die Ueberlegenheit des Geistes beurkundete, war die allgemeine Leitung der Operationen, worin er noch wesentliche Neuerungen in's Leben rief. Im vorhergehenden Jahrhunderte drehte sich Alles um das Nehmen oder Behaupten einer Festung; jetzt aber, gezwungen gegen Europas Armeen sich zu vertheidigen, welche bald von Böhmen, bald von Polen, bald von Frankreich gegen ihn einbrachen, mußte er von einer der von ihm besiegten Armeen zur andern eilen und so nach allen Seiten hin Spitze bieten.

Demungeachtet aber war es nicht Friedrich, der die Kriegskunst ihrem Gipfelpunkte zuführte; diese Aufgabe war der französischen Revolution und Napoleon vorbehalten. — Durch die Revolution vom Jahre 1789 wurde dies dadurch erreicht, daß fast die ganze Nation unter die Waffen trat und ungeheure Infanteriemassen schuf. Diese Heere bedurften nun guter Anführer; es tauchte ein Pichegru, Hoche, Moreau,

Kleber, Jourdan, Desaix und Masséna auf; sie alle waren das Produkt dieser nationalen Bewegung. Jetzt aber bedurfte es eines Oberherrn, — er ward zu Toulon erweckt und dieser Herr, den die Welt nennt, war der junge Bonaparte, erzogen in den Schulen des alten Regime's und gelehrt in der wissenschaftlichsten Branche der Kriegskunde, nämlich: der Artillerie. Beständig über die Charten gebeugt, studirte er Terrain und fand hiebei, daß, da Oestreich, auf die Niederlande Verzicht geleistet, es nur in Italien verwundbar sei und daß man deßhalb dorthin den Krieg verpflanzen müsse, um ihn zum Entscheid zu bringen. Unabläßig den Direktoren von seinen Träumen sprechend, sie fast damit ermüdend, ward er zuerst zum Commandanten von Paris und dann — als Scheerer sich schlagen lassen, zum General der italienischen Armee ernannt.

Kaum zu Nizza angelangt, bemerkt der junge General mit einem Blicke, daß er nicht nöthig habe, den Alpenübergang zu erzwingen, sondern, daß es genüge, die Gebirge zu umgehen. In der That, die Piemontesen und Oestreicher bewachten den Paß von Montenote, wo die Alpen sich abdachen, um sich weiterhin wieder zu erheben und den Namen Apeninnen annehmen. Er macht eine drohende Bewegung gegen Genua, um die Aufmerksamkeit der Oestreicher dorthin zu lenken dann erzwingt er den Paß, vor dem allein noch die Piemontesen liegen, durchbricht sie, wirft sie in zwei Schlachten auf Turin zurück, entreißt dem Könige von Piemont den Frieden und stürzt sich alsdann auf die Oestreicher, welche, als sie sehen, daß sie durch Täuschung nach Genua gelockt worden, so schnell wie mögich herbeieilen, um Mailand zu decken. Er passirt,

den Po bei Piacenza, zieht in Mailand ein, eilt nach Lodi, setzt über die Adda und hält an der Etsch, wo sein scharfer Verstand ihn die wahre Grenze gegen Deutschland erkennen läßt. — „Den Deutschen muß man Italien streitig machen“, schrieb er an's Direktorium, „gegen sie muß man sich behaupten und wer nach dem Süden Italiens geht, wird wie Karl VIII. bei seiner Rückkehr ein Fornoue, oder, wie Macdonald die Trebbia finden.“ Bonaparte entschließt sich also im Norden zu bleiben, bemerkt aber, daß der Po einen zu langen Lauf hat, um leicht vertheidigt werden zu können, daß der Isonzo der Gefahr ausgesetzt ist, von Tyrol aus umgangen zu werden und mithin die Etsch allein siegreich vertheidigt werden kann, weil, kaum bei Verona hervorbrechend, sie in die Sümpfe von Legnago fällt und diesseits vor Tyrol nicht umgangen werden kann.

Der junge Bonaparte setzt sich an der Etsch fest und urtheilt folgendermaßen: Wenn die Oestreicher über das Gebirge her den Etsch-Uebergang erzwingen wollen, so müssen sie nothwendig die Hochebene von Rivoli passiren; wollen sie den Fluß aus der Ebene angreifen, so erscheinen sie vor Verona oder gegen die Sümpfe in der Umgebung von Legnano: deßhalb war es nöthig, sein Hauptchor bei Verona, zwei Schutzdetachements, das eine in Rivoli, das andere bei Legnano zu lassen, sie je nach der Richtung, welche der Feind nähme, zu verstärken, unbeirrt in dieser Position zu bleiben und aus der Belagerung von Mantua einen Zeitvertreib zwischen den verschiedenen Erscheinungen der Oestreicher zu machen. Dank dieser Tiefe des Urtheils bietet der junge Bonaparte mit

36,000 Mann, kaum noch während des Verlaufes des Krieges durch 15,000 Mann verstärkt, allen östreichischen Armeen die Spitze, und, in 18 Monaten zwölf Schlachten und mehr als sechsunddreißig Gefechte liefernd, mehr als 100,000 Gefangene machend, überfällt er Oestreich, entreißt ihm so erst die Rheingränze und alsdann den allgemeinen Frieden. — Man durchgehe die ganze Geschichte, es wird sich nichts Aehnliches hinsichtlich der allgemeinen Conception und der Kunst zu schlagen finden. — Durch diese Züge ist die ganze künftige Kriegs-Carriere General Bonapartes vorgezeichnet. —

Im Jahre 1800 waren wir Herren der Schweiz, welche wir bis Thyrol besetzten, zur Linken die Ebenen von Schwaben, zur Rechten die von Piemont. Die Oestreicher, welche ihrem jungen Gegner kein so verwegenes Unternehmen zutrauten, waren zur Linken bis Hüningen, zur Rechten bis Genua vorgerückt. Der erste Consul nimmt sich vor: ihnen von zwei Seiten in den Rücken zu fallen. Er schlägt Moreau vor, über Constanz und Ulm einzubrechen, während er über den St. Bernhard nach Mailand niedersteigen wolle. Moreau zögert, sich nach Bayern in die Mitte feindlicher Massen zu werfen. Der erste Consul läßt ihn nach Belieben handeln, passirt den St. Bernhardt auf ungebahnten Wegen, indem er seine Kanonen in Baumstämme eingehüllt durch Abgründe rollen läßt, fällt den Oestreichern unvermuthet in den Rücken und zwingt sie, ihm in einem Tage ganz Italien zu überlassen, was ihm zwei Jahre früher zwölf Schlachten und sechsunddreißig Gefechte gekostet hatte, während Moreau auf seine methodische und kluge Weise sechs Mo-

nate braucht, um sich Wien zu nähern. — Es war die Schlacht bei Marengo, welche der erste Consul geschlagen hatte und ein Wunder, das ohne Hannibal zweitausend Jahre vorher, seines Gleichen nicht hätte.

Im Jahre 1805, genöthigt auf die englische Expedition zu verzichten und sich auf den Continent zu werfen, verbringt der mittlerweile Kaiser gewordene junge Consul in vierzehn Tagen seine Armeen von Flandern nach Schwaben. Gewöhnlich passirten wir, um zu den Quellen der Donau zu gelangen, den Schwarzwald und nach ihrer Gewohnheit eilten die Oestreicher dahin. Der Kaiser hält sie dadurch, daß er ihnen an den wichtigsten Engpässen die Spitzen seiner Colonnen zeigt, auf, entzieht sich ihnen alsdann plötzlich, marschirt mit seinem linken Flügel links der schwäbischen Alpen, fällt den Oestreichern in den Rücken, die er in Ulm einschließt und nöthigt eine ganze Armee von 60,000 Mann die Waffen vor ihm zu strecken. — Von der Hauptmacht der Oestreicher befreit und erfahrend, daß die Preußen eine drohende Haltung angenommen, stürzt er sich, ohne zu zögern auf Wien, reißt auf seinem Zuge seine italienischen Armeen unter Masséna, mit trifft mit diesen bei Wien zusammen und eilt hierauf nach Austerlitz, woselbst er die Russen mit dem Reste der östreichischen Macht vereinigt findet. Hier zögert er, aber nur scheinbar, — indem er eine rückgängige Bewegung macht, um dadurch das Vorhaben Alexanders, ihn von Wien abzuschneiden, zu vereiteln. In Folge Dessen räumt Alexander die Hochebene von Pratzen, auf welcher sich sein Centrum befindet. Napoleon stürzt gleich einem Adler darauf los, trennt die feindliche

Armee in zwei Theile, wirft den einen in die Seen, den andern in eine Schlucht. Alsdann wendet er sich gegen die Preußen, welche, anstatt sich mit der Coalition zu vereinigen, jetzt genöthigt sind, kniefällig um Entschuldigung zu bitten, daß sie Krieg angefangen. — Abermals also, sind die Bewegungen von Verwegenheit und zugleich von unvergleichlicher Richtigkeit. Die entschiedene Schlacht ist ein Wunder von Gewandtheit und Geistesgegenwart und man hat nicht nöthig zu staunen, wenn Kaiserreiche vor solchen Fortschritten der Kriegskunst fallen.

Anstatt eines sicheren, dauerhaften Friedens, den er mit Europa hätte schließen können, zieht sich der Sieger von Austerlitz, berauscht von seinen Erfolgen, den Krieg mit dem von Rußland unterstützten Preußen zu. Die preußische Armee begibt sich hinter den Thüringer Wald um das Herz von Deutschland zu decken. Napoleon läßt sie daselbst, wendet sich rechts bis gegen Coburg, wirft sich auf die äußerste Linke der feindlichen Linie, trifft die Preußen der Art, daß er sie von Norden, wo die Russen sie erwarten, abschneidet, schlägt sie bei Jena und Auerstädt, überflügelt sie auf ihrem Rückzuge, und faßt sie nochmals bei Prenzlow, unweit Lübeck. Von diesem Tage an gab es keine preußische Monarchie mehr, das Werk des großen Friederich war vernichtet. —

Nun wendet sich der Sieger nach Norden um die Russen für ihre Gewohnheit zu züchtigen, die deutschen Mächte gegen uns anzutreiben, die sie stets im Stiche ließen, sobald sie sie kompromittirt hatten.

Napoleon begibt sich nach der Weichsel und zum ersten Male stellen sich ihm zwei große Hindernisse

entgegen, das Klima und die Entfernung, welche später so verhängnißvoll für ihn werden sollte. Seine Armee hat noch ihre moralische und physische Kraft, allein auf solchen weiten Märschen gibt es Soldaten, welche erschlaffen; Hunger und Kälte verleiden ihnen den Krieg. Napoleon entfaltet eine furchtbare Kraft des Willens und ein außerordentliches Organisations-Genie, um seine Soldaten von den Beschwerden unberührt zu erhalten, kämpft auf den gefrorenen Ebenen von Eylau mit unbeugsamer Energie gegen die barbarische Hartnäckigkeit der Russen, wendet den Winter dazu an, seine Positionen zu konsolidiren, indem er Danzig nimmt und marschirt mit beginnendem Frühjahr und ausgeruhten Truppen gegen den Niemen, dem Laufe der Alle folgend. Seine Berechnung ist, daß die Russen genöthigt sein würden, sich von der Küste zurückzuziehen um zu leben, daß sie vor ihm die Alle passiren müßten und rückt vor, das Auge fest nach dem Ereigniß gerichtet, von welchem er die Entscheidung hofft. In der That, am 14. Juli, dem Jahrestage von Marengo, findet er die Russen, die Alle bei Friedland passirend; die Grenadiere von Oudinot ausgenommen, waren alle seine Corps noch zurück. Er verwendet Oudinot zum Plänkeln und zieht den Rest seiner Armee eiligst heran. Nachdem alle seine Kräfte zur Hand, wartet er, anstatt sie sofort auf die Russen zu werfen, bis diese die Alle passirt; um sie dazu zu ermuthigen zieht er seinen linken Flügel zurück und rückt mit dem rechten gegen Friedland vor, wo die Brücken der Russen sind, zerstört dieselben und als er so dem Feinde, die Mittel zum Rückzuge genommen, führt er seinen linken Flügel heran, treibt die Russen in die Alle,

und ertränkt oder einmal gefangen die ganze Armee — die letzte, welche ihm entgegenstand.

In Italien war Napoleon der abhängige, auf beschränkte Mittel angewiesene General; in Oestreich, Preußen und Polen der Obergeneral und Chef des Staates, über die Hilfsquellen eines großen Kaiserreiches verfügend, seinen Operationen die ganze Ausdehnung seiner Conceptionen gebend und eines Tages Oestreich, an einem anderen Preußen, sowie an einem dritten Rußland besiegend, und alles dies in Entfernungen, in welchen man früher niemals den Krieg geführt. Im ersten Falle war er das Muster eines untergebenen Generals, im zweiten das eines allmächtigen, erobernden Feldherrn. Diese Schlachten ähneln, aber stehen über der von Leuthen, indem Napoleon weniger zögert wie Friedrich der Große, sondern rascher den entscheidenden Schlag führt und jede derselben genau die Physiognomie der Gegend trägt, in welcher sie geliefert werden.

Unglücklicherweise sollten diese ungeheuren Erfolge nicht den Feldherrn, der sich täglich in seiner Kunst vervollkommnete, sondern den Politiker verderben, ihn glauben machen, daß Alles möglich sei, ihn bald nach Spanien, bald nach Rußland führen mit durch zu rasche Ergänzungen und wachsende Schwierigkeiten (wie z. B. die Entfernung von Cadix nach Moskau, das Clima rc.) abgeschwächten Armee'n. In Mitte dieser Verwegenheiten mußte der größte und vollkommenste Feldherr unterliegen.

Napoleon wurde höchst irriger Weise vorgeworfen, daß er stets wohl verstanden habe, anzugreifen und große Erfolge zu erringen, niemals aber zu ver-

theidigen, niemals einen Rückzug zu machen. — Durch Erfolge berauscht, begab sich Napoleon in Entfernungen, wie die zwischen Paris und Moskau und unter ein Klima, in dem die Kälte dreißig Grade überschritt. — Die auf dem Wege dahin auf den höchsten Grad der Exaltation getriebenen Armee'n sahen sich von vernichtenden Naturkräften ereilt, fühlten die ungeheure Entfernung, wußten empörte Völker in ihrem Rücken, fielen jetzt in eine Niedergeschlagenheit, ebenso als zuvor ihr Enthusiasmus gewesen, und nun war keine Macht mehr im Stande sie in Ordnung zu halten. Es war kein Rückzug mehr möglich, das Gebäude der Universalmonarchie stürzte über dem Haupte seines kühnen Urhebers zusammen.

Um den schlagendsten Gegenbeweis obiger Anschuldigung zu führen, erwähnen wir den Feldzug von 1814, in welchem Napoleon mit einer Handvoll Menschen, — die einen abgenutzt, die andern nie noch im Feuer gewesen, — ganz Europa die Spitze bot; nicht, indem er, gleich der Mehrzahl der Feldherrn methodisch von Linie zu Linie sich schlagend, zurückzog, sondern daß er beim Vertheidigungs- wie beim Angriffskrieg verfuhr, nämlich: die Fehler des Feindes benützte, das Terrain studirte und dann plötzlich über denselben hereinbrach, wie er es gegen Blücher und Schwarzenberg gethan und ihm zum Heile gereicht hätte, wenn Menschen und Dinge um ihn her nicht zu verbraucht gewesen wären.

War Napoleon auch, so zu sagen, nicht der General der Rückzüge, weil er, wie Friedrich der Große dachte: die beste Vertheidigung wäre der Angriff, so zeigte er sich doch in den unglücklichen Kriegen so groß,

wie in den glücklichen. In den einen, wie in den andern bewahrte er dieselbe Kraft des Charakters, dieselbe Kühnheit, sowie dieselbe Raschheit im Bezeichnen des Zeitpunktes, in welchem er loszuschlagen hatte; und wenn er unterlag, so war es nicht der Militär in ihm, der unterlag, sondern der Politiker, welcher das Unmögliche unternommen, indem er die unbesiegbare Natur der Dinge besiegen wollte.

In der Organisation der Armee'n war Napoleon nicht minder hervorragend, wie in der allgemeinen Direktion der Unternehmungen und den Schlachten. Vor ihm hatten die Feldherrn der Republick ihre Armee'n in aus allen Waffengattungen bestehende Divisionen getheilt und behielten sich höchstens eine, wie die übrigen gebildete, Division, für unvorhergesehene Fälle zurück. Jeder Feldherr schlug für sich allein und die Rolle des Obergenerals bestand darin, je nach Bedürfniß den einen oder andern derselben zu unterstützen. Man konnte auf diese Weise Niederlagen vermeiden und Schlachten gewinnen, aber niemals eine von jenen vernichtenden Schlachten, in Folge deren eine Macht genöthigt ist, die Waffen zu strecken. Mit Napoleon sollte die Organisation der Armeecorps sich ändern und zwar in der Weise, daß in der Hand Desjenigen, welcher befehligte, alle Mittel zur Entscheidung lagen.

Seine Armee war in Corps getheilt, von welchen die Infanterie den Fond bildete, mit einem Theile Artillerie, um sie zu unterstützen und etwas Cavallerie zum Recognosciren. Aber unabhängig von der Infanterie der Garde, die seine gewöhnliche Reserve blieb, hatte er sich eine Masse Cavallerie und Artillerie

reservirt, um sie im entscheidenden Augenblicke mit Blitzesschnelle da oder dorthin zu werfen.

Aber die Organisation einer Armee besteht nicht allein in der guten Vertheilung der einzelnen Truppenkörper, sondern auch in der Rekrutirung und Ernährung. Die Kunst, welche Napoleon in dieser Hinsicht entfaltete, um seine Conscribirten von ihrem Dorfe an die Ufer des Rheines, von da an die der Elbe, der Weichsel und des Niemen zu verbringen und alsdann in Depots zu vereinigen, sie mit außerordentlicher Sorge zu überwachen und endlich an seiner Hand auf das Schlachtfeld zu führen, war eine wunderbare. Sie hatte ihren Grund in einem untrüglichen Gedächtnisse für Details, in einem tiefen Unterscheidungsvermögen bezüglich Vernachläßigungen oder Untreuen der Subaltern-Agenten, in einer unabläßigen Aufmerksamkeit, seine Verweise zu ertheilen, in einer unermüdlichen Willens-, in einer nicht zu schwächenden Arbeitskraft, die manchmal seine Nächte in Anspruch nahm, wenn der Tag zu Pferde verbracht worden. Aber trotz all' dieser Anstrengungen traf man stets viele Ausreißer auf den Straßen, was aber nur Eines bestätigte, nämlich: daß man der Natur Gewalt anthun wollte, indem man Menschen von den Ufern des Tajo an die der Wolga verpflanzte.

Zu diesen verschiedenen Aufgaben eines Obergenerals kam noch die: die Elemente zu bekämpfen, um über schneeige Gebirge, reißende Flüsse und manchmal das Meer selbst zu gelangen. Die alte Welt bewunderte, den Zug Hannibals über die Pyrenäen und Alpen. Der Uebergang Napoleons über den St. Bernhardt, der Transport der Armee nach Egyp-

ten, mitten durch die englische Flotte, die Vorbereitungen zur Expedition von Boulogne, endlich das Uebersetzen der Donau bei Wagram, sind Unternehmungen, welche die Nachwelt nicht minder anstaunen wird. — Besonders wird dies in Bezug auf die letztgenannte Unternehmung der Fall sein.

Die Schwierigkeit bestand bei dieser Gelegenheit darin, die östreichische Armee jenseits der Donau aufzusuchen, über diesen breiten Strom mit 150,000 Mann im Angesichte von 200,000 Feinden zu setzen, welche uns erwarteten, um uns in die Fluthen zurückzuwerfen. Sie zu vermeiden war unmöglich; wir hätten entweder ober= oder unterhalb Wien den Uebergang bewerkstelligen müssen; im ersteren Falle wären wir zu weit vorgerückt und im zweiten würden wir gezwungen gewesen sein, eine rückgängige Bewegung zu machen. In drei Stunden waren 150,000 Mann, 500 Kanonen vor den Augen des verblüfften Feindes passirt, eines Feindes, welcher nicht daran dachte, uns anzugreifen, bis wir auf dem linken Ufer Fuß gefaßt und im Stande waren, ihm die Spitze zu bieten.

Wir würden das Bild der militärischen Eigenschaften Napoleons unvollendet lassen, wenn wir nicht seiner Kunst erwähnten, die Menschen zu beherrschen, ihnen seine Leidenschaften mitzutheilen, sie sich zu unterwerfen, sie hinzureißen, bald sie zurückzuhalten bald anzutreiben und immer in der Hand zu haben, gleich einem gewandten Reiter, der ein schwer zu bändigendes Pferd in den Zügeln hält. Ihm fehlte also kein Erforderniß des Geistes oder Charakters zu einem vollkommenen Feldherrn und man kann behaupten, daß, wenn Hannibal nicht existirt, er nicht seines Gleichen hätte.

Betrachten wir ihn nun auch noch nicht nur in der Specialität des Krieges, sondern im Ensemble seiner Talente und Bestimmung, so wird das Gemälde umfassender, sittlicher und unterrichtender. — In der That, wenn man den Lärmen, die Wichtigkeit der Begebenheiten, die Bewegung in der Menschheit, den Einfluß, den er ausgeübt, in Betracht zieht, so muß man um Aehnliches zu finden, Alexander, Hannibal, Cäsar, Carl den Großen und Friedrich den Großen aufsuchen, und wenn man seine Physiognomie jenen mächtigen Gesichtern an die Seite stellt, dann erst erhält man von ihm eine zugleich vollständige und genaue Idee.

Alexander, die Armee von seinem Vater erbend, gebildet durch das Wissen der Griechen, leidenschaftlich für deren Beifall, wirft sich nach Asien, findet daselbst nur die schwachen Perser zu besiegen und dringt vor, bis er die Grenzen der damals bekannten Welt erreicht hat. — Genöthigt umzukehren, hat er nur den einen Wunsch, seine abenteuerlichen Züge von Neuem zu beginnen. Er denkt nicht an sein Vaterland, das nicht so vieler Eroberungen bedarf, er denkt nur an seinen Ruhm, die Welt als Sieger durchlaufen zu haben, — seine Leidenschaft war, seinen Ruf von den Athenern anerkannt zu wissen. Großmüthig und selbst gut, tödtet er doch Clytus, seinen besten Feldherrn, Philotas und Parmenion, weil ihre unvorsichtige Sprache seinem Ruhme zu nahe getreten. Sein Ruhm ist sein Ziel und nachdem seine Armee kaum ausgerastet, eilt er von Neuem diesem einzigen Ziele nach, berauscht von den Genüssen Asiens und stirbt in Purpur und Wein. Er hat die Nachwelt durch

seine heroische Anmuth für sich eingenommen, aber es giebt kein unnützer dahin brausendes Leben als das seine, denn er hat keineswegs die griechische Cultur über Ionien und Syrien hinausgetragen, diese herrschte daselbst bereits, er ließ vielmehr die griechische Welt in Anarchie zurück und machte sie reif für die römische Eroberung.

Im Vergleich mit diesem zugleich so vollen und leeren Leben, erscheint als das reichhaltigste, ernsteste und energischste Sein, das Hannibals. Dieser Sterbliche, den Gott mit allen Gaben der Intelligenz und des Charakters ausgestattet, der am geeignetsten war zu so großen Dingen, wie sie die Welt von ihm kennt, war einer alten Feldherrnfamilie entsproßen, die sämmtlich mit den Waffen in der Hand bei der Vertheidigung Karthago's gefallen. Seine Seele war eine auf dem Heerde des Haßes gegen Rom geschmiedete, metallene. Neun Jahre alt, verließ er mit seinem Vater Karthago und geht dahin, wohin alle die Seinen gegangen waren, um zu leben und zu sterben im Kampfe gegen die Römer. Seine Spiele sind der Krieg. Noch Kind, schläft er auf dem Schlachtfelde, er schafft sich einen gegen Schmerz unempfindlichen Körper, ein für Furcht unzugängliches Herz und einen Geist, so klar sehend im Tumult des Kampfes, wie Andere in der vollkommensten Ruhe. Sein Vater und Schwager, die Waffen in der Hand gestorben, verlangt die karthagische Armee ihn mit zweiundzwanzig Jahren zum Feldherrn und dringt ihn, gegen die Eifersucht der ruhmreichen Familie der Barkas, dem Senate von Karthago auf. Er übernimmt den Oberbefehl über das Heer, formt es nach seinem Ebenbilde, das heißt: voll Kühnheit,

Ausdauer und vor Allem, voll des Hasses gegen die Römer. Er führt es durch einen Theil Europas, damals noch so unbekannt, wie uns jetzt das Innere Afrika's, wagt die Pyrenäen zu übersteigen, alsdann die Alpen mit 80,000 Mann, von denen er zwei Dritttheile auf diesem außerodentlichen Zuge verliert und von dem erhabenen Gedanken geleitet, daß man in Rom selbst gegen Rom kämpfen müsse, wiegelt er dessen nur halb unterworfene italienischen Unterthanen auf. Er tritt den römischen Heerführern entgegen, zwingt sie, ihre Lager zu verlassen, indem er des Einen Tapferkeit, des Andern Stolz reizt, wirft sie nacheinander und würde über alle Feldherren triumphirt haben, wenn er nicht endlich einen würdigen Gegner in Fabius gefunden hätte, welcher verlangt, daß man diesem Riesen nicht Schlachten, in welchen er unbesiegbar ist, sondern die wahre Tugend Rom's die Ausdauer, entgegensetze. Als Hannibal bemerkt, daß er sich getäuscht, indem er auf die gleich aufbrausenden aber unbeständigen Gallier gezählt und fühlt, daß Rom uneinnehmbar ist, begiebt er sich nach dem südlichen Italien, woselbst sich eine reiche Civilisation fand, herrschend, in Städten, alle nach dem Bilde Roms regiert, d. h. durch Senate, auf welche das Volk eifersüchtig ist. Er stürzt überall, obgleich selbst Aristokrat, die aristokatische Partei, gibt der demokratischen die Gewalt, macht Capua zum Centrum seines Kaiserreiches und schläft nicht in Delicen ein, wie man gesagt, die er nicht zu kosten versteht, ruht aber aus, stellt seine abgemagerte Armee wieder her, rafft für sie allein die Reichthümer des Landes zusammen und v,erlassen von seiner feigen Regierung, die ganze Nation zu Hilfe rufend,

den Krieg nach Griechenland und Asien ausdehnend, zerstört er unausgesetzt die gegen ihn gesandten Truppen, hält sich zwölf Jahre in seinen Eroberungen, so zwar, daß die Römer seine Gegenwart in Italien als ein Uebel ohne Heilmittel ansehen. Aber es naht ein Tag, an welchem die Römer ihrerseits den Krieg vor den Mauern Cartago's verpflanzen; er wird zurückgerufen, kämpft mit einer zerstörten Armee gegen die wiederhergestellte römische und sein schon altgewordenes Glück wird von dem neuaufblühenden, dem Scipios, besiegt.

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, sucht er dasselbe wieder fähig zu machen zum Beginne eines neuen Kampfes mit den Römern. Von denjenigen, deren Mißbräuche er angegriffen, denuncirt, flieht er in den Orient, versucht hier die Antiochier aus ihrer Schwäche zu erheben, ist auch hier durch den Haß Roms verfolgt und verschlingt, als er nicht mehr kämpfen kann, Gift. So stirbt er als der letzte seiner Heldenfamilie, denn alle sind dem heiligen Berufe, dem des Widerstandes gegen fremde Herrschaft, erlegen. Den Charakter dieses bewundernswerthen Sterblichen prüfend, sucht man vergeblich irgend eine Schwäche. Forscht man nach einer persönlichen Leidenschaft, wie Vergnügungen, Luxus und Ehrgeiz, so findet man nur eine, den Haß gegen die Feinde seines Landes. Der Römer Titus Livius beschuldigt ihn des Geizes und der Grausamkeit. Hannibal häuft in der That ungeheure Reichthümer zusammen, ohne jemals derselben sich zu erfreuen und wendet sie an um sein Heer zu bezahlen, welches aus Söldnern gebildet, das einzige derartige Heer ist, das sich niemals empört, da es

durch die weise Vertheilung der Errungenschaften des Sieges zufrieden erhalten wurde. Es ist wahr, er sandte mehrere Scheffel Ringe, welche er römischen Rittern, die durch carthagenensische Schwerter gefallen waren, abgenommen, nach Karthago aber man kennt außer dem Schlachtfelde nicht einen einzigen Akt der Barbarei. Die Vorwürfe des römischen Geschichtsschreibers sind also unwahr und die Nachwelt gibt ihr Urtheil dahin ab, daß er ein Genie ohne allen Egoismus gewesen und nur eine Leidenschaft seinen Patriotismus besessen, deren glorreicher Märtyrer er war. —

In Cäsar tritt uns ein anderer Märtyrer, nicht des Patriotismus, sondern des Ehrgeizes entgegen. Ein seltener Sterblicher, von Versuchungen erfüllt, lasterhaft und der abscheulichsten Attentate gegen die Verfassung seines Vaterlandes fähig; aber ist dennoch der dritte der hervorragenden Menschen des Alterthums. Mit allen Talenten geboren, tapfer, stolz, beredt, edel und freigebig und stets einfach; aber ohne Bedenken über Gut oder Schlecht, hat er nur einen Gedanken, nämlich den: da zu triumphiren, wo Sylla und Marius gescheitert, das heißt, Herr seines Vaterlandes zu werden. Alexander wollte die damals gekannte Welt erobern, Hannibal die Eroberung seines Vaterlandes verhindern, Cäsar, nur Rom selbst besitzen, das fast die bekannte Erde unter seine Herrschaft gebracht. — Er wandte alle Künste an, selbst die niedrigsten, die Grausamkeit ausgenommen; aber diese nicht aus Güte des Herzens, sondern aus tiefer Berechnung. Er will Aedil, Prätor und Pontifex sein und zeichnet ungeheure Schulden, um sich die Stimmen seiner Mitbürger zu erkaufen. Er besticht Frauen und

Männer, wie er versucht das ganze Volk zu bestechen. Zu all' diesen Mitteln ist er noch bemüht, die höheren Bestechungen des Geistes zu fügen und wird so der ausgezeichnetste der Redner. — Das Entzücken und der Abscheu Roms, kann er endlich daselbst nicht mehr leben. Er gewinnt den geizigen Crassus, den eitlen Pompejus, dessen Schwäche er beherrscht und eignet sich Gallien an, die einzige Gegend wo noch etwas innerhalb der bestimmbaren Grenzen des römischen Kaiserreiches zu erobern war. Er erobert nicht um sein Vaterland zu vergrößern, das dessen nicht bedarf, sondern um sich ergebene Soldaten und Reichthümer zu erwerben und bezahlt so seine, wie die Schulden seiner habsüchtigen Parteigänger. — Im Sommer kriegend, im Winter intriguirend, leitet er von seinen Quartieren zu Mailand aus die Eitelkeit des Pompejus und den Geiz des Crassus, beherrscht auf diese Weise zehn Jahre lang die römischen Angelegenheiten und als endlich Crassus in Asien stirbt, steht niemand mehr zwischen ihm und Pompejus, um die Gewalt seines Ehrgeizes zu hemmen. Er versucht zuerst einen Kampf zu verzögern, dessen Gefahr er fühlt, dann, als er denselben nicht mehr vermeiden kann, überschreitet er den Rubicon, zieht gegen Pompejus, dessen Legionen sich in Spanien befinden, drängt ihn von Italien nach Epirus, verläßt alsdann, wie er groß sagte, einen Feldherrn ohne Heer, um zu einem Heere ohne Feldherrn zu eilen, löst hierauf in Spanien die Legionen des Pompejus, welche Afranius kommandirte, auf, kehrt nach Epirus zurück, kämpft gegen Pompejus selbst und beendet zu Phersallus den Kampf um die Oberherrschaft.

— Es bleiben ihm aber in Afrika und Spanien noch die Reste der Pompejanischen Partei zu zernichten. Er kehrt triumphirend über alle seine Feinde nach Rom zurück, legt den Grund zum Kaiserreiche, wird aber von den Republikanern ermordet, weil er der Sache zu frühe den Namen gegeben. — In diesem großartigen Lebenslaufe sind alle Mittel verderbt wie das Ziel. Wir müssen indessen an Cäsar ein Verdienst anerkennen, nämlich: das Kaiserreich der Republik substituiren zu wollen, nicht durch Blut wie Sylla und Marius, sondern durch Bestechung und Geist. — Und der besondere Charakterzug dieser außerordentlichen Persönlichkeit, dieses großen Politikers, Redners, Kriegers, Ausschweiflings und Wohlthäters ohne Güte, wird immer der sein, der vollständigste der Sterblichen gewesen zu sein, die jemals auf der Erde erschienen.

Um aber jetzt ähnliche Männer zu finden, muß man viele Blätter des großen Buches der Weltgeschichte umschlagen und erst beim achten Jahrhundert innehalten, wo zwischen der alten und neuen Welt Carl der Große erscheint. —

Barbar, geboren in Mitte von Barbaren, welche indessen durch die Geistlichkeit einige Bruchtheile der Wissenschaft erhalten, liebt er mit dem edelsten Eifer das, was wir Civilisation nennen. Zu dieser Zeit war Civilisation das Christenthum. Christ zu sein, hieß damals ein Philosoph, ein Freund des Guten und Gerechten, sowie der Freiheit des Menschen sein. — Aus diesen Gründen ward Carl der Große aus ganzer Seele Christ und wollte, daß das Christenthum die Oberherrschaft erlange in der barbarischen Welt und sie befreie von der Gewalt der Brutalität und

der gröbsten Sinnlichkeit. Im Innern des Frankenreiches war der Nordost oder Austrasien im Krieg mit dem Südwesten oder Neustrien, und beide mit dem Süden oder Aquitanien. Es war von außen durch neue Einfälle bedroht, von Norden her durch die Sachsen, von Süden durch die Araber, beide heidnische Völkerschaften.

Wenn keine feste Hand hiegegen einen Damm aufführte im Norden oder Süden, so mußte das kaum mit Mühe gegründete Reich der Franken in Trümmer stürzen. Alle Völker konnten aufs Neue, die einen auf die andern geworfen, der Strom der Verheerungen abermals austreten und der kaum gesäete Samen der Civilisation wieder fortgeschwemmt werden. Carl der Große, dessen Vater und Aeltervater dieses Werk der Consolidation begonnen, nahm es auf und beendete es. Er war ein großer Feldherr, insoferne man ihn in diesem Jahrhundert einen solchen nennen konnte; der Heerführer jener Zeiten trug, wie Pipin und Carl Martell, die Streitaxt; seine Kriegsleute folgten ihm durch die dichtgedrängten Reihen des Feindes. Von Eltern erzogen, wie die seinen, war er nicht minder tapfer als diese; aber er that mehr, als sich vor die rohen Kämpen zu stellen, er herrschte fünfzig Jahre lang, und zügelte mit fester weiser Absicht ihre blinde Bravour. Er einigte Austrasien, Neustrien und Aguitanien, das heißt Frankreich, unter seine starke Hand; alsdann die Sachsen zurückdrängend, sie verfolgend, bis er sie zu Christen gemacht, als die einzige Art sie zu civilisiren und ihrer Wildheit zu entkleiden; im Süden die Sarazenen zurückwerfend, ohne die Absicht, sie zu unterjochen, klug am Ebro

anhaltend, gründete er ein ungeheures Reich, ohne daß man ihn eines übermäßigen Ehrgeizes zeihen kann, denn in jener Zeit gab es noch keine Grenzen und wenn dieses ausgedehnte Kaiserreich unter seinen Nachfolgern nicht unter einer Hand bleiben konnte, so blieb es doch wenigstens unter denselben Gesetzen und derselben Civilisation. Es wurde ganz einfach Europa daraus. Während beinahe eines halben Jahrhunderts widmete er seine Zeit der Ordnung, dem Rechte und der Menschlichkeit, d. h. Dem, was man damals darunter verstand, indem er dazu Nationalversammlungen gebrauchte, die er zweimal im Jahre zu sich berief, sowie auch die Geistlichkeit, welche sein vornehmstes Werkzeug zur Civilisation war und endlich seine unmittelbaren Stellvertreter, die berühmten **Missi dominici**, die Agenten seiner unermüdlichen Wachsamkeit wurden. Da er wußte, daß gute Gesetze nothwendig sind, aber ohne Erziehung, die Sitten die Gesetze nicht unterstützen, gründete er überall Schulen. Zu diesen fruchtbaren Tugenden gesellten sich einige Schwächen, die aber mehr der Vortrefflichkeit seines Herzens zuzuschreiben waren. Umgeben von seinen zahlreichen Kindern lebte in seinen Palästen als ein ebenso sanfter, liebenswürdiger, wie auch weiser und tiefblickender König. Er that mehr als ein Eroberer, er war das Urbild eines vollendeten Hauptes eines Kaiserreiches, die Menschen liebend, verdienend von ihnen geliebt zu werden, immer bemüht, ihnen Gutes zu thun und ihnen vielleicht mehr gethan habend, als jemals ein Herrscher. — Mit welchem Vergnügen betrachtet man nach einem Alexander und Cäsar, welche die Welt umgekehrt, mehr um ihren Ruhm,

als das Gute zu verbreiten, dieses wohlwollende, majestätische und heitere Gesicht. Carl war unausgesetzt des Studiums oder des Glückes der Menschen beflissen und erlebte nur einen Kummer gegen das Ende seiner Tage, nämlich die Einfälle der Normannen auf ihren unzähligen Schiffen, indem er nicht mehr die Zeit hatte, ihren Verheerungen Einhalt zu thun.

Aus jenen Tagen herabsteigend, begegnen wir solchen colossalen Gestalten nicht mehr; sei es, daß die Nähe die Wunder verkleinert, sei es, daß die Welt, sich mehr und mehr regelnd, nicht mehr Raum für solche außerordentliche Existenzen hat.

Wir gelangen nun zu Friedrich dem Großen und Napoleon, deren doppelter Glanz des Geistes und militärischen Genius, den ersten ziemlich und den zweiten ganz und gar auf das Niveau der großen Männer der Vorzeit stellt. Friedrich, Skeptiker, Spötter, gekrönter Chef der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, Verächter alles Rücksicht heischenden auf der Welt, selbst seiner Freunde spottend, gewissermaßen dazu bestimmt, den Stolz des Hauses Oestreich zu beleidigen und zu demüthigen, sowie die alte Ordnung der Dinge, welche es repräsentirte, wagelustig, im Herzen Europa's sitzend, wo die Plätze schwer zu wechseln waren, wagelustig, sagen wir, unternimmt er die Gründung einer neuen Macht; hat die Ehre, zu reussiren und dankt dies der Frivolität der Höfe von Paris und Petersburg sowie der Beschränktheit desjenigen zu Wien. Nach zwanzig Jahren des Krieges entfaltet er die tiefste Politik des Continents, welche bis zur verwegenen Theilung Polens ohne Kanonenschuß währt. Friedrich ist ein Ori-

ginal, ein plötzlich anwandelnder Charakter, dem Größe, aber nicht die großen Thaten fehlen, sei es, weil Friedrich doch nur die Proportionen der Kräfte im Innern der germanischen Conföderationen geändert, sei es, weil diese spöttische Figur den Menschen nicht mit der Würde des Ernstes imponirte.

Die Größe fehlt Demjenigen nicht, der ihm folgte, und ihn an der ihm werdenden Bewunderung, sowie an Verheerung der Welt übertraf. Es war der französischen Revolution vorbehalten, die Physiognomie der Gesellschaft Europa's zu ändern, — einen Mann zu zeugen, der ebenso die Blicke auf sich ziehen würde, wie Alexander, Hannibal, Cäsar und Carl. — Napoleon, der Sohn eines corsischen Edelmanns, welcher gekommen war, um eine pecuniäre Dispensation für den Besuch der Militärschule für arme Edelleute beim alten Königthum auszuwirken, — der, kaum, nachdem er die Schule verlassen, in einer äußerst blutigen Schlacht sich den Titel Obergeneral erwirbt, alsdann von der Pariser Armee zur italienischen übergeht, dort die Länder in einem Monate erobert, nach und nach alle Kräfte der europäischen Coaliton an sich reißt und zerstört, sie zum Frieden von Campo-Formio zwingt und, schon zu groß, um der republikanischen Regierung zur Seite zu stehen, in den Orient geht, um neue Schicksale aufzusuchen, mit fünfhundert Segeln die englische Flotte passirt, Egypten erobert, daran denkt, Indien zu verheeren, indem er den Marsch Alexanders zu verfolgen gedenkt, alsdann in den Occident in Folge der Erneuerung des Krieges, zurückgerufen wird, nun, nachdem er Alexander nachzuahmen versucht, jetzt in Hannibals Fußstapfen tretend, die Alpen

überschreitet, von Neuem die Coalition vernichtet und ihr den Frieden von Lüneville aufdringt, — dieser Sohn eines armen corsischen Edelmanns, hat mit dreißig Jahren schon eine außerordentliche Laufbahn zurückgelegt. Für einige Zeit friedliebend geworden, legt er durch seine Gesetze die Basis zur modernen Gesellschaft. Später läßt er sich durch seinen aufbrausenden Geist hinreißen, und greift von Neuem Europa an, unterwirft es in drei Tagen, bei Austerlitz, Jena und Friedland, wirft nieder und erhebt die Kaiserreiche, setzt sich die Krone Carls des Großen auf, sieht die Könige ihm ihre Töchter anbieten, wählt die der Cäsaren, von der er einen Sohn erhält, welcher bestimmt scheint, die glänzendste Krone der Erde zu tragen, begibt sich von Cadix nach Moskau, unterliegt in der größten Katastrophe der Jahrhunderte, stellt sein Glück wieder her, zernichtet es von Neuem, zieht sich auf eine kleine Insel zurück, verläßt dieselbe mit einigen hundert treuen Soldaten, erobert in zwanzig Tagen nochmals den Thron Frankreichs, kämpft von Neuem gegen das wüthende Europa, unterliegt zum ersten Male bei Waterloo und nachdem er größere Kriege, als die des römischen Kaiserreiches geführt, entschwindet er und stirbt als Gefangener auf einer Insel des Oceans, Prometheus gleich einem Felsen durch den Haß und die Furcht der Könige angeschmiedet.

Dieser Sohn eines armen corsischen Edelmannes spielte wohl die Rolle eines Alexander, Hannibals, Cäsar und Carl! An Genie besitzt er ebenso viel als Diejenigen unter ihnen, welche am Meisten besessen haben, Lärmen hat er so viel verursacht als Diejenigen,

welche am stärksten die Welt erschüttert haben und Blut hat er unglücklicher Weise mehr vergossen als irgend Einer unter ihnen. Moralisch taugt er weniger als die Besten dieser großen Männer, aber mehr als die Schlechtesten. Sein Ehrgeiz ist weniger unnütz als der Alexanders, weniger verderblich als der Cäsars, aber nicht so ehrenwerth als der Hannibals, welcher sich erschöpft und stirbt um seinem Vaterlande die Eroberung zu ersparen. Sein Ehrgeiz ist der gewöhnliche der Eroberer; doch liebte er Frankreich und freut sich dessen Größe ebenso sehr wie der seinen. In der Regierung liebt er das Gute, strebt darnach als Despot, erringt aber weder die Folgen desselben noch die religiöse Anwendung Karls des Großen. In Bezug auf die Verschiedenheit der Talente ist er weniger vollständig wie Cäsar. Napoleon, plötzlich zur Herrschaft im Kriege gelangt, hatte nicht nöthig Redner zu werden und wäre dies auch niemals geworden, trotzdem, daß er mit natürlicher Beredsamkeit begabt war, weil er sich doch niemals die Mühe genommen hätte, seine Gedanken vor versammelter Menge zu analysiren. Aber er verstand nichtsdestoweniger zu schreiben wie zu denken, d. h. stark, groß, selbst sorgfältig; manchmal ein wenig deklamatorisch wie die französische Revolution — seine Mutter —. Er erörtert mit mehr Macht als Cäsar, erzählt aber nicht mit solch überlegener Einfachheit, und einem gleich ausgezeichneten Naturell. Im Ensemble der Eigenschaften dem römischen Diktator untergeordnet, ist er ihm als Militär überlegen, zuerst durch mehr Specialitäten in diesem Berufe, sodann durch Kühnheit, Tiefe und unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Combinationen

und hat in dieser Beziehung nur einen ihm Gleichen oder Ueberlegenen (man weiß dies nicht zu sagen), nämlich: Hannibal; denn er ist ebenso kühn, ebenso berechnend, ebenso listig, ebenso schöpferisch, ebenso schrecklich und ebenso beharrlich wie der karthagische Feldherr, nur eine Ueberlegenheit ihm voraushabend — die des Jahrhunderts. In der That, nach Hannibal, Cäsar, den Nassauern, Gustav Adolph, Condé, Turenne und Friederich kommend, konnte er die Kriegskunst auf ihre letzte Stufe bringen. —

Studiren wir seine hohen Thaten, welche auch die unsern sind, lernen wir in seiner Schule, wenn wir Militär sind, die Kunst, Soldaten zu führen; sind wir Staatsmänner, die Kunst Kaiserreiche zu administriren; unterrichten wir uns aber besonders durch seine Fehler, lernen wir, sein Beispiel vermeidend, die moderirte Größe lieben, diejenige, die möglich, diejenige, welche dauerhaft ist, weil sie für Andere nicht unerträglich wird; — lernen wir, mit Einem Worte, die Mäßigung an einem Manne, welcher der Unmaßhaltendste der Menschen war. Ziehen wir endlich als Bürger aus seinem Leben eine letzte und denkenswerthe Lehre, nämlich: daß, so groß, so verständig, so umfassend auch das Genie eines Mannes sei, man ihm niemals vollständig das Geschick einer Nation in die Hände lege. — Wir wollen es Frankreich nicht zum Vorwurf machen, daß es sich nach den Schrecken der Revolution am 18. Brumaire Napoleon anvertraut, der damals als jugendlicher Heros, voll Genie, überall Sieger — über Natur und Menschen, — weise, gemäßigt und religiös, geboren schien, die Welt zu entzücken. Indessen nach einigen Jahren, war dieser

Weise Thor geworden und seine Thorheit, zwar eine andere, als die von 1793, aber nicht minder unheilbringend, opferte eine Million Menschen auf den Schlachtfeldern, zog dem Vaterlande Europa's Haß zu, das er besiegen, in seinem Blute ertränken, der Früchte zwanzigjähriger Siege berauben, mit Einem Worte: verzweifeln ließ. Daß es dennoch wieder empor blühte, rührt daher, daß es in seinem Schooße die Keime der modernen Civilisation trug. Wer hätte gedacht, daß der Weise von 1800, der Unkluge von 1812 und 1813 würde? Ja! man hätte es vorher sehen können, wenn man sich erinnert haben würde, daß die Vollgewalt in sich selbst einen unheilbaren Wahnsinn trägt, nämlich: die Versuchung, Alles zu unternehmen, das Schlechte, wie das Gute.

Indem wir diese lange Geschichte unserer Triumphe und Niederlagen endigen, so ist der letzte Ruf, der sich meinem Herzen entringt, und den ich so gerne an die Herzen aller Franzosen gelangen lassen möchte, der: sie zu überzeugen, daß man niemals seiner Freiheit sich entrathen soll, und um hiezu nicht genöthigt zu werden, dieselbe niemals zu mißbrauchen.

Ende des vierundzwanzigsten Bandes.

Heilbronn.
Gedruckt in der M. Schell'schen Officin.

und hat in dieser Beziehung nur einen ihm Gleichen oder Ueberlegenen (man weiß dies nicht zu sagen), nämlich: Hannibal; denn er ist ebenso kühn, ebenso berechnend, ebenso listig, ebenso schöpferisch, ebenso schrecklich und ebenso beharrlich wie der karthagische Feldherr, nur eine Ueberlegenheit ihm voraushabend — die des Jahrhunderts. In der That, nach Hannibal, Cäsar, den Nassauern, Gustav Adolph, Condé, Turenne und Friederich kommend, konnte er die Kriegskunst auf ihre letzte Stufe bringen. —

Studiren wir seine hohen Thaten, welche auch die unsern sind, lernen wir in seiner Schule, wenn wir Militär sind, die Kunst, Soldaten zu führen; sind wir Staatsmänner, die Kunst Kaiserreiche zu administriren; unterrichten wir uns aber besonders durch seine Fehler, lernen wir, sein Beispiel vermeidend, die moderirte Größe lieben, diejenige, die möglich, diejenige, welche dauerhaft ist, weil sie für Andere nicht unerträglich wird; — lernen wir, mit Einem Worte, die Mäßigung an einem Manne, welcher der Unmaßhaltendste der Menschen war. Ziehen wir endlich als Bürger aus seinem Leben eine letzte und denkenswerthe Lehre, nämlich: daß, so groß, so verständig, so umfassend auch das Genie eines Mannes sei, man ihm niemals vollständig das Geschick einer Nation in die Hände lege. — Wir wollen es Frankreich nicht zum Vorwurf machen, daß es sich nach den Schrecken der Revolution am 18. Brumaire Napoleon anvertraut, der damals als jugendlicher Heros, voll Genie, überall Sieger — über Natur und Menschen, — weise, gemäßigt und religiös, geboren schien, die Welt zu entzücken. Indessen nach einigen Jahren, war dieser

Weise Thor geworden und seine Thorheit, zwar eine andere, als die von 1793, aber nicht minder unheilbringend, opferte eine Million Menschen auf den Schlachtfeldern, zog dem Vaterlande Europa's Haß zu, das er besiegen, in seinem Blute ertränken, der Früchte zwanzigjähriger Siege berauben, mit Einem Worte: verzweifeln ließ. Daß es dennoch wieder empor blühte, rührt daher, daß es in seinem Schooße die Keime der modernen Civilisation trug. Wer hätte gedacht, daß der Weise von 1800, der Unkluge von 1812 und 1813 würde? Ja! man hätte es vorher sehen können, wenn man sich erinnert haben würde, daß die Vollgewalt in sich selbst einen unheilbaren Wahnsinn trägt, nämlich: die Versuchung, Alles zu unternehmen, das Schlechte, wie das Gute.

Indem wir diese lange Geschichte unserer Triumphe und Niederlagen endigen, so ist der letzte Ruf, der sich meinem Herzen entringt, und den ich so gerne an die Herzen aller Franzosen gelangen lassen möchte, der: sie zu überzeugen, daß man niemals seiner Freiheit sich entrathen soll, und um hiezu nicht genöthigt zu werden, dieselbe niemals zu mißbrauchen.

Ende des vierundzwanzigsten Bandes.

Heilbronn.
Gedruckt in der M. Schell'schen Officin.

und hat in dieser Beziehung nur einen ihm Gleichen oder Ueberlegenen (man weiß dies nicht zu sagen), nämlich: Hannibal; denn er ist ebenso kühn, ebenso berechnend, ebenso listig, ebenso schöpferisch, ebenso schrecklich und ebenso beharrlich wie der karthagische Feldherr, nur eine Ueberlegenheit ihm voraushabend — die des Jahrhunderts. In der That, nach Hannibal, Cäsar, den Nassauern, Gustav Adolph, Condé, Turenne und Friederich kommend, konnte er die Kriegskunst auf ihre letzte Stufe bringen. —

Studiren wir seine hohen Thaten, welche auch die unsern sind, lernen wir in seiner Schule, wenn wir Militär sind, die Kunst, Soldaten zu führen; sind wir Staatsmänner, die Kunst Kaiserreiche zu administriren; unterrichten wir uns aber besonders durch seine Fehler, lernen wir, sein Beispiel vermeidend, die moderirte Größe lieben, diejenige, die möglich, diejenige, welche dauerhaft ist, weil sie für Andere nicht unerträglich wird; — lernen wir, mit Einem Worte, die Mäßigung an einem Manne, welcher der Unmaßhaltendste der Menschen war. Ziehen wir endlich als Bürger aus seinem Leben eine letzte und denkenswerthe Lehre, nämlich: daß, so groß, so verständig, so umfassend auch das Genie eines Mannes sei, man ihm niemals vollständig das Geschick einer Nation in die Hände lege. — Wir wollen es Frankreich nicht zum Vorwurf machen, daß es sich nach den Schrecken der Revolution am 18. Brumaire Napoleon anvertraut, der damals als jugendlicher Heros, voll Genie, überall Sieger — über Natur und Menschen, — weise, gemäßigt und religiös, geboren schien, die Welt zu entzücken. Indessen nach einigen Jahren, war dieser

Weise Thor geworden und seine Thorheit, zwar eine andere, als die von 1793, aber nicht minder unheilbringend, opferte eine Million Menschen auf den Schlachtfeldern, zog dem Vaterlande Europa's Haß zu, das er besiegen, in seinem Blute ertränken, der Früchte zwanzigjähriger Siege berauben, mit Einem Worte: verzweifeln ließ. Daß es dennoch wieder empor blühte, rührt daher, daß es in seinem Schooße die Keime der modernen Civilisation trug. Wer hätte gedacht, daß der Weise von 1800, der Unkluge von 1812 und 1813 würde? Ja! man hätte es vorher sehen können, wenn man sich erinnert haben würde, daß die Vollgewalt in sich selbst einen unheilbaren Wahnsinn trägt, nämlich: die Versuchung, Alles zu unternehmen, das Schlechte, wie das Gute.

Indem wir diese lange Geschichte unserer Triumphe und Niederlagen endigen, so ist der letzte Ruf, der sich meinem Herzen entringt, und den ich so gerne an die Herzen aller Franzosen gelangen lassen möchte, der: sie zu überzeugen, daß man niemals seiner Freiheit sich entrathen soll, und um hiezu nicht genöthigt zu werden, dieselbe niemals zu mißbrauchen.

Ende des vierundzwanzigsten Bandes.

Heilbronn.
Gedruckt in der M. Schell'schen Officin.

und hat in dieser Beziehung nur einen ihm Gleichen oder Ueberlegenen (man weiß dies nicht zu sagen), nämlich: Hannibal; denn er ist ebenso kühn, ebenso berechnend, ebenso listig, ebenso schöpferisch, ebenso schrecklich und ebenso beharrlich wie der karthagische Feldherr, nur eine Ueberlegenheit ihm voraushabend — die des Jahrhunderts. In der That, nach Hannibal, Cäsar, den Nassauern, Gustav Adolph, Condé, Turenne und Friederich kommend, konnte er die Kriegskunst auf ihre letzte Stufe bringen. —

Studiren wir seine hohen Thaten, welche auch die unsern sind, lernen wir in seiner Schule, wenn wir Militär sind, die Kunst, Soldaten zu führen; sind wir Staatsmänner, die Kunst Kaiserreiche zu administriren; unterrichten wir uns aber besonders durch seine Fehler, lernen wir, sein Beispiel vermeidend, die moderirte Größe lieben, diejenige, die möglich, diejenige, welche dauerhaft ist, weil sie für Andere nicht unerträglich wird; — lernen wir, mit Einem Worte, die Mäßigung an einem Manne, welcher der Unmaßhaltendste der Menschen war. Ziehen wir endlich als Bürger aus seinem Leben eine letzte und denkenswerthe Lehre, nämlich: daß, so groß, so verständig, so umfassend auch das Genie eines Mannes sei, man ihm niemals vollständig das Geschick einer Nation in die Hände lege. — Wir wollen es Frankreich nicht zum Vorwurf machen, daß es sich nach den Schrecken der Revolution am 18. Brumaire Napoleon anvertraut, der damals als jugendlicher Heros, voll Genie, überall Sieger — über Natur und Menschen, — weise, gemäßigt und religiös, geboren schien, die Welt zu entzücken. Indessen nach einigen Jahren, war dieser

Weise Thor geworden und seine Thorheit, zwar eine andere, als die von 1793, aber nicht minder unheilbringend, opferte eine Million Menschen auf den Schlachtfeldern, zog dem Vaterlande Europa's Haß zu, das er besiegen, in seinem Blute ertränken, der Früchte zwanzigjähriger Siege berauben, mit Einem Worte: verzweifeln ließ. Daß es dennoch wieder empor blühte, rührt daher, daß es in seinem Schooße die Keime der modernen Civilisation trug. Wer hätte gedacht, daß der Weise von 1800, der Unkluge von 1812 und 1813 würde? Ja! man hätte es vorher sehen können, wenn man sich erinnert haben würde, daß die Vollgewalt in sich selbst einen unheilbaren Wahnsinn trägt, nämlich: die Versuchung, Alles zu unternehmen, das Schlechte, wie das Gute.

Indem wir diese lange Geschichte unserer Triumphe und Niederlagen endigen, so ist der letzte Ruf, der sich meinem Herzen entringt, und den ich so gerne an die Herzen aller Franzosen gelangen lassen möchte, der: sie zu überzeugen, daß man niemals seiner Freiheit sich entrathen soll, und um hiezu nicht genöthigt zu werden, dieselbe niemals zu mißbrauchen.

Ende des vierundzwanzigsten Bandes.

Heilbronn.
Gedruckt in der M. Schell'schen Officin.

und hat in dieser Beziehung nur einen ihm Gleichen oder Ueberlegenen (man weiß dies nicht zu sagen), nämlich: Hannibal; denn er ist ebenso kühn, ebenso berechnend, ebenso listig, ebenso schöpferisch, ebenso schrecklich und ebenso beharrlich wie der karthagische Feldherr, nur eine Ueberlegenheit ihm voraushabend — die des Jahrhunderts. In der That, nach Hannibal, Cäsar, den Nassauern, Gustav Adolph, Condé, Turenne und Friederich kommend, konnte er die Kriegskunst auf ihre letzte Stufe bringen. —

Studiren wir seine hohen Thaten, welche auch die unsern sind, lernen wir in seiner Schule, wenn wir Militär sind, die Kunst, Soldaten zu führen; sind wir Staatsmänner, die Kunst Kaiserreiche zu administriren; unterrichten wir uns aber besonders durch seine Fehler, lernen wir, sein Beispiel vermeidend, die moderirte Größe lieben, diejenige, die möglich, diejenige, welche dauerhaft ist, weil sie für Andere nicht unerträglich wird; — lernen wir, mit Einem Worte, die Mäßigung an einem Manne, welcher der Unmaßhaltendste der Menschen war. Ziehen wir endlich als Bürger aus seinem Leben eine letzte und denkenswerthe Lehre, nämlich: daß, so groß, so verständig, so umfassend auch das Genie eines Mannes sei, man ihm niemals vollständig das Geschick einer Nation in die Hände lege. — Wir wollen es Frankreich nicht zum Vorwurf machen, daß es sich nach den Schrecken der Revolution am 18. Brumaire Napoleon anvertraut, der damals als jugendlicher Heros, voll Genie, überall Sieger — über Natur und Menschen, — weise, gemäßigt und religiös, geboren schien, die Welt zu entzücken. Indessen nach einigen Jahren, war dieser

Thiers, Adolphe, / Fenner von Fenneberg, Ferdinand Daniel, / Funck, Friedrich,

Geschichte des Consulats und Kaiserreichs

Bd.: 24

Mannheim 1864